Epist. 368

<36613261040017

<36613261040017

Bayer. Staatsbibliothek

Comparauit

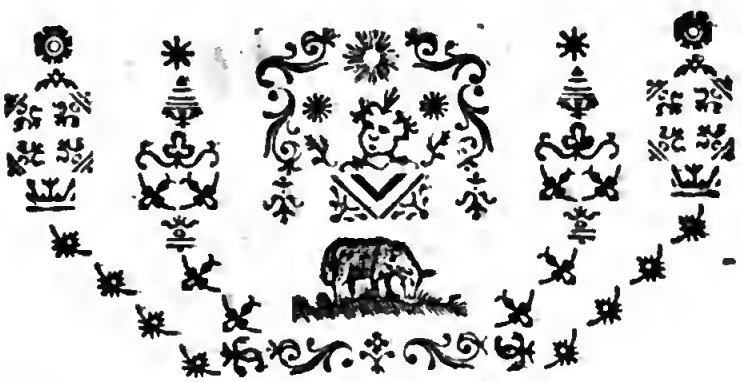
P. STEPHANUS WIEST ordinem Ciſtercienſium Profeſſus in Alterſpach, Philoſophiae et SS. Theologiae Doctor, Sereniſſ. Principis et Electoris Palatino-Bauarici Conſiliarius Eccleſ. Actualis, Theologiae dogmaticae, Patrologiae, et Hiſtoriae litterariae Theologicae in Alma Catholica Vniuerſitate Ingolſtadienſi Profeſſor publicus ordinarius.

178

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Herrn Ludwigs
Freyherrn von Holberg
vermischte
Briefe.

Fünfter Theil.



Flensburg und Leipzig,
bey Johann Christoph Korte, und in Altona im Kortenschen Bücherlager, 1760.

Der erste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir in ihrem letztern Schreiben, daß verschiedene Freunde sowohl eine Fortsetzung meiner Lebens Geschichte, als ein Verzeichniß derjenigen Schriften zu sehen verlanget, welche ich, seitdem mein dritter Lateinischer Brief ans Licht getreten, annoch heraus gegeben. Ich habe mit gutem Vorbedacht, selbst nichts mehr davon melden wollen, weil nichts besonders weiter weder von dem einen noch von dem andern gesagt werden kann. Weil Sie aber, ihres eigenen Vergnügens halber dennoch einige Nachricht hievon zu haben wünschen, so will ich in dieser Antwort ihrem Begehren eine Genüge leisten, und sowohl von meinen Lebensumständen

als von meinen Schriften annoch etwas hinzufügen. Was meine Person betrifft, so erhellet aus der beständigen Fortsetzung meiner Arbeit, daß meine gewöhnlichen Beschäftigungen noch nicht aufgehöret. Als Freyherr und Besitzer ansehnlicher Landgüter studire ich fast noch fleißiger, als da ich nur noch blos Professor war. Ich richte mich also nicht nach dem Beyspiel anderer Leute, welche sich des Tituls eines Freyherrn nur blos zu dem Ende bedienen, um mit desto größerer Anständigkeit müßig zu seyn. Weil ich aber das Schicksal habe, daß meine besten Unternehmungen öfters am meisten getadelt werden, so habe ich solches auch in diesem Stücke erfahren müssen, indem verschiedene mir meinen Fleiß keinesweges als einen Dienst anrechnen, sondern vielmehr glauben, daß ich blos zu dem Ende arbeite, um mein Vermögen zu vermehren, insonderheit, weil ihrer Meynung nach, auf eine jede Schrift, die ich verfertige, ein goldener Regen erfolget. Ich läugne zwar nicht, daß ich durch meine Schriften etwas erworben, allein dieser Gewinst ist bey weiten so groß nicht, als man sich einbildet. Die Mühe und Arbeit, welche ich an meine Schriften gewandt, ist niemahls durch dasjenige ersetzt worden, was ich dadurch verdienet habe. Ein Sachwalter kann an einem Gerichtstage, und ein Arzt bey einem einzigen Fieber oft weit mehr gewinnen, als ein Gelehrter durch Bücherschreiben in einem ganzen Jahre verdienen kann. Die großen Auflagen von meinen Schriften, die annoch unverkauft

bey

bey mir liegen, sind davon unverwerfliche Zeugen. Ja ich irre nicht, wenn ich sage, daß Müllers Postill dem Verleger weit mehr eingebracht, als mir alle meine Schriften eingetragen. Der Absatz von dänischen Büchern hat überdem in diesen letzten Jahren so sehr abgenommen, daß man fast kein Buch in dieser Sprache weiter ohne Schaden verlegen kann; und hieran ist die unerhörte Menge von dänischen Schriften schuld, welche in einer unglaublichen Anzahl seit einiger Zeit ans Licht getreten. Der gemeine Mann weis die guten Schriften von den schlechten nicht zu unterscheiden; die mehresten Personen vom Stande aber lesen lieber das unvernünftigste Zeug auf französisch, als die gründlichsten Schriften in ihrer Muttersprache; und daher darf man sich nicht wundern, daß die besten Schriften, welche in dänischer Sprache geschrieben sind, unverkauft liegen bleiben. Dieses wird durch die tägliche Erfahrung hinlänglich bestättiget, und es erhellet daraus, daß ich aus einer ganz andern Ursache, als viele sich einbilden, zu schreiben fortfahre. Ich bin nicht unempfindlich gegen die Aufmunterungen meiner Freunde, und es rühret mich der Ruhm, den meine Schriften außerhalb Landes erhalten, deren Uebersetzungen jedoch allein den Buchhändlern vortheilhaft gewesen. Und gesetzt auch, daß ich die Absicht gehabt, durch meine Arbeit etwas zu gewinnen, so gereichet mir solches mehr zum Ruhme als zum Nachtheil, da die von mir erworbenen Mittel zum Gebrauch und zum

Nutzen des gemeinen Wesens angewandt werden, so daß ich mehr als ein Rechnungsführer des Publici anzusehen bin, als daß man mich für einen Besitzer meines eignen Vermögens halten könnte. Daß meine Güter bereits vor sechszehn Jahren zum Nutzen des Publici bestimmt gewesen, solches können diejenigen bezeugen, welche mein erstes Testament nebst mir unterschrieben. In demselben hatte ich verordnet, daß nach meinem Tode eine gelehrte Gesellschaft, insonderheit zur Verbesserung der dänischen Sprache errichtet, und durch das Vermögen, welches ich hinterlassen würde, unterhalten werden sollte. Ich habe auch dieses mein Vorhaben nicht eher geändert, bis ich einige Jahre nachher wahrnahm, daß verschiedene dergleichen Stiftungen zum Vorschein kamen, und Dännemark mit so vielen in dänischer Sprache geschriebenen Büchern überschwemmet ward, daß unsre Schriftsteller mehr eines Zaums, als der Spornen nöthig zu haben schienen. Ich ward also dadurch bewogen, meinen ersten Entwurf zu verändern, und verordnete, daß von den Zinsen des Capitals, welches ich hinterlassen würde, bis dahin aber immer zu vermehren gedachte, arme Jungfern ausgestattet werden sollten. Nachdem dieses Testament von mir selbst verfertiget, und von verschiedenen guten Freunden nebst mir unterschrieben war, so gab ich einigen von meinen Bekannten diese meine Absicht zu erkennen. Wie aber alles, was neu und ungewöhnlich ist, keinen Beyfall findet, so merkte ich auch, daß die meisten

sten diese meine Einrichtung misbilligten; Ja einige giengen gar so weit, daß sie eine solche Stiftung als eine Auction ansahen, wodurch arme Jungfern für einen gewissen Preis zu kaufe gestellet würden. Wie ich also auch wegen dieses von mir gefaßten Vorhabens zu wanken anfieng, und nicht wuste, wozu ich mich entschliessen sollte, so ward die Ritterakademie zu Sora wieder aufgerichtet. Einige von meinen Freunden, denen nicht unbekannt war, daß ich in meinen Schriften die Errichtung einer solchen hohen Schule längstens, und zwar nicht ohne Grund gewünschet, suchten mich zu überreden, daß ich mein Vermögen nicht besser würde anwenden können, als wenn ich solches der wieder hergestellten Akademie zu Sora widmete, und dadurch diese dem ganzen Reiche so nützliche Anstalt unterstützte. Ich gieng ohne vieles Bedenken diesen Vorschlag ein, insonderheit, da derselbe meinem Wunsche so gemäß war, und meine Güter zum Besten der neuen Akademie für frey erkläret, und mit dem Namen und den Vorrechten einer Baronie begabet wurden. Diese meine Schenkung ward mehr oder weniger getadelt, nachdem man der Stiftung dieser neuen Akademie mehr oder weniger geneigt war. Denn ungeachtet die Stiftung einer Ritterakademie in Dännemark in Betracht der wichtigen Ursachen, die ich in meinen andern Schriften angeführet, billig allen und jeden hätte angenehm seyn sollen, so fand diese Einrichtung dennoch bey allen und jeden nicht gleichen Beyfall. Einige sahen eine solche hohe

Schule für überflüßig an. Andre zweifelten, ob sie bestehen würde, noch andre glaubten, daß sie der hohen Schule zu Copenhagen gar zu nahe wäre, und einige äußerten ihre Gedanken noch auf eine andre Art darüber. Aber der glückliche Erfolg, den diese Stiftung gehabt hat, brachte erstlich ein Stillschweigen, und nachher einen allgemeinen Beyfall zu wege. Man fieng daher auch nachmahls an, etwas gelinder von der Schenkung zu urtheilen, die von mir zur Unterstützung dieser neuen Akademie geschehen war. Indessen glaubten doch einige, daß mir diese Schenkung zu keinem sonderlichen Verdienste gereichte, indem selbige nicht eher, als nach meinem Tode vollzogen werden sollte, und dieses bewog mich, mein Vermächtniß annoch bey meinen Lebzeiten auf eine solche Art ins Werk zu setzen, wie ich in einem von meinen andern Briefen bereits erzählet, woselbst auch noch einige Nebenursachen angeführet worden, die mich zu diesem Entschlusse bewogen, und woselbst ich auch die Urtheile erzählet, die darüber gefället worden. Seit dieser Zeit erkundiget man sich nicht mehr so genau nach meiner Gesundheit, wie vorher, und man frägt mich nicht mehr so oft, wie bald ich etwa zu sterben gedächte, weil man das meiste von demjenigen bereits in Händen hat, was man vorher erstlich nach meinem Tode zu hoffen hatte. Mein Gesundheits Zustand ist übrigens gegenwärtig besser, als ich nach so vielfältig ausgestandenen Krankheiten, und nach dem Alter selbst jemahls hoffen können, worinn ich mich gegenwärtig befinde,

finde, da ich ein Jahr älter bin, als ehedem sowohl von mir selbst, als von auswärtigen Schriftstellern angegeben worden, indem ich im Jahr 1684 gebohren bin. Die Kälte verursachet, daß ich mich den gröſten Theil des Winters über in meinem Zimmer eingeschlossen halten muß. Eine andere Beschwerlichkeit, die ich seit einiger Zeit empfunden, und welche gleichfalls eine Folge des Alters ist, besteht darinn, daß ich den Harn nicht aufzuhalten vermögend bin, und verursachet zugleich, daß ich mich an keinem Orte und bey keiner Versamlung einfinden kann, als wo es mir erlaubt ist, mich, wenn es die Noth erheischt, unverzüglich wieder hinweg zu begeben. Durch diesen Umstand bin ich abgehalten worden, mich bey öffentlichen Zusammenkünften einzufinden, ungeachtet einige dieses bald einer Trägheit, bald auch andern Ursachen zugeschrieben. Verschiedene Umstände, die man an mir tadelt, haben allein in der Zärtlichkeit und Beschaffenheit meines Körpers ihren Grund, und es ist also nicht der Wille, sondern blos der Leib, welcher mich zu einem Nonconformisten machet. Ich habe für nöthig gefunden, dieses sowohl zu meiner eignen Entschuldigung, als zur Vertheidigung andrer anzuführen, die mit mir in gleichen Umständen sind, und um die ungegründeten und verkehrten Urtheile zu vereiteln, die öfters aus Unwissenheit über gewisse Personen gefället werden, die keine Schuld haben, und die mehr beklagt, als getadelt zu werden verdienen. Seitdem ich baronisirt und in den Freyherrnstand er-

hoben worden, fängt ein neuer Zeitlauf in meinem Leben an, ungeachtet meine vorige und gewöhnliche Lebensart nicht im allergeringsten dadurch verändert worden. Dieses verdient indessen doch angemerkt zu werden, daß meine Unternehmungen und meine Schriften nach dieser Zeit bey weiten nicht so vielen Beyfall gehabt, als vorher. Ob dieses daher rühret, daß man mehr Fähigkeit zu schreiben von einem Baron, als von einem Professor fordert, oder ob Neid und Misgunst hieran schuld sind, kann ich nicht gewis sagen. So viel ist indessen ausgemacht, daß meine Handlungen und meine Schriften weit genauer, als vorher, untersuchet worden, und was man vormahls gebilliget, hat man nach dieser mit mir vorgegangenen Veränderung getadelt. Meine Bücher sind lange nicht mehr so häuffig, wie sonst, gesucht worden, und die von mir verfertigten Schauspiele, welche ehedem mit großem Beyfall vorgestellet worden, hat man lange nicht mehr so oft wie vormahls aufgeführet. Ich erkühne mich nicht, dieses einer Misgunst über meine Standesveränderung zuzuschreiben, da ich fast der älteste unter allen bin, die in des Königs Diensten sind, und meine Erhebung in den Freyherrnstand die einzige und erste Stuffe ist, die ich, nachdem ich beynahe vierzig Jahre gedienet, betreten habe, da die meisten von meinen Mitbürgern währender Zeit so mancherley neue Gestalten angenommen, daß sie dadurch fast unkenntlich geworden sind. Ich kann mich überdem einer guten Abkunft rühmen, ich habe mich durch

meine

meine Arbeit und Bemühungen sowohl innerhalb als ausserhalb Landes berühmt gemacht, und endlich alles, was ich in einer so langen Zeit durch meinen Fleiß erworben, zum Nutzen des Publici hingegeben. Es kann also die Eifersucht unmöglich an einer solchen Kaltsinnigkeit schuld seyn, sondern es müssen andre mir unbekannte Ursachen hierunter verborgen liegen. Indessen hat doch dieses alles mich bisher nicht bewegen können, meinen vorigen Beschäftigungen abzusagen; ich überlege blos, was ich mündlich und schriftlich vortrage, nunmehro etwas sorgfältiger wie sonst, weil ich bemerkt, daß man meine Worte und Schriften genauer wie ehedem untersucht und beurtheilet. Hinführo aber wird niemand es mir verdenken können, wenn ich mich der Ruhe ergebe, und dergleichen Beschäftigungen andern überlasse, die mehrere Kräfte dazu haben. Ich hätte dieses bereits längstens thun sollen, denn ich bin niemahls mit so vielen Geschäften beladen gewesen, als ich gegenwärtig in meinem hohen Alter bin. Außerdem, daß ich annoch verschiedene Schriften ausgefertiget, so macht mir das Rentmeister Amt, welches ich bey der hohen Schule in Copenhagen führe, und die Verwaltung ansehnlicher Landgüter nicht nur viele Mühe, sondern auch nicht geringen Verdruß, und die Frucht davon besteht in zweenen Processen, welche mich nicht wenig beunruhiget haben, insonderheit da ich in meiner ganzen übrigen Lebenszeit von Processen befreyet gewesen bin. Den letzten Proceß bin ich gegen

einen

einen von meinen Vögten zu führen gezwungen worden, den ich andern zum Beyſpiel, und ſowohl zu meiner eignen als aller andrer Proprietarien Sicherheit gerichtlich belangen müſſen, inſonderheit da ich merkte, daß meine Gelindigkeit gegen die vorigen Vögte eine ſehr ſchlechte Wirkung gehabt. Ein jeder thut zwar ſehr wohl, daß er ſich hütet, daß er nicht in einen Proceß möge verwickelt werden, allein er muß ſich doch dabey in Acht nehmen, daß die Leute nicht auf die Gedanken gerathen, als ob man einen unüberwindlichen Abſcheu für alle Proceße habe. Denn dadurch giebt man ſich einem jeden Preis, und darf nicht daran denken, daß man jemahls einen treuen Bedienten oder Gevollmächtigten bekommen werde. Das Rentmeiſteramt bey der Univerſität in Copenhagen wird immer beſchwerlicher, und zwar inſonderheit deswegen, weil man nicht weis, wo man die öffentlichen Gelder ſicher belegen ſoll. Die Umſtände haben ſich gegenwärtig ſo ſehr bey uns verändert, daß, da man in vorigen Zeiten jemanden einen großen Gefallen erweiſen komte, wenn man ihm Geld anliehe, man gegenwärtig Mühe hat, jemanden zu finden, der Geld auf Zinſen zu nehmen verlanget. Man giebt hievon verſchiedene Urſachen an. Einige halten dieſen Umſtand für einen ſichern Beweis von der Wohlfahrt des Landes, und ich will dieſes um ſo viel weniger läugnen, je offenbarer es iſt, daß durch Aufrichtung unſrer Manufacturen große Summen im Lande bleiben, die vorher nach andern Ländern pflegten geſchickt zu werden.

Die

Die Haupturſache aber iſt die Errichtung ſo vieler Caſſen, indem die öffentlichen Gelder, die vordem in Landgütern und Häuſern in Copenhagen pflegten beſtättiget zu werden, nunmehro in dieſe Caſſen fließen. Man kann annoch hinzu fügen, daß gleich nach der hieſigen großen Feuersbrunſt der Fehler begangen ward, daß die Bürger in Copenhagen die Häuſer nicht nach dem Verhältniß der Einwohner wieder aufrichteten. Denn ungeachtet die Stadt nun nicht mehrere Häuſer hat, als vor dem Brande, ſo hat ſie doch nun noch einmahl ſo viele Wohnungen und Zimmer. Und weil ſelbige nicht alle mit Einwohnern können beſetzt werden, ſo fällt es den Eigenthümern unmöglich, die Zinſen von dem Capital abzuhalten, welches ſie in ihre Häuſer genommen, und daher rühren die vielen Auctionen, wodurch jährlich ſolche Häuſer zu Kauf geſtellet, und denen Gläubigern zugeſchlagen werden. So wie aber der Preis der Häuſer in der Stadt durch ſolche Veränderungen an der einen Seite fällt, (*) ſo ſteigt der Preis der Landgüter an der andern Seite wieder. Ungeachtet man hätte denken ſollen, daß die ſo lange anhaltende Viehſeuche die Güter ſehr in Verfall bringen, und den Preis derſelben ſehr vermindern würde, ſo ſind doch die Güter in Dännemark niemahls ſo theuer, wie gegenwärtig, verkauft worden, und dieſes rühret daher, weil diejenigen, welche baar

Geld

(*) Gegenwärtig bemerkt man doch, daß der Preis der Häuſer in Copenhagen wieder ſtark zu ſteigen anfängt.

Geld stehen haben, es wegen des merklichen Verlustes, den sie bey den Häusern in Copenhagen erlitten, nicht mehr wagen wollen, Geld in Häusern zu bestättigen, und daher mit äußerstem Vermögen dahin trachten, ein Landgut anzukaufen. Und hieraus kann man begreifen, wie wieder alles Vermuthen, des großen und so lange anhaltenden Viehsterbens ungeachtet, wodurch die Einkünfte geschwächt worden, dennoch die Landgüter so sehr gestiegen, die Häuser in Copenhagen hingegen, welche in der Brandcasse versichert sind, und also für noch ein weit sicheres Unterpfand könnten gehalten werden, fast den dritten Theil von ihrem Wehrte verlohren. Man ist also hier genöthiget, mit seinem Gelde entweder selbst zu handeln, oder es den Kaufleuten und Manufacturen auf Zinsen hinzugeben, wo man es nicht fruchtlos stehen lassen will. Weil also das Rentmeisteramt bey der hohen Schule in Copenhagen immer beschwerlicher wird, meine Jahre aber immer zunehmen, so ist es Zeit, daß ich solches andern überlasse, die dazu geschickter sind, und es mit mehrerer Munterkeit, als ich, verwalten können. Was mein Studiren betrift, so wende ich zwar noch eben so viele Stunden des Tages zum Lesen an, als ich von jeher zu thun gewohnt gewesen. Ungeachtet ich aber annoch eben so viel lese, so lerne ich doch nicht mehr so viel, und zwar eines theils, weil mein Gedächtniß mir nicht mehr so getreu ist, anderntheils aber, weil die neuern Schriften, die gegenwärtig ans Licht treten, fast nichts anders enthalten, als was

ich

ich schon so oft vorher gelesen habe, und nur wieder von neuen aufgewärmet worden. Und weil mir auch dasjenige entfällt, was ich selbst geschrieben, so lese ich oft meine eignen Schriften wieder durch, insonderheit meine dänische Reichshistorie, wie auch die von mir geschriebene Jüdische und Kirchen Historie. Einen Theil des Tages wende ich an, die griechischen Schriftsteller in der Grundsprache zu lesen, und ich habe es endlich so weit gebracht, daß ich fast mit eben derselben Fertigkeit einen griechischen Geschichtschreiber, wie einen Lateinischen lese. Seit einiger Zeit habe ich mir auch die isländische, oder die alte nordische Sprache bekannt zu machen gesucht, so daß ich gegenwärtig den Snoro Sturlesen einigermaßen verstehe, die Verse allein ausgenommen, welche darinn befindlich sind. Es ist bey der isländischen Sprache zu merken, daß die Poesie in derselben so sehr von der ungebundenen Schreibart unterschieden ist, daß es eine ganz andere Sprache zu seyn scheinet. Man findet zwar in allen andern sowohl alten als neuen Sprachen, daß die Poesie weit schwerer zu verstehen ist, als was in ungebundener Rede geschrieben worden. Allein bey der isländischen Sprache bemerkt man dieses in einem ausnehmenden Grad. Ein gelehrter Isländer, den ich deswegen gefragt, hat mir davon die Ursache angegeben, daß die isländische Poesie dadurch so schwer und unverständlich würde, weil sich die dortigen Dichter fast lauter veralteten Wörter

bedien-

bedienten, die so wenig in täglichem Umgang als in ungebundener Rede mehr üblich wären.

Wie unsre Schauspiele, nachdem solche zwanzig Jahre geruhet, wieder erneuret wurden, so habe ich mich zwar im Anfange willig finden lassen, selbige wieder einzurichten, und in ihren vorigen Stand herzustellen. Die Aufsicht darüber aber habe ich sogleich einem andern überlassen. Man glaubte im Anfange, daß es schwer fallen würde, geschickte Personen zu finden, diese Schauspiele aufzuführen, insonderheit solche, wie wir vor zwanzig Jahren gehabt, da sich hier verschiedene Personen aufhielten, welche der Geburt nach Franzosen, zum Theater geschickt, und der dänischen Sprache vollkommen kundig waren; unter denen besonders ein alter ansehnlicher französischer Schauspieler befindlich war, der das Theater aus dem Grunde kannte, und dem man den Ruhm beylegen muste, daß er die erforderlichen Gaben besaß, die Personen zur Bühne recht geschickt zu machen. Nichts destoweniger pranget dieser neue Schauplatz mit eben so guten Schauspielern, wie der vorige, und verschiedene, denen annoch das ehemalige dänische Theater bekannt ist, ziehen den neuen Schauplatz dem alten vor.

Dieses ist es, was ich in Absicht auf meine eigne Person in den letztabgewichenen Jahren annoch etwa anführen können, welches, wie Sie, mein Herr, leicht selbst einsehen werden, von so weni-

wenigem Belang ist, daß es nicht verdient, angeführt und bemerkt zu werden. Denn ich habe mich seit der Zeit fast beständig entweder in der Stadt, oder auf meinen Landgütern aufgehalten, da ehedem die Begierde, fremde Städte und Länder zu sehen, mich zu einem perpetuo mobili machte. Solche Neugierde ist gegenwärtig bey mir in meinem Alter so sehr verschwunden, daß, wenn Constantinopel auch in Fühnen läge, so würde ich schwerlich über den Belt gehen, um diese Stadt zu besehen. Es ist also nichts mehr übrig, als daß ich Ihnen von meinen Schriften Nachricht gebe, die, seitdem mein letzter lateinischer Brief ans Licht getreten, annoch von mir zu stande gebracht worden. Die Schrift, deren ich in meiner lateinischen Epistel zuletzt erwehnet, ist die Jüdische Historie. Gleich nachher nämlich im Jahr 1745 traten meine verglichenen Geschichte verschiedener Heldinnen und andrer berühmten Damen in zween Bänden in 8 ans Licht. Zu dieser Arbeit ward ich durch den Beyfall aufgemuntert, den das Publicum an meiner verglichenen Geschichte verschiedener Helden gefunden hatte, womit diese Geschichte ihrer Einrichtung nach vollkommen übereinstimmet. Einer jeden mit einander verglichenen Geschichte ist eine Einleitung vorangesetzt, die eine, sich auf die Historie der in der folgenden Geschichte beschriebenen Heldinnen beziehende Moral enthält, worauf die Vergleichung selbst folget. Beyde Theile wurden gleich darauf ins Deutsche über-

 setzt.

ſetzt. In dem Jahr vorher, nämlich 1744 traten meine moraliſchen Gedanken ans Licht. Dieſes Buch verurſachte faſt eben ſo viele Bewegungen, als Klims unterirdiſche Reiſen, weil ich mich auch darinn, wie überhaupt in allen meinen moraliſchen Betrachtungen, von der gemeinen und allenthalben angenommenen Meynung entfernet hatte. Indeſſen hat doch dieſe Schrift, unter allen, welche ich herausgegeben, den meiſten Abgang gehabt, ungeachtet ich davon keinen Vortheil gezogen, ſondern derſelbe denen zugewachſen, die ſolche wieder neu aufgeleget, und Ueberſetzungen davon veranſtalten laſſen. Die erſte deutſche Ueberſetzung ward ſehr eilfertig gemacht, weil ein gewiſſer Buchhändler gerne einem andern, der auch eine deutſche Ueberſetzung beſorgte, zuvorkommen wollte. So fehlerhaft aber auch dieſe Ueberſetzung gerathen war, ſo ward ſelbige dennoch in einer kurzen Zeit vertrieben. Die zwote Ueberſetzung, die Herr Profeſſor Reichard veranſtaltete, war der erſten weit vorzuziehen, und der gute Abgang, den auch dieſe Arbeit hatte, bezeugte zur Gnüge, daß die erſte Ueberſetzung derſelben keinen Schaden gethan. Eben dieſe meine moraliſchen Gedanken wurden nachher auch von dem Herrn Parthenai ins franzöſiſche überſetzt. Daß dieſe franzöſiſche Ueberſetzung nicht einen ſolchen Abgang hatte, wie die deutſche, rührte daher, daß man die Auflage gar zu ſtark, nämlich von dreytauſend fünfhundert Exemplaren gemacht, wodurch dieſelbe

ſelbe ihren Preis verlohr. Denn man kann ſonſt keine andre Urſache angeben, indem der Ueberſetzer ſich durch viele franzöſiſche Schriften hervorgethan, und allenthalben als ein geſchickter Mann bekannt iſt. Ich meines theils kann hierüber nicht anders urtheilen, ungeachtet einige, welche beyde Sprachen verſtehen, dafür halten, daß er ſich gar zu genau an das Original gebunden, und daß die Ueberſetzung beſſer würde gerathen ſeyn, wenn ſie nicht ſo buchſtäblich abgefaßt worden, und der Ueberſetzer ſich mehrerer Freyheit bedient hätte. In ſinnreichen Schriften iſt es ohnedem ſo wenig nöthig, als möglich, ſich ſo genau an die Worte zu binden. Denn was einer Sprache zur Zierde gereichet, das verunſtaltet die andere, und was in dieſer Sprache natürlich und angenehm klinget, das iſt in einer andern trocken und wiedrig. Man fordert daher auch von denjenigen, welche ſinnreiche Schriften überſetzen, daß ſie eben ſolche Gaben, wie diejenigen beſitzen ſollen, welche das Original abgefaßt. Eben dieſes Urtheil hat man von meinen Schauſpielen gefället, welche ins franzöſiſche, und von einigen andern meiner Schriften, inſonderheit von meinen Verwandlungen, welche ins Deutſche überſetzt worden. Ich habe bereits ſelbſt darüber meine Gedanken in einigen von meinen vermiſchten Briefen geäußert, und geſtehe gerne, daß es ſchwer fällt, Schriften, die däniſch abgefaßt worden, in andre Sprachen gut zu überſetzen, indem nur ſehr wenige fremde gefunden werden, die einige Fertigkeit und Vollkommenheit in der

dänischen Sprache erlangt haben. Im Jahr 1746 trat meine dänische Uebersetzung des Herodians ans Licht, welche ich mit einer weitläuftigen Einleitung begleitet. Weil ich in dieser Einleitung die wahre Ursache ausfündig zu machen gesuchet, wodurch Rom zu einer solchen Größe gelanget, zugleich aber auch gezeiget, daß die Ursachen, welche andere Skribenten angeführet, hiezu nicht hinlänglich sind, so hat sich diese Ausführung bey Kennern sehr beliebt gemacht, und man hat von dieser meiner Arbeit geurtheilet, daß solche wohl gerathen sey. Diese Einleitung ist von dem Königlich dänischen Kanzleyassessor und Stifts Syndico in Lübeck, Herrn D. Georg August Detharding ins deutsche übersetzt worden, welcher auch die meisten von meinen andern Schriften, und zwar mit einem solchen Fleiße übersetzt, daß seine Arbeit allenthalben Beyfall gefunden. Was aber den Herodian selbst betrift, so ist meine dänische Uebersetzung dabey nicht zum Grunde gelegt worden, worinn ich dem griechischen Original genau gefolgt bin, und am Rande überall die schwersten Stellen angemerkt habe, die in dem griechischen Texte vorkommen. Ich habe dieses hier zu berühren für nöthig erachtet, um zu zeigen, daß das Urtheil, welches ein gewisser Zeitungsschreiber über diese Uebersetzung gefället, die dänische Uebersetzung nicht angehe (*). Im

(*) Die deutsche Uebersetzung des Herodians, welche mit der Einleitung des Herrn Baron von Holberg ans Licht getreten, ist nach dem griechischen

Im Jahr 1748 wurden die beyden ersten Theile von meinen **vermischten Briefen** über verschiedene Materien gedruckt, und im folgenden Jahre erschienen meine **Lateinischen Epigrammata** in sieben Büchern, denen eine neue Ausgabe von der ehedem von mir herausgegebenen **Beschreibung von Dännemark und Norwegen** unter dem Titul folgte: **Gegenwärtiger Staat von Dännemark und Norwegen.** In diesem letzten Buche ist verschiedenes nach Masgebung der gegenwärtigen Umstände verändert worden. Im Jahr 1750 trat eine **Fortsetzung von meinen vermischten Briefen** gleichfalls in zweenen Bänden ans Licht, so daß gegenwärtig vier Theile von diesen vermischten Briefen herausgekommen, welche zusammen vierhundert sechs und vierzig Briefe in sich enthalten. Ich kann nicht umhin, bey dieser Gelegenheit etwas von der **deutschen Uebersetzung des Peter Paars** zu melden. Daß diese Uebersetzung nicht so sehr ins Auge fällt, als das dänische Original, darüber darf man sich nicht wundern. Denn dergleichen Schriften verlieren alle ihre Schön-

schen Original veranstaltet worden, und hat dabey des Herrn von Holberg dänische Uebersetzung, die sonst vortreflich gerathen, nicht wohl zum Grunde gelegt werden können, weil man sonst einen griechischen Schriftsteller aus dem dänischen würde übersetzt haben. Ob aber diese deutsche Uebersetzung den Sinn des Originals ausdrücke, oder nicht, müssen Kenner beurtheilen.

heit, wenn man sie in eine fremde Tracht einkleidet. Der englische Hudibras und andre Schriften ähnlicher Art würden ein gleiches Schicksal haben, und daher werden sie auch nicht übersetzt. Ich tadle die Arbeit nicht, welche daran gewandt worden; ich bin auch der deutschen Sprache nicht so mächtig, daß ich urtheilen könnte, ob die Arbeit gut gerathen, oder nicht. Ich will dieses einzige nur anführen, daß dergleichen comische Gedichte blos in der Sprache, worinn sie geschrieben worden, gefallen können, und daher habe ich die Uebersetzung dieser Schrift allemahl wiederrathen.

Die Urtheile, welche man in auswärtigen gelehrten Zeitungen und Monatsschriften über meine Arbeiten gefället, sind überhaupt betrachtet, also beschaffen, daß ich damit zufrieden seyn kann. Ich sage nicht ohne Bedacht, überhaupt betrachtet, indem man auch verschiedenes an meinen Schriften auszusetzen gefunden. Ich habe bereits in meinen lateinischen Briefen angezeigt, was man davon hin und wieder geurtheilet, zugleich aber auch die Ursachen berühret, warum ich mich niemahls in einen Streit mit jemanden deswegen eingelassen. Unter allen meinen Schriften ist indessen doch meine dänische Reichshistorie am wenigsten angefochten worden. Man hat durchgehends davon geurtheilet, daß ich darinn die Pflicht eines Geschichtschreibers genau beobachtet, sowohl, was die Schreibart, als was den Inhalt betrifft. Man hat die Schreibart

art deutlich und munter, und den Inhalt also beschaffen gefunden, daß die wichtigsten Dinge auch am ausführlichsten beschrieben worden. Was die Unpartheylichkeit betrift, so hat man dafür gehalten, daß solche so genau beobachtet worden, als es bey historischen Schriften möglich ist, die unter einer gewissen Censur stehen. Keine Geschichte ist auch leicht mit so vielen Beweisen und Zeugnissen, sowohl aus andern zuverlässigen Büchern, als aus glaubwürdigen Handschriften versehen, und daher hat man um so viel mehr Ursache, sich über einen gewissen unbekannten schwedischen Schriftsteller zu wundern, der diese Geschichte als eine poetische Erzählung, und den Verfasser als einen Mann abbildet, der nichts als Fabeln erzählet. Ein solches Urtheil findet bey niemanden Beyfall, und hat auch mir nicht die geringste Unruhe erwecket, insonderheit, da ich vernommen, daß seine eignen Landesleute ein solches Urtheil gemisbilliget. Ich habe daher auch nichts darauf geantwortet, und dieses eines theils auch aus Hochachtung und Dankbarkeit gegen die schwedische Nation, bey welcher meine Schriften jederzeit wohl aufgenommen worden. Wenn ich dem Berichte einiger Freunde glauben darf, so ist derjenige, der ein solches Urtheil gefället, ein Buchdrucker, welcher dabey keine Feindschaft geheget, sondern blos durch dergleichen Urtheile seinen Büchern, die er drucket, einigen Abgang zu verschaffen suchet. Ich mißgönne ihm den Vortheil nicht, den er dadurch haben kann, sondern ich wünsche nur,

daß er seinen Handel in Zukunft mehr auf andrer Leute, als auf meine Rechnung fortsetzen möge. Ich habe bereits vorher angezeigt, daß ich mich in solche Streitigkeiten nicht einflechten, sondern meine Schriften sich selbst vertheidigen lasse, am allerwenigsten schärfe ich meine Feder gegen einen Verfasser, der mich einer Unwissenheit in der Historie beschuldiget, da ich doch volle funfzig Jahre die Geschichte getrieben, und alle historische Bücher mit einem critischen Auge gelesen. Sollte aber jemand auf die Gedanken fallen, daß ich in der neuern dänischen Historie nicht unpartheyisch genug gewesen, so wird dieses Urtheil unfehlbar durch folgenden Umstand veranlasset. Die nordischen Geschichte des vorigen Jahrhunderts sind fast einzig und allein von schwedischen Skribenten, als von Pufendorf und andern, die ihn abgeschrieben, verfasset worden, von dänischen Schriftstellern aber ist in dieser Zeit fast nichts ans Licht getreten. Ein solches Stillschweigen von unserer Seite hat man als einen Beweis von der Richtigkeit der gegenseitigen Erzählungen angesehen, und dasjenige für falsch gehalten, was damit nicht übereinstimmet. Alle und jede kommen darin überein, daß Pufendorf, der Geschichtschreiber der nordischen Historie in den letzten Zeiten, ein geschickter Skribent gewesen. Was aber die Aufrichtigkeit und die Unpartheylichkeit anbelanget, so sind seine historischen Schriften eben demselben Urtheil unterworfen, welches man von den Schriften anderer fället, die sich bald in diesem bald in jenem Lande

anwer-

anwerben lassen, die Geschichte desselben Landes zu beschreiben. Ungeachtet aber sein Vorhaben gewesen, den Schweden zu Gefallen zu schreiben, so findet man doch hin und wieder Zeugnisse, welche zur Vertheidigung der dänischen Nation dienen. Dieser Zeugnisse habe ich mich bedient, und zu desto mehrerer Bestärkung mich seiner eignen Worte bedienet. Andre Umstände, die er anführet, habe ich geändert, und zwar nach dem Bericht zweener französischen Gesandten, deren hohe Principale mit Schweden in einem genauen Bündnisse gestanden. Die Originaldocumente, die ich allenthalben angeführet, können nicht erdichtet seyn, da die meisten derselben, ohne diejenigen, welche im Archiv sind, sich in den Händen vieler Leute befinden. Dem allen ungeachtet erkühne ich mich doch nicht zu behaupten, daß ich die Reguln auf das allergenaueste selbst beobachtet, welche ich andern Geschichtschreibern vorgeschrieben. Dieses aber bin ich allemahl im Stande zu beweisen, daß keiner unter allen nordischen Geschichtschreibern eine größere Unpartheylichkeit blicken lassen, und daß wenige Historien, die, wie die meinige, unter einer öffentlichen Censur stehen, aufrichtiger geschrieben worden.

Im Jahr 1751 sind meine moralischen Fabeln ans Licht getreten, die in diesem Jahre, ohne die deutsche Uebersetzung, zweymahl wieder aufgelegt worden. Diese Fabeln sind gröstentheils Originale, und in ungebundener Schreibart abgefaßt, wovon ich die Ursachen in der Vorrede zu

itztgedachten Fabeln angegeben. Uebrigens habe ich noch sechs neue Comödien ausgearbeitet, die noch bisher nicht gedruckt worden. Die erste derselben ist ein bekanntes moralisches Stück, und ich habe diesem Schauspiel den Namen Pluto beygelegt, und darinn den Streit des Reichthums mit der Armuth ausgeführet. Ehe diese Comödie auf dem dänischen Schauplatz aufgeführet worden, habe ich sie verschiedenen zu lesen gegeben, um deren Bedenken darüber zu vernehmen. Die meisten urtheilten, daß dieses Schauspiel eines von den ansehnlichsten Stücken sey, die jemahls vorgestellet worden. Weil aber eine sehr ernsthafte, und dem Ansehen nach wiedrige Moral darinn enthalten, so glaubten sie, daß dieses Stück eben dasselbe Schicksal haben würde, was der Misanthrope des Moliere gehabt, welcher zwar mit Bewunderung und Beyfall gelesen, aber mit Kaltsinnigkeit von den Zuschauern angesehen wird. Ich hegte indessen doch immer andre Gedanken, und hoffte, daß man es mit eben so vielem Vergnügen ansehen als lesen würde. Meine Hoffnung schlug auch nicht fehl, indem kein Stück jemahls mit mehrerm Beyfall aufgeführet worden. Man besorgte, daß der Pöbel, der nur an Thorheiten und Possen ein Vergnügen findet, ein Schauspiel dieser Art verachten, und daß solches insonderheit denen mißfallen würde, welche dafür halten, daß kein Schauspiel ohne Liebe und ohne listige Betrügereyen der Bedienten bestehen, überhaupt aber kein Schau-

spiel gut seyn könne, wo es nicht nach dem französischen Geschmack eingerichtet worden. Ungeachtet dieses alles mir vor Augen schwebte, so blieb ich doch bey meinem Vorhaben, zu versuchen, was für ein Schicksal ein solches ungewöhnliches Schauspiel bey den Zuhörern haben würde, und weil der Erfolg mit meinem Wunsche übereingestimmet, so glaube ich, dadurch andern Comödienschreibern den Weg gebahnt zu haben, Schauspiele von gleichem Inhalte zu verfertigen, und das Joch abzuwerfen, welches die ungegründete Gewohnheit unsrer Zeiten den Skribenten aufgelegt. Ich bediene mich mit gutem Vorbedacht der Worte: die ungegründete Gewohnheit unsrer Zeiten, indem die alten Griechen und Römer ganz anders gedacht haben. Einige von den Schauspielen des Plautus, und die meisten Comödien des Aristophanes, enthalten nicht das allergeringste von Liebesgeschichten, und meiner Meynung nach hätte man schon längst solcher Schauspiele überdrüßig seyn sollen, worinn ein verdrieslicher Vater, ein verliebter Sohn, und ein verschmitzter Diener vorkommt, und welche mit einer Hochzeit geendiget werden. Die Veranlassung zu diesem Schauspiel hat mir der Pluto des Aristophanes gegeben; aber ich habe sonst fast nichts mehr daraus entlehnet, als den bloßen Titel, so daß mein Schauspiel als ein wahres Original angesehen werden kann. Gleich darauf verfertigte ich ein anderes kleines Stück von einer Handlung, dem ich den Titul, Sganarells Reise nach dem philosophischen Lande

bey-

beylegte. Der Stoff zu diesem Schauspiel ist aus Klims unterirdischen Reise hergenommen, und es wird darinn über die meisten philosophischen Secten und deren Thorheiten gespottet. Die dritte Comödie führet den Titul, das Gespenst im Hause, oder Abra Cadabra. Das Stück kann für ein Original gehalten werden, ungeachtet der Stoff dazu aus Plauti Comödie Mostellaria, genommen worden, und ein französischer Skribent selbige in eine neue Form gegossen, und unter der Aufschrift, La Retour improvuë, oder die unvermuthete Zuhausekunst, herausgegeben hat. Das lateinische Original ist, wie alle andre Schauspiele, von fünf Handlungen, das französische aber enthält nur eine Handlung. Mein Schauspiel aber ist von drey Handlungen, welches die bequemste Eintheilung ist, und wodurch das Hauptstücke am ordentlichsten kann eingerichtet werden. Ich habe in diesem Schauspiel auch gezeiget, daß ich kein Sklave der angenommenen Reguln sey, die sich blos auf Gewohnheit und auf die eingeführte Mode gründen. In dem ganzen Stücke wird der Liebe gar nicht erwehnet, ja was noch mehr ist, so tritt keine einzige Frauensperson darinn auf. Was würde wohl ein Franzose sagen, wenn er hören sollte, daß eine Comödie auf eine solche Art eingerichtet worden. Würde er nicht ausrufen: Eine Comödie ohne Frauenspersonen ist wie ein Wagen ohne Räder. Diejenigen aber, welche dieses Stück gelesen, urtheilen dennoch anders davon. Indessen ist dieses Stücke doch

nur

nur für einmahl gemacht; und ich rathe es niemanden, öfters solche Stücke vorzustellen. Denn die Actricen sind die stärksten Magneten, welche junge Zuschauer an sich ziehen, und den Schauplatz unterhalten. Das vierte Stück führt den Titul: der Philosoph in der Einbildung, und es wird darinn ein Charakter abgeschildert, den niemand bisher, so viel ich weiß, in einem Schauspiel vorgestellet. Darinn hat das Kammermädgen die stärkste Rolle. Diese Comödie hat fünf Handlungen, und zielet auf diejenigen, welche sich einbilden, daß die Philosophie allein in der Theorie, und im Bart und Mantel bestehe, und glauben, daß sie allein alle philosophische Eigenschaften besitzen, welche aber, wenn es auf die Probe ankommt, sich verrathen, und sich selbst kennen lernen. Das fünfte Stück führt den Titul: Publicum, oder das gemeine Beste; und es wird darinn über die Projectmacher gespottet, welche lauter solche Vorschläge thun, die auf ihren eignen Vortheil abzielen, und solche mit dem Nutzen des Staats zu bedecken suchen. Diese geben sich für Aerzte des Staats aus, und wollen die Fehler heilen, womit ein Land behaftet ist. Aber sie sind den Quacksalbern und Marktschreyern ähnlich, deren Arzney ärger, als die Krankheit selbst ist. Dieses Schauspiel ist mehr für die Ohren, als für die Augen, und ist in drey Handlungen abgetheilt. Das sechste Stück besteht in einer Handlung, und führt den Namen: der verwandelte Bräutigam. Ich ward darum ersuchet, dieses Stück zu verfertigen, und

darinn

darinn kommen gar keine Mannsperſonen vor. Man ſieht hieraus, daß ich über dreyßig Comödien ausgearbeitet, welche alle aufgeführet, und öfters auf dem Schauplatz wiederhohlet werden. Trauerſpiele habe ich niemahls verſucht zu machen, ich habe auch keine Neigung dazu. Denn mir iſt alles zuwieder, was verſtellt iſt, und gleichſam auf Stelzen gehet. Indeſſen urtheilen doch einige aus den Auftritten, welche in meiner Tragi-Comödie, Melampe genannt, imgleichen aus den Stellen, die in meinen Verwandlungen vorkommen, daß ich auch zu einer ſolchen Arbeit nicht ganz ungeſchickt dürfte geweſen ſeyn. Ich aber habe mich derſelben jederzeit entſchlagen, und gegenwärtig bey meinem hohen Alter finde ich mich ſowohl hiezu, als zu aller andern Arbeit nicht mehr aufgelegt, welche Kopfbrechen erfordert. Die Ruhe iſt mir nun am dienlichſten, und niemand kann es mir verargen, wenn ich nach einer beſtändigen und mühſeligen Arbeit von ſo vielen Jahren ein wenig ſuche auszuruhen.

Indeſſen kann man doch der Ruhe ſo lange nicht völlig verſichert ſeyn, ſo lange man noch Landgüter beſitzet, indem man bald gegen die Nachbaren, und bald gegen die Pächter und Vögte ſich waffnen muß, welchen letztern man ſich ſelbſt Preis giebt, ſo bald man ſich merken läßt, daß man einen Abſcheu für alle Proceſſe hat. Die Erfahrung hat mich dieſes überzeugend gelehret. Denn nachdem ich einen Vogt nach dem andern, ungeachtet ſie mir großen Schaden zugefüget,

gefüget, dennoch unangefochten und in Ruhe abziehen lassen, und sich ein Gerücht daher ausgebreitet, daß ich einen unüberwindlichen Abscheu für alle Processe hätte, so ist die Frucht meiner Friedfertigkeit diese gewesen, daß unter meinen Vögten einer immer noch ärger als der andre gewesen, bis sie es endlich so arg gemacht, daß ich, ohne mir eine Nachrede zuzuziehen, nicht länger stille sitzen können. Ein Proceß ist also bisweilen unumgänglich, insonderheit, wenn er, wie derjenige, den ich zu führen genöthiget worden, die Proprietarien und Vögte überhaupt angehet, und der Ausfall wird zeigen, daß es rathsam sey, daß ein Proprietair seine Bedienten in Anspruch nehme, wenn sie ihn zu betrügen sich unterstehen, wo er sich nicht auf Gnade oder Ungnade ihnen ergeben will. Der Proceß inzwischen, welchen ich mit meinem Vogt angefangen, hat bisher einen solchen Lauf gehabt, daß gedachter mein voriger Vogt sich Hoffnung machen kann, ihn zu gewinnen. Denn weil ich keine Commissarien auf meiner Seite nehmen wollen, sondern mich eben denselben Richtern unterworfen, die mein Gegner erwählet, welche beyde selbst vordem Reitvögte gewesen, so ist ihr Urtheil solchergestalt ausgefallen, wie man mir lange vorher prophezeyet hatte. Die Ursache, weesfals ich keine Commissarien an meiner Seite nehmen wollen, besteht eines theils darinn, weil ich nicht gerne von dem Satze abweiche, den ich an einem andern Orte in meinen gedruckten Briefen zu erkennen gegeben, anderntheils aber, um auch der

ge-

geringsten Nachrede zu entgehen, als ob ich mich meines Standes, und des Vortheils bedienen wollte, welchen ein Herr vor seinem Diener voraus hat. Denn es heißt gemeiniglich, was kann ein armer Bedienter für Recht erwarten, wenn er mit seinem Herrn in einen Streit verwickelt ist. Ich habe deswegen meinem Reitvogt seinen Willen gelassen, und denen von ihm selbst erwählten Richtern die Entscheidung der ganzen Sache übergeben. Solche Entscheidung war also beschaffen, daß sie zum Beyspiel und Exempel kann angeführet werden. Sie gestunden, daß mein Reitvogt sich gewegert habe, auch nur eine einzige von allen meinen Forderungen zu erfüllen, woraus folget, daß er der Anfänger des Processes seyn müsse. Denn wenn jemand sich wegert, auch nur das allergeringste von dem, was er schuldig ist, zu erfüllen, so ist es ja eben so viel, als wenn er sagt, daß er Proceß führen wolle. Die von ihm selbst erwählten Richter haben dieses selbst dadurch an den Tag gelegt, daß sie ihn verurtheilet, mir acht Pöste gut zu thun, die er zu vergüten, sich beständig gewegert. Sie haben gefunden, daß mein Korn schlecht besorgt worden, daß er Pferde, Schweine ꝛc. auf meinem Hofe gehalten, und selbige mit meinem Haber und Korn gefuttert, wofür er mir nichts erstatten wollen; daß er von fünf mir zugehörigen Kühen seinen Nutzen gezogen, wofür er mir in anderthalb Jahren nicht das allergeringste berechnet; daß er aufsätzig und trotzig gegen mich gewesen; daß er den gröſten Theil von dem Korn verschwiegen,

daß

welches vom vorigen Jahre annoch übrig gewesen; daß er selbst in den kleinen Städten herumgereiset, und Geld von den Kaufleuten erpresset, die meine Schuldner gewesen, und deren ausgestellte Empfangsscheine mortificiret, die er mir kurz vorher gegen meine Quitung eingeliefert, weil ich das Geld selbst einfordern wollte. Sie haben gestanden, daß er einen Krug auf meinem Hofe gehalten, und meine Bauren und Dröscher bis in die späte Nacht in meinen Zimmern gesessen und daselbst gesoffen und gespielet. Endlich haben sie auch gestanden, daß, nachdem die Sache bereits bey dem ordentlichen Gerichte anhängig gemacht worden, ostgedachter mein Vogt sie zu seinen Commissarien verlanget, wodurch die Sache fast noch zwey Jahre länger aufgehalten worden. Aus diesen Vordersätzen hätte nun wohl einjeder nicht anders urtheilen sollen, als daß die Sache nicht sonderlich für meinen Vogt ablaufen würde. Aber der Ausfall war ganz anders, und das Urtheil lautete dahin, daß ich alle meine Forderungen fallen lassen, sechshundert Reichsthaler Strafe geben, und dem Vogt ein Zeugniß, seines guten Verhaltens und seiner redlichen Aufführung halber, ertheilen sollte. Um dieses begreiflich zu machen, so will ich die Gründe anführen, wodurch die Commissarien bewogen worden, ein solches Urtheil zu fällen. Solche waren 1) der Arrest, womit mein Reitvogt beleget worden, 2) der Verlust seines Credits, und 3) die harte Anklage, welche mein Advocat bey dem Gerichte gegen ihn erhoben hatte. Was

den Arrest betrift, so bedienen sich die Reitvögte insgemein desselben als eines rechten Schlupfwinkels, indem sie es durch ihre Aufführung dahin bringen, daß die Proprietarien dazu zu schreiten genöthiget werden, wodurch sie schon oft ihre Sache gut gemacht haben. Was aber den von mir angelegten Arrest betrift, so war derselbe in der That nichts anders, als daß ich dem Reitvogt ankündigen lies, daß er nicht vom Hofe weichen sollte. Und hiezu war ich um so vielmehr genöthiget, da ich hörte, daß mein Vogt allenthalben herum reisete, um Geld von meinen Schuldnern zu erpressen, wesfalls ich ihm, damit diese Sache nicht noch weiter gehen möchte, nicht nur das fernere Reisen gerichtlich verbieten lassen, sondern auch in gröster Eile eigene Boten nach allen Kaufstädten ausschicken muste, um den Kaufleuten Nachricht zu geben, kein Geld weiter auszuzahlen, bis sie ihre Verschreibungen zurück erhalten. Was den Verlust seines Credits betrift; so erhellet aus dem, was ich angeführet, daß er daran selbst schuld gewesen. Indessen haben die Commissarien dennoch geurtheilet, daß diese beyden Stücke von der Wichtigkeit und Erheblichkeit wären, daß alle die übrigen von mir angeführten und bewiesenen Klagen und Beschwerden dadurch ihre Kraft verlöhren, und gänzlich aufgehoben würden. Die Gründe, wodurch der Sachwalter meines Vogts die gegen denselben angebrachten Klagen zu entkräften und abzulehnen suchte, bestunden hauptsächlich darinn: wenn ich mich über die schlechte Aufsicht auf

mein

mein Getrayde beschweret, und solche bewiesen, so antwortet er, daß es an andern Orten eben so zugehe, und daß dieses eigentlich des Scheunvogts Sache sey. Wenn ich eine Erstattung wegen der Pferde und Schweine ꝛc. gefordert, die er mit meinem Haber und Korn gefuttert, so wird darauf, eben wie auf den ersten Punkt geantwortet. Wenn ich Rechenschaft wegen meiner Kühe gefordert, von denen er anderthalb Jahre den Nutzen gezogen, so heißt es, ich hätte mit ihm deswegen keinen Accord getroffen. Wenn er mehr als die Hälfte von dem Korn und Getrayde, welches vom vorigen Jahre übrig geblieben, verschwiegen und untergeschlagen, so heißt es: er habe es nur vergessen. Und auf gleiche Art ist es ihm entfallen, wenn er in der Rechnung des letzten Jahres Einhundert Reichsthaler Einnahme auf eine feine Art ausgelassen, die Ausgaben aber nur allein angeführet. Wenn ich ihn überführet, daß er nach allen Kaufstädten herum gereiset, um Geld von meinen Schuldnern zu erpressen, und die Empfangsscheine mortificirt, die er mir noch den vorigen Tag gegen Quitung eingeliefert, so sagt der Advocat, daß ihm der Dienst damals vielleicht annoch nicht aufgesagt gewesen. Wenn von der unverantwortlichen Uebermaße die Rede ist, die er sich von den Bauren geben lassen, und ihm solche bewiesen wird, so heißt es in der Beantwortung, daß man dieses mit einem Reitvogt so genau nicht nehmen müste, der nur ein geringes Lohn hätte, (ungeachtet er von mir außer dem Kostgelde und dem Monatskorn jährlich funfzig

Reichsthaler erhalten), daß andre Vögte eben daſſelbe ſtets gethan, und noch täglich thäten, und daß mir meine Güter in demſelben Jahre ein anſehnliches eingebracht, ungeachtet dieſes daher rührte, daß das Korn damahls in doppelt hohem Preiſe war. Wodurch man aber gegentheils am meiſten ausrichtete, ſolches war das gottloſe Argument ad hominem, welches ſchon ſo oft für die Gegenparthey betrübte Wirkungen hervorgebracht, und wovon ich in meinen gedruckten Briefen Erwehnung gethan, nämlich des Gegners ſchlechter Zuſtand und Vermögen, nebſt deſſen Frau und Kindern, womit ein Procurator insgemein ſeinen Vortrag ſchließet, und dieſes auf eine ſo bewegliche Art, daß alles, was ſonſt währenden Proceſſes wieder den Gegentheil angebracht worden, darüber vergeſſen wird. Es iſt gewiß, daß dieſes Argument in der gegenwärtigen Sache von einer großen Wirkung geweſen. Denn an der einen Seite hieß es: Der arme Mann iſt zu beklagen, der nunmehro ſchon ins dritte Jahr ſich nach keinem andern Dienſt umſehen können, und mit ſeiner Frau und fünf Kindern nahrlos ſitzet. An der andern Seite ſagte man: der gute Baron kann eher einen Verluſt leiden, er ſchenkt ja doch ſein Vermögen weg, welches ich täglich hören muß, ſo daß ich, wie ich merke, durch meine Schenkung die Liebe meiner Landsleute mehr verlohren, als gewonnen habe. Ungeachtet demnach dieſe Sache bey der Commiſſion auf eine ſo ganz unerwartete Art und Weiſe ausfiel, ſo trug ich doch anfänglich Bedenken, an ein

höheres

höheres Gericht zu appelliren, weil ich über diesen langwierigen Proceß schon ganz verdrieslich geworden war. Jedoch alle vernünftige Leute hielten dafür, daß ich, ohne mich einer Nachrede blos zu stellen, dieses nicht unterlassen könnte, weil es eine gemeinschaftliche Sache für alle Proprietarien wäre, und man gar zu viele Beyspiele von dem schlechten Verhalten der Reitvögte hätte. Durch solche Erinnerungen habe ich mich endlich bewegen lassen, das von der Commission gefällte Urtheil einer neuen Untersuchung zu übergeben, in der Hoffnung, daß die neue Entscheidung anders ausfallen werde, woran auch alle diejenigen, die das Urtheil und die Gründe der Commission gelesen, nicht im geringsten zweifeln, indem darinn eine Kette von Wiedersprüchen enthalten ist. Inzwischen will ich doch meine Gedanken bis auf weitern Erfolg zurückhalten, und falls der Ausgang mit meiner Erwartung nicht übereinstimmen sollte, ganz still schweigen, zugleich aber auch den Entschluß fassen, künftighin niemahls mehr einen Reitvogt zu verklagen, sondern ich will einem solchen Menschen, wenn ich mit ihm nicht zufrieden bin, lieber gleich seinen Abschied geben, und ihn lauffen lassen. Eben diesen Rath will ich auch allen andern Proprietarien geben. Wenn Sie, mein Herr, einmahl einige Augenblicke verderben, und die Commissionsacten lesen wollen, so will ich ihnen solche mit der ersten Gelegenheit zuschicken. Sie werden daraus abnehmen, daß es mit allen Umständen, die ich ihnen gemeldet, seine voll-

kommene Richtigkeit habe. Zugleich aber werden dieſe Akten auch zu einem Beweiſe dienen, daß ich auch in dieſem Falle meinen Character behauptet, nämlich ohne die alleräußerſte Noth keinen Proceß anzufangen. Was man mir hiebey zur Laſt legen kann, beſteht darinn, daß ich erſtlich dieſen Vogt gar zu lange in Dienſten behalten, und mich dazu durch ſeiner Frauen Thränen und Verſicherung, daß er ſich gewiß beſſern würde, bewegen laſſen; und hiernächſt, daß ich keine Commiſſarien auch an meiner Seite genommen habe. Denn dadurch wurden ſeine Commiſſarien Meiſter von der ganzen Sache, und richteten es alſo ein, daß, da von allen Schuldpoſten, welche unter 33 Rthl. ſind, nicht appelliret werden kann, ſie über einen jeden Poſt ein beſonderes Urtheil fälleten, welches die Gegen-Commiſſarien an meiner Seite hätten verhindern können. Dieſes alles habe ich blos zu dem Ende angeführet, um andere zu warnen, keinesweges aber mich ſelbſt zu beſchweren. Ich will blos folgendes Problema anführen: Wenn ein Bedienter ſich wegert, auch nur das allergeringſte von dem zu erfüllen, was ſeine Herrſchaft von ihm fordert, und er ſchuldig iſt, und die Commiſſarien, die er ſelbſt erwählet, ihn in den meiſten Punkten ſchuldig finden, kann denn derjenige, der ihn deswegen für Gericht fordert, mit Recht dieſerhalb als ein temere litigans angeſehen werden?

Mein ſtudiren hat übrigens gegenwärtig wenig mehr zu bedeuten. Die Luſt zu ſtudiren vergeht

geht mir immer mehr und mehr, und meine geschwächten Kräfte so wohl, als mein Alter, erlauben mir weiter keine strenge Arbeit, noch das geringste Kopfbrechen. Ich sage mit großem Bedacht, daß mir die Lust zu studiren vergehet, indem die meisten Schriften, die zu unsern Zeiten ans Licht treten, nichts als aufgewärmte Sachen enthalten. Ich will aber lieber eine aufgewärmte Suppe, oder ein wieder warm gemachtes Ragout essen, als einerley Materie so oft und nur in einem andern Formate lesen. Was meine Kräfte betrifft, so nehmen solche um so viel mehr in meinem Alter ab, je mehr ich solche in meinen jüngern Jahren angestrenget. Indessen kann ich doch noch nicht über meine Augen klagen, indem ich annoch die kleinste Schrift ohne Brille lese. Der übrige Theil des Leibes aber wird täglich schwächer.. Insonderheit sind drey Dinge meiner Gesundheit schädlich, nämlich, starke Arbeit, Kälte und Verdruß, und daher muß ich gegenwärtig mäßig studiren, mich des Winters bey dem Ofen aufhalten, und mich in keine Dinge einlassen, welche Verdruß erwecken. In Absicht auf den letztern Punkt finde ich mich nicht so oft mehr, als vorhin, in dem Collegio ein, wovon ich ein Mitglied bin, und ich gebe allen denjenigen, welche mit mir von gleicher Leibesbeschaffenheit und von einem gleichen Alter sind, den wohlgemeinten Rath, eben dasselbe zu thun. Denn in dem Collegio, worinn man in seinen jüngern und männlichen Jahren mit Ruhm gesessen, und mit Bewunde-

rung angehöret worden, werden die Worte der Alten nicht anders als ein bloßer Schall und als ein Echo angesehen, wovon man täglich Exempel hat. Nachdem ich diesen Grundsatz angenommen, und meine Aufführung in allen Stücken darnach eingerichtet, so haben sich einige darüber gewundert, wie ich mich dennoch in den abgewichenen letzten Jahren mit einer gewissen Art von Aufsicht über den dänischen Schauplatz beladen lassen. Ich habe mich aber um so viel weniger dieser Sorge entziehen können, da ich ein Stifter des dänischen Schauplatzes bin, und selbst so viele Comödien ausgearbeitet habe, mithin einigermaßen Sorge tragen müssen, daß solche gut vorgestellet werden möchten. Doch habe ich mich niemahls mit der Direction selbst befasset, indem ich aus der Erfahrung weis, daß es viel leichter sey, ein Kriegsheer, welches aus allerhand Völkern und Nationen bestehet, als eine Gesellschaft von Comödianten im Zaum zu halten, und die vielen Streitigkeiten, die nachher auch unter den Schauspielern entstanden sind, haben mich gelehret, daß ich wohl gethan, daß ich mich der Hauptdirection über das Theater entschlagen. Ich will aber dieser Streitigkeiten nicht weitläuftiger erwehnen, sondern blos zeigen, was für ein Schicksal meine Comödien auf der gegenwärtig wieder hergestellten dänischen Schaubühne gehabt haben. Da der Geschmack seit zwanzig bis dreyßig Jahren sich in Frankreich in Absicht auf die Schauspiele so sehr verändert, und die neuern Comödien, welche daselbst ans Licht treten,

blos

blos in trocknen Unterredungen bestehen, die in zierlichen Versen abgefaßt sind, so haben viele sich eingebildet, daß dieses also seyn müsse, und daher alle alte Schauspiele, ja so gar auch die Meisterstücke des Moliere verachtet. Unsre jungen reisenden Herren, welche sich allemahl ungemein gelehrig finden lassen, die pariſischen Moden anzunehmen, und auf ihren eignen Geschmack Verzicht zu thun, haben sich gleich in die pariſische Schaubühne verliebt, und bey ihrer Zuhausekunft den neuen französischen Geschmack ihren Landsleuten angenehm zu machen, die alten Comödien aber zu verachten gesuchet, von denen sie vorgegeben, daß sie zu Paris bereits längstens aus der Mode gekommen. Und weil dieses Argument jederzeit von einem großen Gewichte in den nordischen Ländern gewesen, so haben sie nicht viele Mühe gehabt, Proselyten zu machen, welche mit einem großen Eifer diese neue Lehre fortgepflanzet, und ungeachtet sie auf die gegründeten Vorstellungen, die man ihnen von der Vortreflichkeit der alten Schauspiele gemacht, nichts anders antworten können, als daß solche für die Zeiten, worinn sie verfertiget und aufgeführet worden, sehr gut gewesen, gegenwärtig aber diesen Ruhm nicht mehr behaupten könnten, so haben sie dennoch zu der erfolgten Veränderung durch ihr ungegründetes Urtheil nicht wenig beygetragen. Moliere ward also nebst unsern Originalstücken, die nach dem Plan des Moliere ausgearbeitet waren, an die Seite gelegt. Ein de Touche aber, und andre Ver-

fasser von dergleichen Gelichter erhielten deren Stelle wieder. Man war überall bemühet, neue Stücke zu übersetzen, die man dazu aus Frankreich verschrieb, und wovon man eine zahlreiche Menge erhielte, indem ein jeder sich nunmehro für fähig genug hält, ein gutes Schauspiel zu verfertigen. Und weil diejenigen, welche die Aufsicht über den dänischen Schauplatz hatten, selbst von diesem neuen Geschmacke eingenommen waren, so wurden unsre besten Originalstücke eine Zeitlang ganz bey seite gesetzt, und die ansehnlichsten von unsern Comödien, als der politische Kanngießer, Jean de France ꝛc. fast in zwey Jahren nicht auf dem dänischen Schauplatz vorgestellt. Wie aber dieser Paroxysmus ausgeraset hatte, und die Leute anfiengen, selbst zu urtheilen, und zu untersuchen, ob dieser neue Geschmack natürlich sey oder nicht, so veränderte sich die Scene gänzlich, die Zuschauer verlangten die alten Stücke wieder zu sehen, welche nachher mit dem grösten Beyfall aufgeführet wurden, und noch gegenwärtig, so oft sie auf der Schaubühne erscheinen, eine Menge von Zuschauern an sich ziehen. Die erste Probe ward mit dem politischen Kanngießer gemacht, welches Stück man am meisten verachtet, und als ein gemeines und niederträchtiges Stück abgemahlet hatte, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil die Personen, welche darinn vorkommen, bürgerlichen Standes sind; gerade als wenn ein Schauspiel den Namen eines vollkommenen und regulmäßigen Schauspiels nicht ver-

verdiente, wo nicht die darinn auftretenden Personen lauter Marquisen und vornehme Herren sind. Weil die Absicht dieser Comödie ist, über den gemeinen Mann zu spotten, der in den Reichsstädten sich über die Anstalten der Obrigkeit aufhält, und man darinn zu zeigen sich vorgenommen, daß wenn einem Bürger oder Handwerker, der seiner Einbildung nach ein großer Staatsmann ist, selbst ein Amt anvertrauet wird, derselbe sich alsdenn selbst kennen lernet, und einsiehet, daß es leichter sey, über einen Steuermann sich aufzuhalten, als selbst das Ruder zu führen, so konnten in einem solchen Schauspiel, welches die itztbeschriebene Absicht hatte, unmöglich andre Personen auftreten, als darinn würklich vorgestellet worden. Eben dieses gilt auch von der von mir verfertigten Comödie, Jean de France, welches sich über diejenigen jungen Bürgerssöhne aufhält, die von Paris als große Herren zurück kommen, und sowohl ihren Stand als ihr Vaterland verachten. Uebrigens kann man eine wichtige Ursache angeben, wesfalls nothwendig nur Personen von mittlerm Stande in unsern dänischen Schauspielen auftreten können, indem bey uns die Anzahl der Grafen, Freyherrn, und anderer Standespersonen nicht so groß ist, wie in Frankreich, wo alles von solchen Männern wimmelt. Ein jeder würde sich daran stoßen, wenn solche Personen öfters hier in Dännemark auf dem Schauplatze vorgestellet würden. Wollte man sich aber der Etats, Justiz und Kanzleyräthe bedienen, von denen

wir

wir einen ansehnlichen Vorrath haben, so würde dieses ein noch größeres Aufsehen verursachen. Uebrigens ist es ausgemacht, daß wenn die Charaktere nur wohl ausgeführt sind, der Stand der Personen wenig oder nichts zur Sache thut; und es ist dieses blos eine französische Grille, welcher man so wenig zu folgen verbunden ist, als daß man die Gewohnheit zu beobachten nöthig hat, daß ein Schauspiel sich allemahl mit einer Liebesgeschichte und mit einer Hochzeit endigen müsse. Nicht die Phantasie einer flüchtigen Nation, sondern die gesunde Vernunft muß die Regul seyn, nach welcher wir unsre Gedanken, unser Vornehmen und unser Leben einrichten müssen. Ich richte mich niemals nach einigen Gewohnheiten, so allgemein dieselben sonst auch immer seyn mögen, wenn ich finde, daß solche unvernünftig und übel gegründet sind. In der Absicht habe ich öfters angerathen, Verse ohne Reime zu machen, und Trauerspiele in ungebundener Rede zu schreiben. Ich selbst habe verschiedene Comödien verfertiget, worinn so wenig von der Liebe, als von einer Hochzeit etwas vorkommt, und weil dieselben bey vernünftigen Zuschauern einen eben so großen, ja fast noch größern Beyfall gefunden, als diejenigen, die nach dem gewöhnlichen Plan eingerichtet werden, so kann ich einigermaßen mit Recht sagen, daß ich der Stifter einer neuen Art von Schauspielen gewesen, und die alten griechischen Schauspiele wieder erneuert habe. Diejenigen von meinen Comödien, worinn keine Liebeshändel vor-

vorkommen, sind Jeppe auf dem Berge, oder der verwandelte Bauer, die Wochenstube, das arabische Pulver, Ulysses, die Zauberey oder der blinde Lärm, der zum Pfande gesetzte Bauerknabe; und endlich Plutus, welches die schönste Comödie unter allen ist, die ich verfertiget habe. Denn ungeachtet die Moral darinn stärker, als jemahls in einem andern Schauspiel, so viel mir deren bekannt sind, vorgetragen worden, so hat solche dennoch alten und jungen, muntern und ernsthaften, hohen und niedrigen Personen gefallen, und zwar in Absicht auf einige muntre Auftritte, die darinn vorkommen, welche eben dieselbe Wirkung, wie das Gold bey bittern Pillen gehabt haben. Denn wenn man dieses nicht bey moralischen Schauspielen beobachtet, so tragen sie, so künstlich sie auch sonst immer eingerichtet seyn mögen, dennoch dem Schauplatz sehr wenig ein. Der Misanthrope des Moliere, welches sein Meisterstück ist, kann hievon einen unverwerflichen Beweis abgeben. Dieses Stück wird von allen gerühmet, von wenigen aber angesehen, wenn es aufgeführet wird. Indessen haben doch auch einige prächtige Vorstellungen, die in dem Plutus vorkommen, nicht wenig zu dem Beyfall beygetragen, womit dieses Stück aufgenommen worden. Denn solche haben sowohl die Sinnen, als die Augen um so viel mehr vergnügt, als sie ganz natürlich aus dem Stücke selbst fließen, und es damit eine ganz andere Beschaffenheit, als mit den Aufzügen hat, die in dem bürgerlichen Edelmann,

mann, in dem eingebildeten Kranken ꝛc. vorkommen, welche nicht anders, als bloße Gaukeleyen betrachtet werden können. Nichts destoweniger haben doch einige französische Comödianten, oder einige französisch gesinnte Dänen, die den glücklichen Fortgang des dänischen Schauplatzes mit scheelen Augen angesehen, dieses ansehnliche Stück sehr kaltsinnig beurtheilet. Weil aber keiner von diesen allen für einen geschickten Richter in diesem Stücke gehalten werden kann, so hat niemand auf diese ungegründeten Urtheile im allergeringsten geachtet, wodurch dieses Stück überhaupt, in Absicht auf seinen Wehrt, weder etwas gewinnet noch verlieret. Diese Comödie ist übrigens die letzte von allen, welche ich geschrieben, und ist in einem solchen Alter abgefaßt, welches, wie man sonst insgemein glaubt, nicht mehr geschickt ist, Werke von dergleichen Inhalte auszuarbeiten. Ich nähere mich nun bereits meinem siebzigsten Jahre, und habe es nächst GOtt lediglich meiner Diät und meinem ordentlichen Leben zuzuschreiben, daß ich ein so hohes Alter erreicht, und unter zwölf Geschwistern annoch allein übrig bin. Wenn ich mich nicht wohl befinde, so brauche ich keine Arzeney, sondern ich enthalte mich blos desjenigen, was mir schädlich seyn kann, und lasse übrigens die Natur rathen. Denn ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich niemahls die geringste Wirkung von Pulver oder Tropfen empfunden, und daher bin ich auf die Gedanken gerathen, daß meine Natur keinen Arzt oder Wundarzt zulassen,

sondern

sondern freye Hände haben, und allein rathen will. Man sagt zwar insgemein, daß man der Natur durch Arzeneyen zu Hülfe kommen müsse. Allein es ist noch nicht ausgemacht, ob die Natur dadurch in ihren Verrichtungen mehr verwirrt, oder aufgeholfen wird; und es ist hiemit fast eben so beschaffen, als wenn man sich bey einer Krankheit eines geschickten Arztes und eines Quacksalbers zugleich bedienet. Ich führe dieses nicht zu dem Ende an, um die Arzeneykunst dadurch zu verachten. Ich sage blos, was ich durch eine lange Erfahrung bey mir selbst angemerkt, und rathe übrigens niemanden ab, sich der Tropfen und Pulver zu bedienen, insonderheit wenn er ein großes Vertrauen zu seinem Arzte hat, welches öfters mehr hilft, als eine ganze Apotheke.

Wenn sie diesen Brief zu meinen bereits gedruckten lateinischen Briefen legen, so haben sie meinen ganzen Lebenslauf. Denn in dem Alter, worinn ich mich gegenwärtig befinde, kann nichts merkwürdiges sonderlich mit mir weiter vorgehen, wo sie sich nicht nach den Krankheiten und Schwachheiten erkundigen wollen, die ich täglich empfinde, und welche das Alter mit sich führet; welches einem Leser eben so wenig angenehm zu lesen, als mir zu schreiben seyn kann. In meiner gewöhnlichen Lebensart geht nicht die geringste Veränderung vor. Denn ich führe mich noch auf eben dieselbe Art auf, und kleide mich annoch eben so, wie vor vierzig Jahren.

Mein

Mein Geschmack ist annoch eben derselbe, und ich richte mich noch eben so wenig, wie vormals, nach dem Geschmack anderer Leute, weil ich aus langer Erfahrung weis, daß solcher mehr auf eine ungegründete Gewohnheit, als auf die Natur beruhet, und hierauf gründen sich die Urtheile, welche ich in meinen Schriften so oft wieder die gemeine Meynung anderer Leute gefället. Ich bin mit dem geringen Namen vergnügt, den ich mir in der gelehrten Welt erworben habe, und bekümmere mich nicht darum, daß man meine Schriften hin und wieder kaltsinnig beurtheilet. Nur dieses einzige hat mich in einige Verwunderung gesetzet, daß der Ruhm, den man sonst meinen Schriften beyzulegen gewohnt gewesen, durch meine Standesveränderung in etwas vermindert worden. Sie wundern sich übrigens, mein Herr, und nicht ohne allen Grund, daß ich mich erkühnet habe, einige Schriften in der französischen Sprache abzufassen, welche heutiges Tages so genau untersucht, und so scharf beurtheilet wird, daß wenige gelehrte französische Skribenten selbst der Welt zu Danke schreiben können. Sie glauben daher auch, daß ich besser gethan haben würde, wenn ich mich der Hülfe eines französischen Sprachmeisters bedienet hätte. Ich habe dieses würklich mit einigen wenigen Blättern gethan. Ich habe aber gemerkt, daß die ganze Verbesserung in einer bloßen Pedanterie, und in ganz überflüßigen Anmerkungen bestanden. Denn so bald ein Franzose weis, daß eine Schrift von einem Fremden verfertiget wor-

den,

den, so glaubt er in einer jeden Linie Fehler zu finden. Um dieses zu beweisen, habe ich einmahl selbst einige Seiten aus einem unverwerflichen französischen Schriftsteller abgeschrieben, und solche für meine eigene Arbeit ausgegeben. Ich habe aber auch würklich befunden, daß diejenigen, denen ich diese Stelle zum Nachsehen übergeben, gleichfalls sehr vieles darinn ausgestrichen und verändert, weil sie geglaubt, daß ich der Verfasser sey; und daher habe ich mich nicht der Beyhülfe eines Sprachmeisters bedienen wollen, wodurch man nur mehr verwirrt als erbauet wird. Man treibt heutiges Tages die Bemühung, die französische Sprache rein und zierlich zu schreiben, in Frankreich so weit, daß die Nation dadurch fast lächerlich wird. Insonderheit aber bemerkt man, daß die so genannten demi-savans oder die Halbgelehrten die allerunbarmherzigsten Richter sind. Ich bin ꝛc.

Der zweyte Brief (*).

Mein Herr.

Ich habe dero unterm 27 des Brachmonaths (a) an mich abgelassenes angenehmes Schreiben am 3 des Heumonaths (b) wohl erhalten, und daraus ersehen, wie dieselben eine Nachricht von dem gegenwärtigen Zustand unsrer hohen Schule (c) zu haben wünschen, ob man in dem bevorstehenden Sommer hoffen könne, verschiedene gelehrte Männer entweder in der Gottesgelahrtheit (d), oder den weltlichen Rechten (e), oder auch in der Artzneykunst (f) auf die Doctorstuffe (g) erhoben zu sehen. Sie ver-

(*) Herr Baron von Holberg spottet in diesem Briefe über diejenigen, welche durchaus kein fremdes Wort dulden wollen, sondern alle und jede, aus einer andern Sprache entlehnten Wörter, die durch den langen Gebrauch bereits angenommen und ganz verständlich sind, dennoch in ihre Muttersprache übersetzen, und dadurch unverständlich werden. So übertrieben allerdings bey einigen diese Bemühung ist, insonderheit in der Artzneykunst und Anatomie, wo man ein besonderes Wörterbuch nöthig hat, um die neugeschaffenen Wörter zu verstehen, so ist dennoch diese Bemühung, wenn sie in ihren Schranken bleibet, überhaupt nicht zu tadeln.

(a) Junius. (b) Julius. (c) Akademie.
(d) Theologie. (e) Jurisprudenz. (f) Medicin.
(g) Zu Doctoribus creiret.

verlangen gleichfalls zu wiſſen, wie viele Meiſter der weltlichen Weisheit (h), imgleichen wie viele mit Lorbeer gekränte (i) Perſonen in dem abgewichenen Frühjahr erſchaffen (k) worden. Und endlich wünſchen ſie zu erfahren, wer in dieſem Jahre der Vorſteher der hohen Schule (l) und das Haupt der weltlichen Weisheit (m) ſey, und was etwa ſonſt neues in unſrer gelehrten Freyſtadt (n) vorgefallen. Ich bin aber nicht ſo glücklich, daß ich Ihnen für dieſesmahl von allem eine ausführliche Nachricht ertheilen kann, indem in groſſen Hauptſtädten jederzeit allerhand Begebenheiten vorfallen, die das Studiren hindern, und verurſachen, daß wir die gelehrten Sachen darüber aus der Acht laſſen, und wie ein gelehrter Schriftſteller (n) ſagt, uns allen Umgang mit den neun Muſen benehmen. Denn man hört in groſſen Städten von nichts anders, als Tanzverſamlungen (o), vermummten Luſtbarkeiten (p), Schauſpielen (q), von Handel und Abkürzungen (r), von der Verzehrung (s), vom Krieg und Frieden, von Angreifungs- und Vertheidigungsbündniſſen (t) und andern dergleichen Dingen, die den Ohren eines Weltweiſen (u) unerträglich ſind. Den einen Schriftſteller (v), den ſie von mir verlangen, habe ich jemanden gelie-

 hen,

(h) Magiſtri Philoſophiä. (i) Baccalaurei. (k) creiret. (l) Rector. (m) Decanus. (n) Respublica literaria. (n) Autor. (o) Ball. (p) Masqueraden. (q) Comödien. (r) Acciſe. (s) Conſumtion. (t) Offenſiv- und Defenſiv-Allianzen. (u) Philoſoph. (v) Autor.

hen, deſſen Namen ich aber nicht mehr weis, das andre Buch aber, welches ſie haben wollen, iſt in meinem ganzen Bücherſaal (w) nicht zu finden. Die Schrift aber, welche von den Thaten der Pflanzen (x) handelt, ſtehet gerne zu Dienſten. Ich habe indeſſen die beyden erſtern Bücher nebſt den andern franzöſiſchen Schriftſtellern wieder verſchrieben, und erwarte ſie im nächſtbevorſtehenden Sommer mit einer Schifsgelegenheit im Heumonath. (y) Ich muß ihnen annoch ſchlieslich melden, daß zweene berühmte Männer unlängſt mit Tode abgegangen. Der eine iſt Hr. A. B. der eine groſſe Wiſſenſchaft in der Sternkunde (z) beſaß, der andre aber Herr C. D. der ſich ſtark auf die Alterthümer (a) legte, und dabey ein groſſer Dichter (b) war. Ich bin ꝛc.

Copenhagen

Im Jahr nach unſers Geſalbten (c) Geburt 1750 den 4 des Weinmonats. (d)

N. S.

Die gelehrte Streitſchrift (e), die unlängſt in dem oberſten Hörſaal (f) gehalten worden, will ich nächſtens überſenden.

(w) Bibliothek. (x) Hiſtoria Plantarum.
(y) Julius (z) Aſtronomie.
(a) Antiquitäten. (b) Poet. (c) Chriſti.
(d) October. (e) Diſputation. (f) Auditorio ſuperiori.

Der

Der dritte Brief.

Mein Herr,

Sie tadeln es an der mir zugesandten Schrift, daß der Verfasser derselben zu verschiedenen mahlen sich der Worte, die unendlich grosse Welt, bedienet, und halten einen solchen Ausdruck einem Christen für unanständig; indem man die Welt, wenn man sie unendlich nennet, für Gott selbst hält, und dadurch die Lehre des Spinoza einführet. Sie werden es mir aber erlauben, ihnen zu sagen, daß dieses oder jenes Ausdrucks wegen, der in einer Schrift vorkommt, man die ganze Ausführung nicht so gleich verdammen, sondern solche erstlich ganz durchlesen, und in ihrem ganzen Umfange übersehen müsse, ehe man ein Urtheil darüber fället. Und alsdenn werden sie finden, daß, da der Verfasser an verschiedenen Orten in seiner Schrift GOtt von der Welt unterscheidet, und ihm die Schöpfung der Welt zuschreibet, derselbe nichts anders, als die dem Anschein nach als unendlich anzusehende Welt verstehe. Indessen scheinet doch der grosse englische Astronomus, Edmund Halley hierinn zu weit zu gehen, daß man ihn nicht wohl entschuldigen kann, ungeachtet er von der Unendlichkeit der Welt als von einer blos wahrscheinlichen Meynung redet. Seine

Worte sind folgende: Man glaubt, daß das System der Welt, nach dem Begrif, den wir gegenwärtig davon haben, den ganzen Raum einnimt, und daß sie daher wirklich unendlich sey. Die Betrachtung der Fixsterne, die wir durch Hülfe der Ferngläser als grössere und kleinere erblicken, scheinen die Meynung von der Unendlichkeit der Welt zu bestärken. In Wahrheit, wenn das System der Welt eingeschränkt ist, so würde, wie gros man sich auch die Ausdehnung vorstellen mag, dieselbe dennoch nicht mehr, als einen kleinen Punkt begreifen, wenn man solche mit dem unendlich leeren Raum in Vergleichung stellet, womit die Welt solchergestalt von allen Seiten müste umringet seyn, und auf diese Art müsten die äussersten Sterne durch ihre Schwere sich denjenigen nähern, die nahe bey dem Mittelpunkte sind, ja sie würden sich solchergestalt endlich mit ihnen vereinigen. Dahingegen, wenn die Welt unendlich ist, so bleiben alle ihre Theile in ihrem Gleichgewichte, und demzufolge behält ein jeder Fixstern seinen Platz, oder beweget sich, bis er einen Platz findet, wo er kraft sothanen Gleichgewichts ruhen kann. Daher halten auch einige dafür, daß die Meynung von der Unendlichkeit der Welt nicht übel gegründet sey.

So

So weit beregter Autor; Zu deſſen Entſchuldigung man ſagen kann, daß er dieſe Lehre nicht für ſeine eigne ausgiebt, ſondern blos ſagt, daß viele dieſelbe nicht für ganz ungegründet hielten. Man kann auch nicht läugnen, daß darinn einige Wahrſcheinlichkeit enthalten iſt, wenn es feſt ſtehet, daß die Sterne dadurch in einem Gleichgewicht erhalten werden, daß der eine auf den andern von allen Seiten gedruckt wird. Aber die Religion erlaubet nicht, daß man, um das Syſtem des Neutons zu erhalten, die Welt zu einem unermeslichen Gott macht, nnd die erſchaffenen Dinge mit dem Schöpfer vermenget. Ich bin ꝛc.

Der vierte Brief.

Mein Herr,

Man hat über die Königliche Preußische Verordnung, worinn einem jeden die vollkommene Gewissensfreyheit verstattet wird, allerhand Anmerkungen gemacht. Die hitzigen Gottesgelehrten sind damit um so viel weniger zufrieden, weil sie dafür halten, daß dadurch zu Streit, Uneinigkeit und Verwirrung in einer Societät Anlaß und Gelegenheit gegeben würde, ungeachtet die Erfahrung zeiget, daß dieses nicht von den verschiedenen Religionssecten, sondern allein von den Verfolgungen herrühret. Von sanftmüthigern Gottesgelehrten aber wird diese Verordnung gepriesen, nur haben selbige dieses Bedenken dabey, ob solche nicht ein wenig zu weit ausgedehnt worden, und sie verlangen zu wissen, ob auch die Socinianer, Naturalisten und Schwärmer mit darunter begriffen wären. Es ist kein Zweifel, daß auch diese eben so wohl als Juden und Mahometaner mit eingeschlossen worden, weil die Absicht der Verordnung einzig und allein zu seyn scheinet, daß niemand, was er auch sonst immer für eine Meynung in Absicht auf die Religion haben mag, dennoch nicht für ein unwürdig Mitglied in einer Societät gehalten werden solle, wenn er sich als ein redlicher Unterthan

terthan und als ein guter Bürger aufführet, indem weder die Regierung noch seine Mitbürger etwas dadurch einbüßen, daß er eine Sache nicht auf eben dieselbe Art, wie der andre, begreift, und eben so wenig dadurch Schaden leiden, als es einem Bürger zum Nachtheil gereichet, daß sein Mitbürger einen Flecken am Auge hat, oder nicht scharf siehet. Wenn man aber frägt: wird eine Societät nicht beunruhiget, wenn solche Leute, die ihnen gegönnte Freyheit übel anwenden, und ihre Meinungen andern wieder beyzubringen, und allenthalben auszustreuen suchen; so muß man dieses allerdings mit ja beantworten. Aus diesem Grunde aber werden daher auch diese Menschen nicht mit unter der Verordnung begriffen, als deren Absicht dahin gehet, Friede und Ruhe zu handhaben, welche sie aber als unruhige Bürger zu stören suchen. Man hält zwar insgemein dafür, daß die Römischgesinnten, welche nach ihren Religionssätzen verbunden sind, andern ihre Lehre beyzubringen, sich dessen nicht enthalten können, und man führt zum Beweis dieses Satzes ihre Aufführung in England an. Man kann aber dagegen einwenden, daß die Toleranz in diesem Reich sich nicht so weit, als in den vereinigten Provintzen erstrecket; wesfalls denn auch der Erfolg an beyden Orten nicht gleich gewesen. Uebrigens gestehe ich gerne, daß in einem jeden Lande, wo allen Secten die Gewissensfreyheit verstattet wird, man besonders auf die Römischgesinnten und Schwärmer ein wachsahmes Auge haben müsse, und zwar auf die ersten, aus der be-

reits gemeldeten Ursache, und auf die letzten, weil sie allein durch ihre Leidenschaften zu allem, was sie thun, getrieben werden, indem sie solche für göttliche Eingebungen halten, und sich den Gesetzen des Landes nicht unterwerfen wollen, welche nach ihrer Einbildung dagegen streiten. Indessen siehet man doch, daß in Holland weder die eine noch die andere Secte einige Unruhe verursachet, welches man den vernünftigen Anstalten der Obrigkeit beymessen muß. Ich will bey dem Beschluß dieses Briefes das Bedenken eines englischen orthodoxen Gottesgelehrten über die Toleranz anführen. Ungeachtet, sagt er, das Pabstthum, welches zu den Zeiten der gröbsten Unwissenheit empor gekommen, nicht anders als eine Sammlung von solchen Meynungen angesehen werden kann, welche wieder die heilige Schrift streiten, so wollten wir doch, wenn es diejenigen, die diese Religion bekennen, blos allein dabey bewenden liessen, daß sie ihre Sätze glaubten, ohne solche andern durch Macht und List wieder aufzudringen, an statt sie zu hassen oder zu verfolgen, blos allein Mitleiden mit ihnen haben. Denn man muß mit denjenigen, welche irrige Meynungen hegen, eben wie mit solchen Leuten umgehen, welche wahnsinnig sind. So lange diese niemanden beunruhigen, so muß man ihnen sanftmüthig begegnen. Man muß sie nicht binden, noch

ins

ins Gefängniß werfen, ehe sie anfangen Gewalt auszuüben, und andre zu beschädigen. Ein Römischgesinnter kann glauben, daß das geweihete Brod, Fleisch und Blut zugleich enthalte, wenn er mir nur nicht anmuthet, ein gleiches zu glauben. Wenn er aus Aberglauben dasjenige anbetet, was er mit seinem Munde genießet, so wird mir eine solche Lehre dadurch noch um so vielmehr zuwider. Nichtsdestoweniger, wenn er mir erlaubet, den Allerhöchsten auf eine der heiligen Schrift gemäßere Art zu verehren, so werde ich ihn zwar als einen Irrgläubigen betrachten, und wenn ich ihn nicht bekehren kann, mich daran begnügen lassen, für ihn zu beten. Wenn aber jemand, der eine solche wiedrige Lehre führet, mich für einen Ketzer hält, und sowohl die geistliche als weltliche Macht gegen mich zu bewafnen suchet, um mich meiner Freyheit, meines Vermögens, meiner Ehre und meines Lebens zu berauben, so muß ich mich auch gegen ihn wafnen, weil er mich zu einer fremden, und wieder meine Ueberzeugung streitenden Lehre zwingen, und mir nicht gönnen will, in Frieden zu leben. Wenn man mich in den Bann thut, so verachte ich solches, wenn die Excommunication blos allein auf das Geistliche sich

erstre-

erſtrecket. Wenn ſelbige aber mit Beraubung der Güter, mit Gefängniß und Tod begleitet wird, ſo kann ich nicht umhin, ſolchen Leuten den Krieg anzukündigen, welche mein zeitliches und ewiges Verderben ſuchen. Man kann hieraus abnehmen, was ein billiger und ſanftmüthiger Gottesgelehrter in Abſicht auf die Toleranz urtheilet, und billig urtheilen muß, wie weit ſich ſolche erſtrecke, und daß man keine Gewalt, außer wieder diejenigen, gebrauchen müße, die das Schwerdt zuerſt ziehen, und einen Staat zu beunruhigen ſuchen, worinn ihnen die Gewißensfreyheit vergönnet worden. Und es iſt kein Zweifel, daß die Königliche Preußiſche Verordnung nicht eben dieſelbe Abſicht haben ſollte. Ich bin ꝛc.

Der

Der fünfte Brief.

Mein Herr,

Sie haben die Absicht meines jüngsten an Sie abgelassenen Schreibens errathen, daß solches aus keiner andern Absicht entworfen worden, als um über das ungegründete Vornehmen derjenigen zu spotten, die sich mit so vielem Eifer bemühen, alle fremde, obgleich vorher allenthalben angenommene und verständliche Wörter zu verbannen, und an deren statt andre einzuschieben, welche so wenig, ohne Beyhülfe eines Wörterbuchs, verstanden werden können, als sonst die Sache auszudrücken geschickt sind. Verschiedene haben sich über diese meine Erinnerungen aufgehalten, insonderheit ist dieses von einem Holländer, und zwar in solchen groben Ausdrücken geschehen, die einem Matrosen und Schuytenfahrer nicht einmahl, geschweige denn einem gelehrten Manne anständig sind, und daher auch von mir keiner Antwort wehrt geachtet worden. Ein andrer vernünftiger Holländischer Schriftsteller, der einige von meinen Schriften übersetzt, hat mich hinwieder vertheidiget, so daß daraus erhellet, daß alle Holländer in diesem Stücke nicht mit einander einig sind. Ich lasse einen jeden in seiner Sprache schreiben, und gönne allen die Freyheit, die Sprache so viel

zu

zu verbeſſern als ihnen beliebet. Meine Erinnerungen betreffen blos meine Landesleute, welche, wie ich bemerkt, den Fremden in dieſem Stücke nachäffen. Denn ſo habe ich vor kurzer Zeit in einigen däniſchen Schriften verſchiedene ſolche fremde Wörter angetroffen, als Bücherſaal für Bibliotheck, und Hörſaal für Auditorium, welches beydes unverſtändlich und noch dazu zweydeutig iſt, inſonderheit das letzte. Denn durch einen Hörſaal kann ich auch ein großes Zimmer verſtehen, worinn Flachs und Hanf aufbewahret wird, weil Hör in der däniſchen Sprache Flachs oder Hanf bedeutet. Ich bin ꝛc.

Der

Der sechste Brief.

Mein Herr,

Der Kunst, Gold zu machen und in der Luft zu fliegen ist von den Menschen bereits lange vergebens nachgetrachtet worden. Aus der Erzählung, die ich letzthin von ihnen nicht ohne Verwunderung gehöret, erhellet aufs deutlichste, daß einige Leute annoch die thörichte Vorstellung nicht fahren lassen, daß das letztere nicht ganz unmöglich sey, und daß ein Mensch durch angesetzte künstliche Flügel sich auf eben dieselbe Art, wie ein Vogel mit seinen ihm von der Natur verliehenen Flügeln, sich aufwärts schwingen und davon fliegen könne. Wenn aber dergleichen thörichte Menschen nur bedenken möchten, was für ein grosser Unterscheid unter den schweren Körpern der Menschen und unter den leichten Leibern der Vögel sey, imgleichen wie der Bau der Flügel bey den Vögeln und der Schwanz beschaffen ist, dessen sich ein Vogel als eines Ruders bedienet, und was es mit den andern Eigenschaften für eine Bewandniß hat, womit die Natur sie begabet, so würden sie von einem so seltsamen Vorhaben abstehen, welches nicht nur an und für sich selbst unmöglich ist, sondern auch überdem mehr Schaden als Nutzen, ja eben dieselbe Wirkung, wie das Goldmachen

haben

haben würde, wovon ich in einem andern Briefe umständlicher gehandelt habe. Es ist daher wahrscheinlich, daß GOtt zum Besten des menschlichen Geschlechts diese Sache unmöglich gemacht habe. Denn wenn die Menschen lernen könnten, zu fliegen, so würde der ganze Erdkreis eine andre Gestalt gewinnen. Die Menschen müsten Städte und Dörfer verlassen und sich nach dem Beyspiel der Raubvögel in Höhlen eingraben, indem Mauren und Graben einen Menschen wieder die Gewalt des andern zu vertheidigen, sodann nicht weiter vermögend seyn würden. Die Reiche, die Gesellschaften und die getroffenen Bündnisse würden gänzlich aufhören, weil sie weiter nicht den geringsten Nutzen haben würden, und man würde die Menschen entweder in Höhlen, oder auf den Spitzen der Berge sehen, von denen sie, um zu rauben, hernieder fliegen, und sich mit dem gemachten Raube wieder zurück begeben würden, und der Vorzug, den die Menschen den Thieren misgönnen, würde ihnen selbst auf solche Art zum Verderben gereichen. Ich bin ꝛc.

Der

Der siebende Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen die Ursache zu wissen, warum auf unserm Schauplatz keine Trauerspiele aufgeführet werden. Es ist diese Frage schon von mehrern aufgeworfen worden, und einige meynen die Ursache darinn zu finden, daß unsre Schauspieler nicht die gehörige Geschicklichkeit besäßen, eine Tragödie aufzuführen. Allein diese Meinung hat keinen Grund, nachdem man wahrgenommen, mit welchem glücklichen Erfolg die tragischen Scenen, die in meiner Melampe vorkommen, vorgestellet worden. Ich glaube aber, daß die wahre und eigentliche Ursache hierinn bestehe: Die Trauerspiele müssen, der eingeführten Gewohnheit nach, in gebundener Rede abgefaßt seyn. Dazu aber wird viele Zeit und eine nicht geringe Arbeit erfordert, und der Schauplatz wird zugleich in große Kosten gesetzet, indem man für einen weit geringern Preis zehn Komödien, als ein einziges Trauerspiel haben kann. Dieses könnte indessen doch geändert werden, wenn man es wagen dürfte, Trauerspiele in ungebundener Rede zu schreiben. Ich sage, mit gutem Vorbedacht, wenn man es wagen dürfte. Denn dieses wird allein durch eine

gewisse angenommene Gewohnheit verboten, davon man keine hinlängliche Ursache angeben kann. Der berühmte Voltaire redet in seinem Bedenken über die Trauerspiele folgender gestalt hievon: Man hat es versucht, Trauerspiele in ungebundener Rede zu verfertigen, aber ich glaube nicht, daß ein solches Unternehmen jemals Beyfall finden dürfte. Wenn jemand unter Rubens oder des Veroneſe Gemählde seine eigene Schildereyen setzen wollte, die mit der Feder oder mit Kreide verfertiget, oder gezeichnet worden, so würde ein jeder es einem solchen Menschen als eine Thorheit auslegen, daß er seine Arbeit mit den Meisterstücken dieser großen Künstler vergleichen wollte. Man ist bey großen Fryerlichkeiten des Tanzes und der Musik gewohnt. Wenn man aber an dessen statt allein herum gehen und mit einander reden, zugleich aber auch vorgeben wollte, daß dieses eben so angenehm, und insonderheit leichter und der Natur gemäßer sey, so würde man sich in seinen Gedanken betrügen. Aber man kann hierauf erwiedern, daß aus diesen Gleichnissen keinesweges die Nothwendigkeit und der Vorzug der Dichtkunst in Trauerspielen erhelle. Denn man kann in ungebundener Rede seine Gedanken eben so hoch und präch-

prächtig, wo nicht noch erhabener, als in Verſen ausdrücken, ja man kann die Materie weit ſchöner und reicher einkleiden, wenn der Geiſt nicht durch die Verſe und durch den Reim gebunden und eingeſchränkt wird. Und daher kann eine ungebundene Rede nicht als ein mit Kreide gezeichnetes Stück gegen die Meiſterſtücke des Rubens oder Paul Veroneſe angeſehen werden. Wenn man bey großen Feyerlichkeiten nicht mit eben demſelben Vergnügen blos herum gehet, und mit einander ſpricht, als man ſinget und tanzet, ſo iſt dieſes zwar in ſo weit gewiß, aber ſo iſt der Unterſcheid unter der gebundenen und ungebundenen Schreibart nicht beſchaffen. Denn weil in beyden Fällen die Schreibart mit hohen und erhabenen Gedanken angefüllt ſeyn kann, und eine ungebundene Rede die Zuhörer eben ſo ſehr zu bewegen vermögend iſt, als ein Gedichte, ſo kann man hier keinen weitern Unterſcheid annehmen, als der unter einem Rigadon, oder einer Folie d'Eſpagne und unter einem engliſchen Tanze befindlich iſt, welche beyde Tänze man zwar mit gleichem Vergnügen tanzet, wenn die Muſik gleich gut iſt, den letztern aber doch vorzieht, weil der erſte ganz aus der Mode gekommen, und man gegenwärtig nichts als Menuetten, engliſche und polniſche Tänze liebet, weil dieſe mit mehrerer Gemächlichkeit getanzet werden können, da man bey jenen hingegen auf Stelzen zu gehen ſcheinet. Viele Dinge gründen ſich einzig und allein auf die Gewohnheit. Vielleicht höret man nach zehn bis

zwanzig Jahren ein Trauerspiel in Versen mit eben so vieler Kaltsinnigkeit an, als man gegenwärtig gähnet, wenn solches in ungebundener Rede abgefaßt worden. Man lacht gegenwärtig über die gereimten lateinischen Verse, die man in dem mittlern Alter so sehr hoch zu schätzen pflegte. Die Engländer und Italiener lassen gegenwärtig schon die Reime weg, und ihre reimlosen Gedichte werden mit eben demselben Vergnügen, wie die gereimten, gelesen. Wenn nur einige ansehnliche französische Schriftsteller erstlich den Anfang machten, Trauerspiele in ungebundener Rede auszuarbeiten, und das Parterre in Paris dazu angewöhnten, daß solches einen Geschmack daran fünde, so würden die nordischen Völker, die den Franzosen in allen Stücken getreulich nachahmen, innerhalb einer kurzen Zeit über die in gereimten Versen abgefaßten Tragödien eben so sehr spotten, als sie dieses gegenwärtig über diejenigen zu thun gewohnt sind, die in ungebundener Schreibart abgefaßt worden. Ich bin ꝛc.

Der

Der achte Brief.

Mein Herr,

Unter den besondern Meynungen des Capitain Heitmanns habe ich auch diese als die allersonderbarste gefunden, daß er der Sonne weder Hitze noch Feuer beylegt, sondern die Wärme, die wir auf dem Erdboden fühlen, blos dem Glanze der Sonne zuschreibt. Der bekannte Verfasser des Buchs, welches den Titul führt: Spectacle de la Nature, stimmt zwar dieser Meynung nicht bey. Indessen nähert er sich doch derselben, wenn er dafür hält, daß, ungeachtet die Sonne ein Feuerball sey, dennoch deren Strahlen nicht bis zu uns, vielweniger noch bis zu gewissen weit entfernten Planeten, als zu dem Saturnus und Jupiter, dringen könnten. Er führet, um seine Meynung zu behaupten, insonderheit dieses an: **Wenn die Sonne beständig ihre Strahlen ausschösse, und dadurch den ganzen Raum erfüllte, so würde selbige endlich nothwendig abnehmen und zuletzt gar vergehen müssen.** Um dieses desto deutlicher zu machen, so entlehnet er ein Gleichniß von einem Lichte, oder von einer Fackel, deren Schein man von weiten von allen Seiten her sehen kann.

Ein solches kleines Licht würde in der Geschwindigkeit erlöschen, wenn dessen Klarheit von den Strahlen herrührte, die es von sich schießt. Wenn man fragt, woher denn die Wärme und das Licht rühre, welches wir bey dem Aufgang der Sonnen an dem Horizont empfinden, so antwortet er: **Alles, von der dünnen Himmelsluft an bis auf Marmor, Stahl und Eisen, ist mit feurigen Partikuln angefüllet, welche, weil sie zerstreuet, und in der dünnen und dickern Luft gleichsam gefesselt sind, nicht eher wirken, noch erkannt werden können, bis sie sich vereinigen, welches durch den Stoß, den sie von der Sonne empfangen, und durch die Fahrt geschiehet, worinn sie gesetzt werden, wenn die große Feuerkugel sich um ihre Axe drehet, und solche dadurch zu uns herunter treibet.** Diese Meynung scheint zwar wahrscheinlicher zu seyn, als der Satz des Capitain **Heitmanns**, indem dadurch das Feuer und die Hitze der Sonnen nicht geläugnet wird. Aber so viel Mühe der Verfasser auch anwendet, die Nothwendigkeit dieser Meynung zu zeigen, so wird selbige doch nicht bey vielen Beyfall finden, denn das vornehmste Argument, dessen er sich bedienet, um seinen Satz zu bestärken, besteht darinn, daß die Sonne, oder ein Licht, durch die beständige Ausschießung so vieler Strahlen immer mehr und mehr abnehmen, und endlich

lich ganz verschwinden würde. Man kann dagegen einwenden, daß alle Strahlen, welche die Sonne ausschießet, durch die Circulation wieder zurücke geführet werden. Ja man kann gegen diese Meynung einen Einwurf machen, dem das System des Capitain Heitmanns nicht unterworfen ist; warum nämlich der Mond, der die Erde druckt, oder warum ein Komet, der mit einer unbegreiflichen Fahrt bisweilen glühend von der Sonne zurück kommt, nicht in die allenthalben zerstreueten feurigen Partikul eben dieselbe Wirkung äußere, welche man der Sonne durch ihren Stoß beylegt. Ich bin ꝛc.

Der neunte Brief.

Mein Herr,

Ich habe bereits vordem einmal die Frage aufgeworfen, ob ein Schauspiel, welches keine Liebeshändel enthält, mit Beyfall und einem guten Erfolg auf dem Schauplatz vorgestellet werden könne. Ich habe zu gleicher Zeit gezeiget, was man dagegen einwenden, und wie man die gemachten Einwürfe beantworten könne. Ich habe auch selbst, um einen Versuch zu machen, einige Komödien von dieser Art verfertiget, als Jeppe auf dem Berge, u. s. f. und dadurch meine Meynung bestärket, indem diese Schauspiele, ungeachtet darinnen nicht das geringste von der Liebe vorkommt, dennoch mit einem sehr guten Erfolg, sowohl auf unserm Schauplatz als auf fremden, vorgestellet worden. In den meisten griechischen, sowohl Lust- als Trauerspielen, ist keine Liebesgeschichte anzutreffen, weil die Alten glaubten, daß man sich auch andrer Leidenschaften, als blos der Liebe, bedienen könnte, um die Zuschauer in Bewegung zu setzen. Ich habe auch noch eine andere Frage aufgeworfen, ob ein Schauspiel, worinn keine Aktricen vorkommen, wohl mit Beyfall könne aufgeführet werden. Die meisten halten dieses

für

für ungereimt, ungeachtet die alten Griechen dieſes auch gethan haben, welche keine Aktrice auf die Bühne treten laſſen, und zwar eines theils deswegen, weil in ihren Schauſpielen keine Liebeshändel vorkamen, theils auch, weil ſie es für unanſtändig hielten, daß ein Frauenzimmer auf dem Theater erſchiene, und daher mußte allemal, ſo oft ein Frauenzimmer in einer Rolle nöthig war, ein verkleideter Akteur dieſe Perſon vorſtellen. Ich ſelbſt habe ein ſolches Luſtſpiel verfertiget, worinn keine Aktrice auf die Bühne tritt, und ich habe Urſache zu glauben, daß dieſes Stück dennoch den Zuſchauern nicht unangenehm geweſen. Indeſſen rathe ich doch nicht, ein ſolches Luſtſpiel oft vorzuſtellen, indem die Erfahrung zeigt, daß die Zuſchauer ihre Augen mehr auf die Frauenzimmer Logen, als auf den Schauplatz richten, und die Comödianten ſehr viel von ihrem Verdienſte verlieren dürften, wenn man die Aktricen gänzlich von der Bühne verbannen wollte, da ſolche der Magnet ſind, welche viele Zuſchauer herbey ziehen, und der Comödie Nutzen und Vortheil ſchaffen. Wie dieſes Stück fertig war, ſo bat man mich, auch ein anderes auszuarbeiten, worinn keine Mannsperſonen vorkämen, welches ich auch in dem Luſtſpiel bewerkſtelliget, ſo aus einer Handlung beſtehet, und den Titul führet: **Der verwandelte Bräutigam.** Ich bin ꝛc.

* * *

Der zehnte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu wissen, wer den Compaß zuerst erfunden habe. Man ist darüber so wenig, als wegen vieler andern wichtigen Erfindungen, einig, indem eine jede Nation sich diese Ehre zuzueignen suchet. Alles was man mit Gewisheit hiervon sagen kann, besteht darinn, daß verschiedene an dieser herrlichen Erfindung Theil haben, welche mit der Zeit immer mehr und mehr zu ihrer Vollkommenheit gebracht worden. Die Italiener sagen, daß Flavius Gioja im Jahr 1302 den ersten Compaß verfertiget: Die Franzosen schreiben ihrer Nation diese Ehre zu, und behaupten, daß man bereits im zwölften Jahrhundert in Frankreich die Eigenschaft der Magnetnadel gewußt habe, daß sich solche immer gegen Norden wende. Sie nehmen noch einen Beweis, daß diese Erfindung Frankreich zugehöre, von der Lilie, als dem Wapen von Frankreich her, welche insgemein auf den Compaß gemahlet wird, um die Gegend von Norden anzuzeigen. Die Engländer sagen, wenn der Compaß bey ihnen nicht zuerst erfunden worden, so habe dennoch die englische Nation denselben erstlich recht zu seiner Vollkommenheit gebracht.

bracht. Sie ſuchen ſolches damit zu beweiſen, daß die Büchſe, worinne der Compaß eingeſchloſſen iſt, von den Franzoſen und Italienern Bouſſole oder Bollola genannt werde, welches von dem engliſchen Worte Boxel herkomme, ſo eine kleine Schachtel oder Büchſe bedeutet. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Chineſer bereits lange vorher gewußt haben, daß die Magnetnadel ſich allemal gegen Norden wende. Aber die Europäer haben zuerſt gezeiget, was für ein großer Nutzen daher für die Schiffahrt zu erwarten ſey. Man hat ſeit uralten Zeiten bereits die Kraft des Magneten gekannt, und gewußt, daß derſelbe das Eiſen an ſich ziehe. Aber dieſes iſt erſtlich in ſpäteren Zeiten bekannt worden, daß er ſich beſtändig gegen Norden kehre, und daß, wenn man ein Stück Eiſen damit beſtreichet, ſolches ſich ebenmäßig gegen dieſe Himmelsgegend wende. Dieſes ward eine Zeitlang, blos um die Neugierde zu vergnügen, angewandt, und viele bedienten ſich dieſer Erkenntniß blos zum Taſchenſpielen. Man ſtellte z. E. einen hohlen Schwan auf dem Waſſer vor, der eine eiſerne Schlange im Schnabel hatte, welcher nach einem Stücke Brod ſchwamm, das auf einem Meſſer ſtack, ſo man vorher mit dem Magnet beſtrichen hatte, welches als eine Art der Zauberey angeſehen ward, inſonderheit, da man auch zeigte, daß eine mit dem Magnet beſtrichene Nadel ſich allemahl gegen Norden kehrete. Man fieng aber nachher an, dieſe Erfindung zu etwas wichtigerm anzuwenden, und ſich des

Ma-

Magnets, als eines Wegweisers bey der Schiffahrt, zu bedienen, so daß dadurch erstlich der Grund zu der rechten Steuermannskunst, und zu der gegenwärtig so sehr blühenden Handlung gelegt worden. Denn ungeachtet verschiedene Völker auch schon vor dieser Zeit einen großen Handel zur See getrieben, so ist doch derselbe auf keine Art und Weise mit demjenigen zu vergleichen, der gegenwärtig getrieben wird, und dessen Anfang man seit dem vierzehnten Jahrhundert rechnen kann, da die Compasse verfertiget worden. In uralten Zeiten erkühnte man sich nicht, sich recht auf die wilde See zu wagen, sondern man segelte an den Küsten hin, wenn man von einem Lande nach dem andern segeln wollte; wann aber einige sich auf die offenbare See begaben, so wurden sie als Waghälse angesehen. Durch die Beobachtung des Nordsterns ward zwar die Schiffahrt erleichtert, indem dieser Stern, der stets unbeweglich ist, ihnen zum Wegweiser, auch auf den grossen Meeren, diente. Und man findet daher auch, daß die Phönizier, und nach ihnen die Griechen, weite Reisen, nicht nur auf der mittelländischen See, sondern auch auf dem großen Weltmeer, angestellet. Weil aber der Himmel nicht allemal klar ist, und die Sterne bey Tage nicht gesehen werden können, so war die Schiffahrt dennoch allemal vieler Unsicherheit und Gefahr unterworfen. Und daher muß man den rechten Anfang einer sichern Seefahrt in das vierzehnte Jahrhundert nach Christi Geburt setzen, da man

nach

nach der Erkenntniß, die man von der Kraft des Magnets erhalten hatte, den Compaß einrichtete. Dadurch sind die großen Reisen veranlasset worden, welche die Europäer, insonderheit die Portugiesen und Spanier unternommen haben. Dieser Erfindung hat man die Entdeckung so vieler bisher unbekannt gewesenen Länder, ja der ganzen neuen Welt, nämlich Amerika, zu danken; Ja man hat sich durch Hülfe der Compasse erkühnet, die ganze Welt zu umsegeln, so daß diese Erfindung von der Kraft und Eigenschaft des Magnets, deren man sich im Anfange blos zum Vergnügen und zur Taschenspielerkunst bediente, als die größte und nützlichste unter allen Erfindungen mit Recht angesehen werden kann. Ich bin ꝛc.

Der eilfte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir in ihrem Briefe, daß sie dasjenige mit Vergnügen gelesen, was ich ihnen letzthin von der Erfindung des Compasses gemeldet. Sie verlangen aber nun auch, gegenwärtig von mir zu wissen, was doch dem Columbus Anlaß und Gelegenheit gegeben, die damals annoch unbekannten Länder, oder die neue Welt aufzusuchen. Man hat davon verschiedene Nachrichten, welche aber nicht gegründet zu seyn scheinen. Denn das Absehen des Columbus war nicht eigentlich dahin gerichtet, neue und unbekannte Länder aufzusuchen, sondern er wollte blos einen kürzern und bequemern Weg nach China und Ostindien, als denjenigen ausfündig machen, den die Portugiesen bisher erwählet, indem sie den afrikanischen Küsten folgen, und die Linie zweymal paßiren mußten, ehe sie ihren Zweck erreichen konnten. Daß dieß allein die Absicht dieses großen Mannes gewesen, solches erhellet aus dem ersten Vorschlag, welchen er dem König in Portugall, Johannes dem andern, that, welcher sich damals einen Weg nach Indien und China durch die Umsegelung von Afrika zu bahnen suchte. Weil aber der König diesen

sen Vorschlag verwarf, und bey seinem ersten Vornehmen beharrte, so begab sich Columbus nach Spanien, wo sein Anschlag Beyfall fand. Anstatt aber nach China zu kommen, entdeckte er verschiedene bisher unbekannt gewesene Insuln, und endlich das große feste Land, welches gegenwärtig den Nahmen der neuen Welt oder Amerika führet, den es von einem florentinischen Kaufmann, Amerikus Vesputius erhalten hat. Dieser gelangte ganz unverdienter Weise zu der Ehre, der neuen Welt seinen Nahmen mitzutheilen, welche dem Columbus allein mit Rechte zukam. Dieser Amerikus Vesputius begab sich als ein Passagier im Jahr 1499 auf eine Flotte, und verrichtete nichts anders, als daß er einen Zuschauer von einigen Zügen abgab, die auf das feste Land geschahen. Er gab sich aber bey seiner Zuhausekunft für einen Erfinder der neuentdeckten Länder aus, und genoß also, wiewohl ganz unverdient, der Ehre, daß die neue Welt nach seinem Nahmen genennet ward. Columbus war aber hiezu allein berechtiget, und wenn ja ein anderer, als er, dieser Ehre hätte theilhaftig werden sollen, so hätte es entweder Ferdinandus Cortesius oder Franciscus Pizaro seyn müssen, von denen der erste den nordlichen, und der letzte den südlichen Theil des festen Landes eingenommen. Ich bin ꝛc.

Der

Der zwölfte Brief.

Mein Herr,

Der Streit, den gelehrte Naturforscher schon seit einer so langen Zeit wegen der Seele der Thiere mit einander geführet, ist noch nicht aus, indem eben so viele Beweisgründe wider diese Meynung angeführet werden können, als man insgemein beyzubringen pflegt, um selbige zu bestärken. Die Cartesianer scheinen zwar auszuschweifen, wenn sie die Thiere, ungeachtet der vielen Exempel, die dagegen aus der Erfahrung können beygebracht werden, dennoch zu bloßen Maschinen machen. Die rechtgläubigen Weltweisen finden aber doch auch an der andern Seite solche Schwierigkeiten, welche sie bisher noch nicht heben können, indem die Cartesianer sie mit ihrem eigenen Schwerdte schlagen und zeigen, daß die Gründe, die man zum Beweis von dem Verstande der Thiere anführet, gar zu viel beweisen, indem daraus fließet, daß die Thiere solchergestalt nicht allein klüger als die Menschen, sondern auch klüger als die Engel selbst seyn müßten, und mit mehrerer Gewißheit, als ein Prophet, zukünftige Dinge vorher sehen wür-

würden. Ich erkühne mich nicht hierinn einen Ausspruch zu thun, indessen dünkt mich doch, daß die Carteſianer die ſtärkſten Gründe, die man gegen ſie anführet, zu ihrem Vortheil anwenden können. Unter allen Erfahrungen, die man bisher von dem Verſtande der Thiere angeſtellt, iſt mir kein Exempel merkwürdiger vorgekommen, als was von einem Prieſter hier in Seeland angemerkt worden, und einem Carteſianer gewiß verwirrt machen kann. Der Mann, der dieſe Erfahrung gemacht, verdient nicht nur völligen Glauben, ſondern iſt auch längſtens als ein vernünftiger und gelehrter Mann bekannt. Die Geſchichte iſt folgenden Inhalts. Bemeldter Prieſter bemerkte bey einem Storchsneſt, daß, wenn der Storch ſeine Gattinn verlies, um Futter für dieſelbe und ſeine Jungen zu hohlen, ſich alſobald ein fremder Storch einſtellte. Dieſes munterte ihn auf, genauer Acht darauf zu geben, und er ward gewahr, daß der fremde Storch eine Zeitlang ſeinen heimlichen Beſuch fortſetzte, und ſich, wann er wieder wegflog, allemal badete. Endlich kam der rechte Storch unvermuthet, und ehe es der fremde geglaubt, wieder zurücke. Wie derſelbe wahrnahm, daß ſeine Gattinn einen unerlaubten Umgang mit einem fremden Storch hatte, ſo flog er mit einem großen Geſchrey weg, kam aber gleich darauf mit einer ganzen Menge anderer Störche wieder zurücke. Nachdem dieſe ſich in einen Kreis geſtellet, und gleichſam gerathſchlaget, was hiebey vorzunehmen ſey, ſo

griffen sie endlich den Schuldigen an, und rissen ihn in kleine Stücke. Diese Historie giebt ein Beyspiel von der Eifersucht, von der Untreue im Ehestande, von der Rache, von dem gehegten Gerichte, und von der Vollstreckung des Urtheils. Ich bin ꝛc.

Der dreyzehnte Brief.

Mein Herr,

Sie wünschen meine verglichene Geschichte verschiedener Heldinnen fortgesetzet zu sehen und noch mehrere Nachrichten von solchen heroischen Damen zu lesen, die unter denen, welche ich angeführet, eine Stelle verdienen. Insonderheit glauben sie, daß die itzt verwittwete Königinn von Spanien Elisabeth, welche ganz Europa in Bewegung gesetzet, vor vielen andern darinnen angeführet werden müßte. Ich will aber diese Arbeit nunmehro andern überlassen, welche jünger sind, und mehrere Kräfte haben, als ich, um eine so weitläuftige und beschwerliche Arbeit zu unternehmen. Uebrigens aber gestehe ich gerne, daß die itzt erwehnte Königinn einen Platz unter den heroi-

herdischen und großen Damen mit dem größten Rechte behaupten könne, und zwar sowohl in Absicht auf ihren Verstand, als auch wegen ihrer Standhaftigkeit, alles, was sie sich vorgenommen, durchzutreiben, wozu eine ungezähmte Regierſucht der Zunder gewesen, welche sie, wie es scheinet, von dem großen Käyser Carl dem fünften geerbet, von dem sie in gerader, wiewohl unächter Linie abstammet. Denn da obgedachter Käyser Carl, wie er nur noch Graf von Flandern war, sich einmal zu Oudenarde aufhielte, so verliebte er sich auf einem Ball in ein junges Frauenzimmer, Namens Margaretha, mit welcher er eine Tochter zeugte, die gleichfalls den Namen Margaretha erhielte. Carl trug die Auferziehung dieses Kindes zuerst den nächsten Verwandten desselben, nachher aber seiner Schwester Maria, der verwittweten Königinn von Ungarn, auf. Wie diese junge Margaretha ein Alter von eilf Jahren erreicht hatte, so ward sie mit Alexander Medicis von Florenz vermählt, welcher nachher ermordet ward. Hierauf gieng sie die zwote Ehe mit dem Herzog von Parma Octavio Farneſe ein, und aus dieſer Ehe stammet die parmesanische Prinzeßinn Elisabeth her, welche zu unsern Zeiten Königinn von Spanien geworden. Ihr Glück hat sie dem berühmten Alberoni zu danken, der zwar von einer geringen Herkunft, aber ungemein schlau

und listig, und durch Vermittelung des Herzogs von Vendome in spanische Dienste gekommen war. In diesem Dienste machte er sich sowohl durch seine Verschlagenheit als durch den Haß, den er gegen das Oesterreichische Haus trug, ungemein beliebt. Und weil er auf nichts mehr bedacht war, als dieses Haus zu unterdrücken und die Heyrath zu hintertreiben, welche einige zwischen dem König Philipp und der ältesten Ertzherzoginn zu Stande zu bringen suchten, so nahm er sich vor, heimlich einen Vorschlag zu einer Heyrath mit der Prinzeßinn Elisabeth von Parma zu thun, und zwar um so viel mehr, weil er selbst ein gebohrner Unterthan von Parma war. Diese Elisabeth war eine muntere und kluge Prinzeßinn. Sie hatte die Staatsverfassung von Europa vollkommen inne, und besaß viele große Eigenschaften. Eine Ehe mit dieser Prinzeßinn, welche eine Erbinn der beyden Fürstenthümer, Parma und Piacenza war, konnte dem König von Spanien ein Recht geben, festen Fuß wieder in Italien zu fassen, und die verlohrnen italiänischen Provinzen wieder zu gewinnen. Nachdem Alberoni diese Heyrath heimlich zu Stande gebracht, und dazu so wohl des Königs und des Herzogs, als des Pabstes Einwilligung erhalten hatte, so ward die Heyrath bekannt gemacht, und die Prinzeßinn begab sich nach Spanien. Vor ihrer Ankunft war der Zu-

stand

ſtand dieſes Königreichs folgendergeſtalt beſchaffen. Der Cardinal del Giudice war erſter Miniſter, und die Prinzeßinn Urſini war von dem Könige zur Oberhofmeiſterinn der Königlichen Kinder erklärt. Dadurch erhielte die Letztere Gelegenheit, oft mit dem Könige zu reden, und hatte ſich durch ihren Verſtand dergeſtalt bey demſelben beliebt gemacht, daß ſie ſich ſo gar zum Throne Hoffnung machte, welches nicht ſo ganz ungereimt war, indem ihr verſtorbener Vater aus einer alten und anſehnlichen römiſchen Familie herſtammte. Aber der Zuſtand in Spanien ward durch dieſe neue Heyrath gänzlich verändert. Sobald die Königliche Braut an den ſpaniſchen Gränzen anlangte, ſo gieng die Prinzeßinn Urſini derſelben entgegen, um ihr Glück zu wünſchen, Eliſabeth aber, die in allem des Cardinals Alberoni Rath und Gutdünken folgte, antwortete ihr kein einziges Wort. Gleich darauf ward der Prinzeßinn Urſini in des Königs Namen angedeutet, ſich nach Frankreich zu begeben, welchem Befehl ſie unverzüglich nachkommen mußte. Nachher reiſete ſie nach Rom, wo ſie ihre Tage geendiget. Solchergeſtalt war dieſe mächtige Prinzeßinn aus Spanien geſchaffet, und die Parmeſaniſche Prinzeßinn hielt kurz darauf Beylager mit dem Könige im Jahr 1714. Der Cardinal del Giudice, welcher erſter Miniſter war, mußte dieſe Würde niederlegen, womit Alberoni

roni wieder bekleidet ward, und die Amme der neuen Königinn, Donna Laura, welche nur von geringer Herkunft war, erhielt die Stelle der Prinzeßinn Ursini bey der Königinn wieder. Nachdem Elisabeth solchergestalt regierende Königinn geworden war, so leuchteten gleich die erhabenen Eigenschaften hervor, womit sie von der Natur begabet worden. Sie suchte vor allen Dingen, die alte Hofparthey im Zaum zu halten, und weil der Prinz von Asturien das Haupt dieser Parthey war, und die Königinn merkte, daß dieser Prinz von den Unterthanen sehr geliebet ward, so schränkte sie ihn dergestalt ein, daß er, auch so gar nach seiner Vermählung mit der Portugiesischen Infantinn, nicht die Freyheit hatte, auszufahren, oder spatzieren zu gehen, ohne sich vorher dazu die Erlaubniß auszubitten. Weil sie die Neigungen der Spanier genau erforschet hatte, so suchte sie durch verschiedene Veränderungen, von denen sie wußte, daß sie der Nation angenehm waren, deren Gunst zu gewinnen. Ihre erste Sorge war, die spanische Seemacht zu vermehren, und Manufakturen von spanischer Wolle anzulegen, wozu sie sowol durch den Cardinal Alberoni, als die oben angeführte Donna Laura, aufgemuntert ward. Sie hatte dabey eine gedoppelte Absicht, und suchte dadurch eines theils den eignen Handel von Spanien empor zu bringen, und das Geld im Lande

zu

zu behalten, welches für fremde Waaren sonst in andre Reiche pflegte geschickt zu werden, andern theils aber den Handel der Engländer zu schwächen, welche die spanische Wolle an sich kauften, und solche nachher verarbeitet wieder an die Spanier verkauften. Nichts konnte der spanischen Nation angenehmer seyn, als dieses, als welche ohnedem wegen des Verlustes von Gibraltar sehr wider die Engländer aufgebracht war. Die Gedanken der Königinn aber giengen hauptsächlich auf Italien, woraus sie die Deutschen zu vertreiben suchte, die sich der ansehnlichen Länder bemächtiget, welche Spanien ehedem besessen hatte. Und weil der Käyser damals in einen Krieg mit dem Türcken verwickelt war, so glaubte sie, daß dieses die rechte Zeit wäre, ihr Vorhaben ins Werk zu setzen. Sie ließ daher eine Flotte ausrüsten und bemächtigte sich zuerst des Königreichs Sardinien, hierauf aber machte sie alle Anstalten auch Sicilien anzugreiffen. Wie aber diese Unternehmungen die übrigen Europäischen Höfe aufmerksam machten, und in Bewegung setzten, und ein Bündniß zwischen Frankreich, England und dem Käyser gegen Spanien geschlossen ward, so suchte sie sich mit Rußland und Schweden zu vereinigen, und dem Regenten in Frankreich so viel zu schaffen zu machen, daß derselbe dadurch abgehalten werden möchte, auf ausländische Sachen Acht zu haben.

Sie bemühete sich daher, den Herzog von Orleans als Regenten, seiner Regentenschaft in Frankreich zu berauben, und bediente sich, um dieses ins Werk zu setzen, des Alberoni, des Prinzen von Cellamare, und des Abts Portocarrero. Jedoch dieser Anschlag ward durch einige Aufrührer entdekt, welche in London gefangen genommen wurden; Und da der König von England, Georg der Erste, dem Regenten hievon Nachricht gab, so ward der Anschlag zu Wasser, und der Regent erklärte nicht lange darauf den Krieg gegen Spanien. Die Unglüksfälle, welche hierauf erfolgten, da die Spanische Flotte bey Sicilien einen so großen Verlust erlitte, und die Franzosen in Spanien immer weiter eindrungen, setzten die Königinn Elisabeth in eine nicht geringe Verlegenheit, und sie schob die Schuld auf den Alberoni, welcher diesen Anschlag gegeben hatte, und deswegen auch das Reich verlassen mußte. Ungeachtet diese Unternehmungen so schlecht abgelaufen, so ließ doch die Königinn, welche immer auf neue Projekte bedacht war, den Muth keineswegs sinken, und da sie den Schaden nicht vergessen konnte, der ihr von den Engländern zugefügt worden, so bemühete sie sich, den Prätendenten auf den englischen Thron zu setzen. Die Geschichte dieser Unternehmung ist so bekannt, daß es überflüßig seyn würde, solche hier weitläuftig zu wiederhohlen. Man

kann

kann aus allen dieſen Umſtänden die Herrſchſucht dieſer Königinn abnehmen, und es iſt unläugbar, daß ſie ganz Europa noch viel gefährlicher würde geworden ſeyn, wenn damals Frankreich und England nicht ſo genau mit einander verbunden geweſen wären. Es iſt daher leicht zu begreiffen, wie nahe es dieſer herrſchſüchtigen Königinn müſſe gegangen ſeyn, da ihr Gemahl, der König Philipp der Fünfte, welcher ihr eine unumſchränkte Gewalt einräumte, die Regierung niederlegte, und ihr Stiefſohn, der Prinz von Aſturien, wieder auf den Thron gelangte. Aber dieſes war dennoch von keiner langen Dauer. Denn der junge König gieng nicht lange nachher mit Tode ab, und ſie beredete ihren Herrn, den König Philipp, die Regierung wieder anzutreten oder eigentlicher ihr ſolche von neuem wieder zu übertragen. Währender Zeit daß ihr Stiefſohn den Thron bekleidete, war ſie dennoch nicht müßig. Denn ſie nahm ſich der wichtigſten Sachen, eben wie vorhin, an, und herrſchte faſt eben ſo unumſchränkt über den jungen König, als über ihren Gemahl: Sie begegnete der jungen Königinn verächtlich, und nöthigte dieſelbe, ſich nach dem Tode ihres Gemahls wieder nach Frankreich zu begeben. Wie ſich das Staatsſyſtem in Europa veränderte, und der Krieg zwiſchen dem Käyſer und Frankreich ſeinen Anfang nahm, ſo bediente ſie ſich dieſer Gelegenheit, die italiä-

nischen Lande von neuem anzugreiffen. Nachdem dieser Krieg mit veränderlichem Glücke eine Zeitlang von beyden Seiten geführet worden, so war endlich der Ausgang dieser, daß ihr eigner Sohn, Carl, die beyden Königreiche, Neapolis und Sicilien, davon trug, wogegen Spanien sein Recht auf Parma und Placenz fahren ließ. Hiermit aber war sie doch noch keinesweges zufrieden. Denn da der Kayser Carl der Sechste im Jahr 1740 mit Tode abgieng, und dessen Tochter, die Königinn von Ungarn, allenthalben der väterlichen Erbschaft wegen angegriffen ward, so mengte sich die Königinn von Spanien abermals mit ins Spiel. Jedoch mitten in dem deßfalls entstandenen Kriege gieng der alte König Philipp der Fünfte mit Tode ab, womit ihre Regierung ein Ende hatte. Diese kurze Erzählung zeiget zur Gnüge, welche Vorzüge und große Eigenschaften diese annoch lebende Königinn besitzen müsse, und sie verdienet mit Recht, unter die berühmtesten und größten Dames gerechnet zu werden, die jemals den Thron besessen haben. Denn die größten Bewegungen in Europa, die Veränderung des Staats in Spanien und die großen Eroberungen, welche dieses Reich in Italien gemacht hat, sind durch diese Königinn als die rechte Triebfeder veranlasset worden. Und was das wunderbarste ist, so führte sie sowohl unter ihrem

Ge-

Gemahl, als ihrem Stiefsohn, die Regierung, und alles ward nach dem Plan ausgeführet, den sie gemacht hatte. Ich bin ꝛc.

Der vierzehnte Brief.

Mein Herr,

Ich war vor kurzer Zeit in einer Gesellschaft, wo man einen unlängst verstorbenen Mann deswegen in den Himmel erhob, weil er eine ansehnliche Summe Geldes in seinem Testamente zu dem Ende ausgesetzet hatte, daß dafür wöchentlich eine neue Predigt gehalten werden sollte. Ich erkühne mich zwar nicht eine Handlung zu tadeln, die eine löbliche und gottselige Absicht zum Grunde hat, ich glaube aber doch, daß dieses Vermächtniß, und zwar zu einem solchen Gebrauch, ganz überflüßig sey, indem es uns nicht an Betstunden und Predigten fehlet, und die Erfahrung lehret, daß durch die Vervielfältigung der Predigten die Andacht und Gottesfurcht mehr verringert wird, als daß sie dadurch sollte erweckt und vermehret werden. Man darf nur, um hiervon überzeugt zu werden, den Zustand von England ansehen, wie solcher zu den Zeiten

ten Cromwells beschaffen war. Man fand damals in diesem Königreiche gewisse Personen, die man Protestors nannte. Diese bemüheten sich, die Predigten dergestalt zu vervielfältigen und zu verlängern, daß nur sehr wenige Stunden in der Woche zur Arbeit übrig blieben. Der Tag vorher, wenn an dem folgenden Tage die Communion gehalten werden sollte, war ein Fasttag. Das Gebeth und die Predigten währten damals acht bis zehn Stunden. Am Sonnabend wurden zwo bis drey Predigten, zur Vorbereitung auf den folgenden Sonntag gehalten. Und am Sonntage waren die Predigten so häuffig, daß der Gottesdienst an einigen Orten über zwölf Stunden währte. Am Montage aber wurden drey bis vier Danksagungspredigten gehalten. Aber dem allem ungeachtet waren die Engländer nicht im geringsten frömmer, als vorher. Diese und andre Exempel könnten einen leicht auf die Gedanken bringen, daß die wahre Gottesfurcht durch dergleichen Mittel nicht befördert werde, indem es weit besser ist, wenn man einmal des Tages mit Eifer und Andacht, als zehnmal nachläßig und ohne Aufmerksamkeit, betet, und eine Predigt wird in einem Mönchsklostrr gewiß lange nicht mit einer solchen Andacht angehöret, als an gewissen Orten in Norwegen, wo, wegen der Entlegenheit der Oerter, nicht so oft geprediget werden kann. Es ist auch glaublich, daß, wenn in

un=

unſern Kirchen nur zweymal in der Woche Betſtunden gehalten würden, an ſtatt daß ſolches nun täglich geſchiehet, ſich ſodann gewiß mehrere, als anjetzo, dabey einfinden würden, da man gegenwärtig faſt niemanden ſonſt in der Kirche antrifft als den Mann, der die Betſtunde hält, und einige wenige Schulknaben. Man könnte auch vielleicht noch eine andere Erinnerung bey den Predigten machen, die man täglich höret, daß darinnen ſehr wenig von der Moral und den Pflichten eines Menſchen gegen Gott und den Nächſten vorkommt, wesfalls die Menſchen darinnen auch am allerunerfahrenſten ſind. Die Glaubenslehren aber werden deſto öfterer vorgetragen, welche die Menſchen ſich dennoch nicht zu Nutze machen. Ja viele unter ihnen glauben mehr, als die Kirche von ihnen verlanget. Ich bin ꝛc.

Der funfzehnte Brief.

Mein Herr,

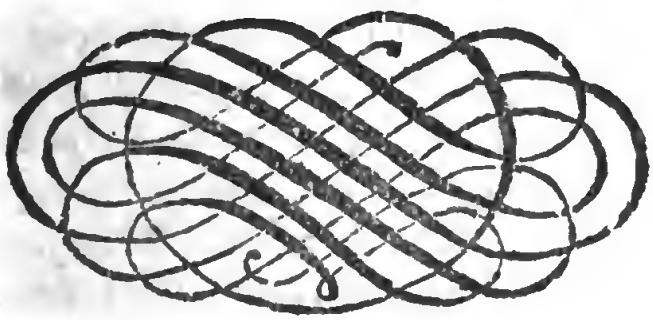
Unter andern Neuigkeiten, welche Sie mir in ihrem letztern Briefe mittheilen, habe ich auch diese wahrgenommen, daß ein gewisser vornehmer Herr seinen Stand so sehr aus den Augen gesetzet, daß er sich mit der Tochter eines gemeinen, aber begüterten, Handwerksmannes in ein eheliches Bündniß eingelassen. Wie ich merke, so ist ihnen diese Begebenheit höchst unangenehm, und ihrer Meynung nach hätte dieser Mann nichts unanständigers begehen können. Mir aber scheint diese Entschließung oberwehnten vornehmen Mannes nicht allein anständig, sondern auch vernünftig zu seyn. Denn was ist doch wohl unanständiger, als wenn man sich eines vornehmen Standes rühmet, und dabey nothleidend ist, und was macht doch wohl die Menschen lächerlicher, als eine wohlgebohrne Armuth? Wenn man einen Bauern in einem groben Kleide siehet, so scheinet dieses niemanden lächerlich, wenn man aber eine hohe Standesperson in einer solchen Tracht erblicket, so kann man sich des Lachens nicht wohl enthalten.

Was

Was ist also der Vernunft wohl mehr gemäß, als wenn man sich bemühet, der Armuth auf eine erlaubte Art abzuhelfen, welche einer Person von vornehmer Geburt am allerbeschwerlichsten ist. Wenn der Landmann merket, daß sein Acker so mager und ausgesogen ist, daß er kein Korn mehr tragen kann, so sucht er denselben durch eine gute Düngung von neuem fruchtbar zu machen. Der vornehme Herr, den sie so sehr tadeln, hat bey seiner Heyrath das Beyspiel des Landmanns vor Augen gehabt, und verdient daher mehr gerühmt, als getadelt zu werden. Seine Ehe ist die Düngung, wodurch er seinen Acker, der vorher mager gewesen, hinführo fruchtbar zu machen gedenket. Wenn seine vornehmen Anverwandten seine Aufführung tadeln so kann er sich mit jenem Dichter trösten

Sibilet populus, egomet mihi plaudo.

Ich bin ꝛc.



Der

Der sechzehnte Brief.

Mein Herr,

Was sie mir in ihrem letztern Schreiben melden, daß die Meere und Gewässer allenthalben abnehmen, das hat seinen guten Grund. Verschiedene Hafen, welche ehedem sehr tief gewesen, sind zum theil bereits wegen Abnahme des Wassers unbrauchbar geworden; und einige Oerter, die ehedem an der See gelegen, haben diese ihre Lage verändert, weil das Wasser abgenommen. Dieses ist unläugbar; indessen gehen doch diejenigen meinem Bedünken nach zu weit, welche behaupten, daß vor einigen tausend Jahren auch die höchsten Berge mit Wasser bedeckt gewesen. Denn daraus würde folgen, daß der ganze Erdboden vor einigen tausend Jahren nichts als ein großes Meer gewesen, welches doch unglaublich ist, indem eines theils davon kein Zeugniß vorhanden, andern theils aber auch die allerältesten Geschichte niedriger und wohlgebauter Ländereyen erwähnen. Eine andre Beschaffenheit hat es mit der Meynung, daß die ganze Erdkugel vor der Schöpfung

mit

mit Wasser bedeckt gewesen, welches Leibnitz, Celsius, und Linnäus behaupten, worüber ich mich nicht erkühne, einen Ausspruch zu thun. Mich dünkt, daß, ehe man einen solchen Satz annimmt, man vorher genau untersuchen müsse, ob man nicht andre Ursachen ausfündig machen könne, welche zur Verminderung des Wassers Anlaß geben, und ob das Wasser, wenn es an einem Orte abnimmt, an einem andern Orte nicht wieder zunehme, so daß es auch hier heissen kann, vnius destructio est alterius generatio. Eben diese Anmerkung kann auch über die Meynung dererjenigen gemacht werden, welche aus gewissen versteinerten Sachen schliessen, daß die ganze Erde mit der Zeit in einen Steinhaufen werde verwandelt werden. Man kann die Verwandelung gewisser Materien in Stein nich läugnen, es mag selbige nun entweder durch die Vegetation, oder, wie Neuton glaubt, durch die Attraction, geschehen. Ein gelehrter Engländer, Nahmens William Stuckely gehet gar so weit, daß er die Verwandelung der ganzen Erde in Stein befürchtet, und stehet in den Gedanken, daß die schlechten Felder in Syrien, Indien und Arabien, im Anfange anders als gegenwärtig beschaffen gewesen, da sie mit großen Steinen angefüllet, und unfruchtbar sind. Ich lasse die-

ſes an ſeinen Ort geſtellet ſeyn. Meinem Bedünken nach aber muß man, ehe man auf dergleichen Schlüſſe verfällt, vorher unterſuchen, ob gewiſſe harte und ſteinigte Materien nicht auch aufgelöſet werden können, ſo daß das eine dem andern die Wage hält. Vielleicht wird ſodann die Furcht für ſolche ovidianiſche Verwandelungen verſchwinden. Ich bin ꝛc.

Der

Der siebenzehnte Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meiner jüdischen Historie einige Erklärungen angeführet, welche man über die wundervolle Historie des Nebucadnezars zu machen pflegt, von dem es heißt, daß er in ein wildes Thier verwandelt worden, und viele Jahre Gras auf dem Felde gegessen habe. Einige halten dieses für einen Traum, den dieser große Monarch gehabt, andere aber geben es für eine Krankheit des Gemüths aus, die man Lycantropia nennet, und welche darinn bestehet, daß man sich einbildet, als ob man in einen Wolf, oder in ein andres reissendes Thier, verwandelt worden. Diese letztern gründen ihre Meynung auf die Worte, welche man bey dem Propheten Daniel findet, und wo es heißt: **Da aber die Tage vollendet waren, hob ich Nebucadnezar meine Augen auf gen Himmel, und erhielt meine Vernunft wieder.** Ich kann keiner von diesen beyden Meynungen Beyfall geben, ungeachtet ich diejenigen nicht tadele, die durch vernünftige Erklärungen der Schrift

den Ungläubigen das Maul zu ſtopfen ſuchen. Denn keine Hiſtorie iſt wohl leicht außerordentlicher als dieſe, wenn ſie nach den Buchſtaben verſtanden werden ſoll. Mich dünckt indeſſen, daß dasjenige, was ich in des Euſebii Præparatione Evangelica nachher gefunden, dieſe Geſchichte einigermaßen erläutert. Euſebius führt in ſeinem Buche eine Hiſtorie von Nebucadnezar an, die er bey dem Abydenus gefunden, und worinn folgendes enthalten iſt. Die Chaldäer berichten, daß dieſer Monarch, wie er einmal oben auf ſeinem Schloſſe geſtanden, denen Einwohnern Babylons gleichſam aus einer göttlichen Eingebung folgende Worte zugerufen: Ich Nebucadnezar verkündige euch Babyloniern ein bevorſtehendes Unglück. Ein König aus Perſien wird euch ein hartes Joch auflegen. Gott gebe, daß, ehe, ſolches geſchiehet, dieſer König im Meer umkommen, oder in wüſte Oerter verbannet werden möge, wo keine Menſchen zu finden ſind, und wo man nichts, als wilde Thiere und Vögel, antrifft, Gott gebe, daß ehe ein ſolcher Anſchlag ins Werk geſetzt wird, ich ſelbſt vorher glücklich von dieſer Welt abſcheiden möge. Nachdem Nebucadnezar dieſe Worte ausgerufen, ſey er von niemanden

den mehr gesehen worden. Diese Erzählung des **Abydenus** wird von dem Eusebius angeführet, ohne solche zu widerlegen, wodurch er anzuzeigen scheint, daß die wundervolle Begebenheit des Nebucadnezars dadurch einige Erläuterung erhalten könne. Ich überlasse es andern, darüber zu urtheilen, und bin ꝛc.

Der achtzehnte Brief.

Mein Herr,

Unſer gemeinſchaftlicher Freund, Herr N. N. zeigte mir neulich eine Schrift, welche er ausgearbeitet, und worinn er die Wahrheit des chriſtlichen Glaubens vorgetragen. Ich habe verſchiedene wichtige Gründe darinn angetroffen, die dem Werke eine beſondere Zierde geben. Ich ſage aber mit Bedacht, verſchiedene wichtige Gründe, indem ſie nicht alle von gleicher Stärke ſind, und einige, die er für Hauptgründe angiebt, wenigſtens mir, nur ſchwach zu ſeyn ſcheinen. Ich bat ihn daher, diejenigen Gründe wegzulaſſen, die keinen Stich halten, ſondern nur zu allerhand Einwendungen und zur Fortſetzung der bisherigen Streitigkeiten Anlaß geben könnten. Den Hauptbeweis, worein er ſich ſelbſt am meiſten verliebt, nimmt er von der Wirkung her, die der chriſtliche Glaube, ſeiner Meynung nach, mit ſich führet, die Menſchen geſittet zu machen und die Laſter und Begierden auszurotten, die vorher am meiſten bey ihnen geherrſchet. Dieſes iſt aber, meinem Bedünken nach, nicht zu erweiſen, indem die Erfah-

fahrung zeuget, daß die Menschen nicht nach ihren eignen Grundsätzen handeln. Ja man kann aus der Geschichte viele Beyspiele anführen, deren sich die Feinde der Religion bedienen können, diesen in des Verfassers Augen so unumstößlichen Beweis wankend zu machen. Die Keuschheit, die Redlichkeit, die Liebe des Vaterlandes, eine ächte Treue, und andre Tugenden sind niemals höher getrieben, und nirgends in einem schönern Glanze zu sehen gewesen, als in dem heydnischen Rom. Die alten Lacedämonier prangten mit heldenmüthigen Tugenden, und kein Volk hat sie in dem Gehorsam gegen die Obrigkeit, und in der Liebe, die Eltern und Kinder gegen einander zu haben verbunden sind, jemals übertroffen. Wenn man den Peruvianischen Skribenten glauben kann, so ist der größte Theil des südlichen America, vor der Ankunft der Christen in Peru, eine platonische Republik gewesen; ja will man sich auf die Erfahrung der gegenwärtigen Zeit berufen, so siehet man aus den Berichten unsrer Missionarien, daß das schlechte Leben der Christen der größte Stein des Anstoßes für die Malabaren ist, daß sie sich nicht bekehren, und den christlichen Glauben annehmen. Man kann zwar einige Nationen anführen, die durch Einführung des Christenthums gesittet geworden. Weil man aber eben so viele Exempel von dem Gegentheil anführen kann, so ist es nicht rathsam gar

zu ſtark auf dieſes Argument zu beſtehen, oder ſolches als einen Hauptbeweis von der Wahrheit des chriſtlichen Glaubens anzuführen, wie unſer Frrund in ſeiner oben angezogenen Schrift gethan hat. Ich habe an verſchiedenen Orten in meinen Schriften gezeiget, daß die Orthodoxie und ein unordentliches Leben oft mit einander verbunden ſind, und daß die Juden niemals gottloſer geweſen, als da die Orthodoxie bey ihnen aufs höchſte geſtiegen war, und ſie kein Bedenken trugen, Leib und Leben aufzuopfern, um die kleinſte Kirchenceremonie zu erhalten. Aus dieſer Urſache ſind alle kluge Geſetzgeber, weil ſie gemerkt, daß Glauben und Lehre leider nicht allemal die Wirkung gehabt, die ſie billig haben ſollen, bemühet geweſen, die Menſchen durch andre in die Sinnen fallende Mittel zu bekehren. Zu dem Ende ſind leibliche Strafen und Belohnungen erfunden, man iſt andern mit einem guten Exempel vorgegangen, man hat ihnen einen Trieb zur Ehre eingeprägt, und ſie ſowohl durch Ruhm, als durch die Liebe des Vaterlandes, zu reitzen geſuchet. Durch dieſe Mittel wurden die Römer, welche im Anfange bloß ein räuberiſches Volck waren, in die tugendhafteſten Bürger, und zwar in wenigen Jahren, verwandelt. Durch eben ſolche Mittel erhielten die Lacedämonier, andrer Völker zu geſchweigen, ehe man es ſich verſahe, eine ganz andere Geſtalt, und an ſtatt der vorigen

Laſter

Laſter und Verwirrungen, bemerkte man nachher bey ihnen nichts anders, als lauter heroiſche Tugenden. Man thut alſo weit beſſer, daß man nicht gar zu ſtark auf einen Beweis pochet, der nichts beweiſet, ſondern vielmehr alle Mühe anwendet, damit das Leben mit der Lehre übereinſtimmen möge. Auch nur eine geringe Prüfung wird einen jeden überzeugen, wie wenig ſolches bisher geſchehen ſey. Da alſo aus dem, was ich angeführet, überzeugend erhellet, daß dieſes Argument des Verfaſſers nicht als ein Hauptbeweis angeführet werden könne, ſo thut man am beſten, daß man ſich andrer Beweisgründe bedienet, die nicht widerlegt werden können, und den Ungläubigen keine Gelegenheit geben, darüber zu ſpotten. Ein ſchlechter Beweis ſchadet mehr, als wenn man gar nichts beweiſet. Denn ein ſchlechter Beweis giebt nur Anlaß zu ſpotten; wenn man aber bey einer ſolchen Sache, als die gegenwärtige iſt, den Beweis übergehet, ſo giebt man dadurch zu erkennen, daß man eine gute Sache habe, und es bey den bereits vorhandenen guten und wichtigen Beweisgründen ſicher bewenden laſſen könne. Ich bin ꝛc.

* * *
* *

Der neunzehnte Brief.

Mein Herr,

Man reiſet in der Religion gegenwärtig bereits faſt ſtärker auf dem feſten Lande, als in England, und es ſcheint, daß der Naturalismus ſich eben ſo weit, wie die Viehſeuche, in Europa ausbreitet. Ehedem ließen andere Nationen es dabey bewenden, daß ſie die gefährlichen engliſchen Schriften in ihre Sprache überſetzten. Aber nunmehro tragen ſie kein Bedenken, ſelbſt Originale zu ſchreiben, und die Religion faſt mit größerer Frechheit, als in Grosbritannien, anzugreifen, ja man kann mit Wahrheit ſagen, daß kein Engländer ſo weit gegangen, als **Edelmann** in ſeinen herausgegebenen Schriften. Denn derſelbe ſetzt ſeine Worte nicht auf Schrauben, wie **Collins, Tindal Morgan, Chub** und andre zu thun gewohnt ſind, ſondern er geht gerade zu, und ſchilt und ſchlägt, nach dem Beyſpiel der Helden beym Homer, zugleich. Aber eben dieſe Bitterkeit, welche er allenthalben zu erkennen giebt, verurſacht zugleich, daß ſeine Schriften nicht ſo gefährlich als andere ſind, die mit gröſſerer

ſerer Mäßigung geſchrieben worden. Denn wenn jemand gleichſam zum voraus zu erkennen giebt, daß er bloß aus der Urſache ſchreibet, um ſich zu rächen, und ſeine Galle auszuſchütten, ſo richtet derſelbe lange ſo viel nicht aus, als ein andrer, der, ſeinem Vorgeben nach, nur die Wahrheit unpartheyiſch zu erforſchen trachtet, und ſich darum, bloß aus Liebe zu derſelben bemühet. Aus dieſer Urſache ſind die Gründe gegen die Religion, die man in Woolſtons Schriften antrifft, lange ſo gefährlich nicht, als diejenigen, die Collins vorträgt, indem der erſte allenthalben den Angrif wagt, und Lärm bläſet; der andre aber nur gleichſam Vertheidigungsweiſe zu Werke gehet, und ſich als einen Freund der Religion und der Geiſtlichen ſtellet, ſoweit ſolches nur mit der Vernunft, und mit einer geſunden Auslegung der Schrift beſtehen könne. Die Bitterkeit des Edelmanns nähert ſich der Gotteslästerung, und die Beſchuldigungen, womit er die Geiſtlichkeit belegt, als ob ſolche aus Eigennutz die Religion zuſammen geſchmiedet, ſind hart und ungegründet. Man kann zwar nicht läugnen, daß verſchiedene Religionsartikel, inſonderheit im Pabſtthum, ſich auf die Hoheit und den Eigennutz der Geiſtlichkeit gründen. Aber nichts iſt thörichter und unbilliger, als ſolche Abſichten

den

den erſten Stiftern der Religion beyzulegen, da ſelbige ſich, durch die Fortpflanzung der Religion, nichts als Hohn, Verachtung, Pein und Tod zuwegebrachten. Wollte man etwa ſagen, daß die Begierde nach der Martyrkrone die Triebfeder zu dieſem allen geweſen, ſo kann doch dieſes nicht von den erſten Zeiten, ſondern nur von einigen Vorſtehern der Kirche in den ſpätern Zeiten gelten, die faſt einzig und allein nach ihrem Tode der Liſte der Heiligen einverleibt worden. Ich bin ꝛc.

Der zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe aus ihrem letztern Schreiben wahrgenommen, daß sie dem Urtheile beypflichten, welches ich in meinem jüngsthin abgelassenen Briefe über gewisse Skribenten auf dem festen Lande gefället, daß selbige in Religionssachen viel weiter gehen, als die Engländer. Denn wenn diese als Freydenker schreiben, so schreiben jene als offenbare und abgesagte Feinde der Religion, und wenn die Engländer vorgeben, daß sie die Wahrheit suchen, und die Religion ans Licht zu bringen bemühet sind, welche lediglich und allein auf die Vernunft gegründet ist, so scheinen die andern alle Untersuchung zu verabscheuen, weil sie ihre Rechnung nicht bey der Religion und bey der Lehre finden, die eine Strafe und Belohnung nach diesem Leben prediget. So groß und herrlich demnach auch sonst die Toleranz an und für sich selbst ist, so erstreckt sie sich doch nicht auf solche Skribenten. Ich urtheile aber ganz anders von den so genannten Freydenkern, unter denen einige aus keinem bösen Vorsatz irren können, indem sie dafür hal-

halten, daß die Vernunft der Leitfaden in allen Untersuchungen seyn müsse, und dasjenige als gefährlich zu glauben ansehen, welches derselben anstößig zu seyn scheinet. Unter diese kann auch der berühmte **Collins** gerechnet werden, welcher das Haupt und der Anführer der gegenwärtigen Freydenker in England ist. Diesem Manne giebt ein jeder das Zeugniß, daß, ungeachtet er in seinen Schriften verschiedene deistische Lehrsätze vertheidiget, die mit den unter den Christen angenommenen Lehren nicht bestehen können, derselbe doch wegen seiner Scharfsinnigkeit, und seines redlichen Herzens halber, alle Hochachtung verdiene. Man rühmt von ihm, daß er in der Provinz Esser (**Essexshire**) daß ihm aufgetragene obrigkeitliche Amt mit einer solchen Treue und Redlichkeit geführet, daß man ihm auch die Gelder der Provinz anvertrauet, die seine Vorfahren, die Rentmeister, oft übel verwaltet. Diejenigen, die ihn bey seinem Leben verfolgten, nahmen seine Parthey nach seinem Tode. Die Gelehrten büßten mit ihm sehr viel ein. Seine Bibliothek stand ihnen allemal offen. Er liehe denenjenigen, die daran arbeiteten um ihn zu widerlegen, die nöthigen Bücher, ja er zeigte ihnen selbst die die wichtigsten Gründe an, die ihm und seinem Lehrgebäude entgegen gesetzt werden könnten. Das Verderben, welches unter den Christen herrschte,

und

und die Verfolgungen, welche die Geistlichkeit ausübte, trieben ihn an, die Religion anzufechten, doch haßte er diejenigen nicht, die er verabscheute. Er war vielmehr gegen alle und jede dienstfertig und freundlich, und vermachte in seinem Testamente zweenen englischen Geistlichen eine Summe Geldes, deren Lehren er doch nicht beyflichtete. Man sieht aus diesem Zeugnisse, daß Collins vielleicht aus einer guten Absicht geirret, und eben dieses muß man auch von verschiedenen andern sagen, die durch eine genau angestellte Untersuchung veranlasset werden, sich von dem allgemeinen Wege zu entfernen. Ein ganz anderes Urtheil aber muß man von denenjenigen fällen, welche sich öffentlich als Feinde der Religion erklären, weil sie ihre Rechnung nicht dabey finden. Hieher gehöret der bereits genannte Edelmann und der Verfasser, der unter dem angenommenen Nahmen Gilbert Burnets wider die Religion geschrieben, wie auch diejenigen Skribenten, die unter dem Namen jüdischer Rabbinen über die Schreibart der heiligen Schrift gespottet. Der Verfasser der so genannten Princesses Malabares verdient hier gleichfalls eine Stelle. Vielleicht werden einige auch den Verfasser der Schrift, L'homme machine hieher rechnen, welcher noch viel weiter, als alle die übrigen, gehet. Denn ungeachtet derselbe zwar nicht alle Religion verwirft,

wirft, so läugnet er doch die Seele, und schreibt alle Handlungen, die der Mensch ausübet, bloß der Organisation des Leibes, dem Blute und den Säften zu. Weil aber der Verfasser dieser Schrift seine Lehrsätze auf anotomische Erfahrungen gründet, und durch dergleichen Untersuchungen dazu verleitet worden, so dünkt mich, daß man ihn mit den vorerwehnten und zuletzt angeführten Skribenten nicht in eine Classe setzen könne. Denn ungeachtet er gefährlicher, als die andern, ist, so ist er doch weniger zu tadeln, als diejenigen, die bloß aus Muthwillen über die Religion spotten, und nicht anders, als ruchlose Menschen, angesehen werden können, weil sie nicht durch gar zu vieles Grübeln und durch eine zu weit getriebene Untersuchung, sondern aus Neigung und eigenem Triebe, Atheisten geworden, und nichts glauben, weil sie nichts glauben wollen. Man kann mit Wahrheit sagen, daß der Verfasser der Schrift L'homme machine durch physicalische und anatomische Untersuchungen verführet worden. Ob die Lehre von der vorherbestimmten Harmonie, welche gewisse berühmte Männer zu unsern Zeiten fortgepflanzet, dazu vielleicht etwas beygetragen, erkühne ich mich nicht zu behaupten. Dieses muß man indessen doch zugestehen, daß, ungeachtet die Lehre nicht einerley ist, selbige dennoch einerley Wirkung in der Moral habe, indem diese Lehre den freyen Willen des Menschen aufhebt, und alle

Hand-

Handlungen, die derselbe vornimmt, einer unumgänglichen Nothwendigkeit zuschreibt. Ich bin ꝛc.

Der ein und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Sie wundern sich über das gelinde Urtheil, welches ich von dem Verfasser der Schrift, L'homme Machine gefället. Ich urtheile aber gewiß nicht gelinde von einem solchen Skribenten, der sowohl die Religion als die Moral über einen Haufen zu werfen trachtet. Ich habe bloß gesagt, daß der Verfasser dieser Schrift, weil es scheint, daß er durch gar zu weit getriebene Grübeleyen, zu den seltsamen Meynungen verleitet worden, die er vorträgt, und dadurch gleichsam in seiner eigenen Weisheit versunken, nicht so tadelnswürdig sey, als gewisse andre Skribenten, die aus bloßem Muthwillen über die Religion spotten, und nichts glauben, weil sie nichts glauben wollen. Der erstere ist einem betrunkenen Man-

ne ähnlich, deſſen Gehirne durch hitziges Getränke umnebelt worden, und kann mit einem verglichen werden, der durch gar zu vieles Leſen Schaden an den Augen bekommen. Die Letztern aber ſind denenjenigen gleich, die Augen haben, aber doch durchaus nicht ſehen wollen, und Verſtand beſitzen, den ſie aber nicht anwenden. Die Schrift, die den Titul führet, L'homme Machine iſt eine von den abſcheulichſten Schriften, die jemals ans Licht getreten. Man bemerkt indeſſen doch einige Gründe darinnen, welche, ob ſie gleich bey einer angeſtellten Prüfung dahin fallen, dennoch einigen Schein haben. Man muß zwar geſtehen, daß diejenige Lehre, welche ſich auf die Erfahrung gründet, als die ſicherſte anzuſehen, und der Verfaſſer hat recht, wenn er behauptet, daß hundet Irrthümer aus einmal angenommenen Erklärungen, und ſo genannten Argumentis a priori entſtehen. Man kann auch eben ſo wenig läugnen, daß die Organa, das Blut und die Säfte in dasjenige, was man Vernunft nennet, einen Einfluß haben, und die Neigungen und Leidenſchaften erregen; und ſo kann man begreifen, wodurch der Verfaſſer verführt, und wodurch er auf die gefährlichen Meynungen gebracht worden, die Seele und deren Wirkungen zu läugnen, ſelbige zu einem Unding zu machen,

und

und dem Leibe alles zuzuschreiben, was man sonst der Seele beyzulegen pflegt. Denn ungeachtet man die Wirkungen des Blutes und der Säfte in dem Menschen zugiebt, so fließt doch nicht daraus, daß die Seele bloß für ein Unding, und für einen leeren Namen zu halten, und, nach dem Ausdruck des Verfassers, die Organisation das ganze Verdienst des Menschen sey. Denn aller Erfahrungen ungeachtet, die er anführt, und wodurch er zu erweisen sucht, daß, nachdem der Leib beschaffen, auch die Neigung und der Wille eines jeden Menschen beschaffen sey, bemerkt man doch etwas bey dem Menschen, welches nicht zu dem Mechanismo gerechnet werden kann; nämlich, den Streit zwischen dem Fleische und Geiste, wie die Schrift sich selber ausdrückt, indem ein jeder Mensch sagen muß: Video meliora proboque, deteriora sequor. Man nimmt auch wahr, daß ein Mensch in dem stärksten Paroxysmo, den die Gährung des Blutes, und die Verwirrung des Gehirnes verursachet, oft eine Leidenschaft mäßigen, oder doch wenigstens urtheilen könne, daß solche müsse gemäßiget werden. Die Freyheit zu denken kann durch die Unordnung des Körpers gehemmet, aber doch nicht ganz erstickt werden, welches die Erfahrung, worauf der Verfasser sich beziehet, täglich lehret, so

daß man die Erfahrung zum Beweiſe ſowohl des einen als des andern Satzes anzuführen im Stande iſt. Eine ſolche Freyheit iſt etwas, das man mit dem Begriff einer Maſchine nicht zuſammen reimen kann, und zeiget unwiederſprechlich, daß ein Menſch noch aus etwas mehrerm, als aus einer bloßen Materie, beſtehe. Wie alſo die Erfahrung lehret, was die Beſchaffenheit des Leibes wirken könne, ſo zeigt eben dieſelbe Erfahrung, daß in dem Menſchen etwas vorhanden ſey, welches dagegen ſtreitet, und daß man ein doppelte Quelle, woraus die Handlungen entſpringen, annehmen müſſe. Denn wenn es hiermit ſich nicht alſo verhielte, könnte kein Streit ſtatt haben, ſondern es würde mit den Handlungen der Menſchen eben die Beſchaffenheit haben, wie mit einem Schiffe, welches bloß von dem Winde hin und her getrieben wird, wenn kein Steuermann am Ruder ſitzet. Man kann alſo die Beſchaffenheit des Leibes mit dem Winde, der das Schiff forttreibt, die Seele aber mit dem Steuermann, vergleichen, der den vielleicht zu beſorgenden Schiffbruch zu verhüten ſuchet. Man kann hieraus abnehmen, wie ſehr der Verfaſſer ausſchweift. Alles, was man ihm einräumen kann, beſteht darinnen, daß, in Beſtrafung der Miſſethaten, die Strafe nach der Leibesbeſchaffenheit des Miſſethäters geſchärft und gemildert werden könne. Denn ungeachtet zwo Perſonen einerley Ver-

bre-

chen begehen, ſo iſt doch das Verbrechen bey beyden nicht gleich ſtrafbar, indem der eine heftige Leidenſchaften zu beſtreiten hat, der andre aber aus freyem Willen ſündiget. Ich bin ꝛc.

Der
zwey und zwanzigſte Brief.

Mein Herr,

Die Viehſeuche hält annoch an, und die Hoffnung, daß ſolche einmal völlig wieder aufhören werde, ſcheinet beynahe gänzlich zu verſchwinden. Man hat hiebey billig Urſache, ſich zu wundern, daß, da jährlich ſo viele unnütze Schriften ans Licht treten, niemand dennoch bisher die Mühe übernommen, uns eine Hiſtorie von dieſer großen und ungewöhnlichen Landplage zu liefern. Ich ſage mit Bedacht, von dieſer ungewöhnlichen Landplage, indem man faſt kein Exempel davon in der Hiſtorie findet, ſo viele Mühe ich auch angewandt, dergleichen aufzuſuchen. Es wird zwar oft der Viehſeuche erwehnet, aber doch niemals findet man ein Exempel von einer ſolchen Viehſeuche, welche beynahe den fünften Theil eines

nes Jahrhunderts durch, fast in ganz Europa, geraset, und gleichsam in allen Ecken und Winkeln das Vieh aufsucht, welches es bisher verschonet hat. Es ist dieses wirklich eine Materie, welche sowohl einen Geschichtschreiber, als einen Naturkündiger, auf eine nützliche Art beschäfftigen könnte. Der Geschichtschreiber müßte sich bemühen, Exempel von einer solchen Viehseuche, als die gegenwärtige ist, in den Jahrbüchern aufzusuchen, woran mehr gelegen wäre, als wenn man die Schriften mit unzähligen andern Dingen anfüllet, die niemand zu wissen verlanget. Ein Naturkündiger aber müßte sich bemühen, die Ursachen ausfündig zu machen, woher es komme, daß diese Viehseuche so lange anhält, daß sie bald aufhöret, und bald wiederkommt, bald diesen bald jenen Ort angreift, und eine Kuh, einen Ochsen oder ein Kalb nicht mehr als einmal anfällt. Einige haben zwar im Anfange einen Versuch gemacht, die Ursache dieser Viehseuche zu erforschen. Allein die lange Dauer und die außerordentlichen Eigenschaften derselben erfordern andre Gründe und Schriften, als die man bisher gesehen hat. Man bedienet sich gegenwärtig fast lauter theologischer Argumente, die man zwar wohl nicht verwerfen kann; weil aber der Höchste sich bey seinen Strafen natürlicher Mittel bedienet, so ist den Naturkündigern

nicht

nicht verboten, die wahrscheinlichsten Ursachen hievon aufzusuchen. Ich bin ꝛc.

Der
drey und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe neulich eine politische Schrift gelesen, worinn der Verfasser mit der Art und Weise nicht zufrieden ist, deren sich gewisse Regierungen bey Eintreibung der Kriegssteuer bedienen. Er sagt: wozu dienen doch die vielen Umschweife, ein gewisses Geld auf Kleider, goldene und silberne Spitzen, Carossen, Spiegel, Glas und dergleichen zu legen, welches an und für sich selbst lächerlich ist, und nichts wie Verwirrung verursachet. Ist es aber nicht besser, vernünftiger und bequemer, wenn man eine reine Kopf- und Vermögensteuer ausschreibt? Es hat aber der Verfasser an die Schwierigkeit nicht gedacht, eine solche Schatzung auszufinden, die nach eines jeden Sinn ist. Die Umschwei-

se, die ihm lächerlich zu seyn scheinen, sind oft unumgänglich nöthig, indem die Erfahrung zeigt, daß man mit dem gemeinen Manne, wie mit einer Puppe, umgehen, und die Auflagen von einer solchen Beschaffenheit seyn müssen, daß man sich denselben freywillig zu unterwerfen scheinet. Z. E. wenn jemand seine kostbaren und mit Gold und Silber besetzten Kleider, sein Spiegelglas in dem Wagen und in den Fenstern nicht abschaffen, sondern sich lieber zu der darauf gesetzten Schatzung bequemen will, so unterwirft er sich derselben freywillig, und kann sich nicht im geringsten darüber beschweren, indem es sodann auch hier heisset: Volenti non fit injuria. Hierauf gründet sich die Gewohnheit, Sperrgeld von denenjenigen zu fordern, die ihrer Lustreisen und ihres Vergnügens halber, des Abends nach einem gewissen Klockenschlage, annoch in die Stadt kommen. Wenn man diese Schatzung allen Reisenden ohne Unterscheid auflegen, und solche zu allen Zeiten einfordern wollte, so würde man sich unverzüglich darüber beschweren und daraus den Schluß machen, daß man durch eine solche Auflage alle Lust verbieten wollte. Weil aber ein jeder von dieser Auflage befreyet ist, und solche nur diejenigen trifft, die nicht zu der gesetzten Zeit wieder zurück kommen, so unterwirft sich ein jeder derselben freywillig. Es kann überdem

dem durch dieſe Umſchweife, die der Verfaſſer tadelt, die Pracht und Wolluſt gehemmet werden. Und wenn auch dieſes gleich nicht vollkommen möglich iſt, wie die Erfahrung leider mehr als zu viel zeiget, ſo ſcheint es doch wenigſtens die Abſicht der Regierung zu ſeyn, und ſie will doch dadurch zu erkennen geben, daß dergleichen Ausſchweifungen billig gehemmet, und abgeſchafft werden müßten. Verſchiedene Anordnungen, die bey dem erſten Anblick lächerlich zu ſeyn ſcheinen, ſind, wenn man ſie genauer überlegt, nützlich und wohl gegründet. Ich bin ꝛc.

Der
vier und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe mich in meinen moraliſchen Schriften hauptſächlich bemühet, gewiſſe durchgehends angenommene, aber doch auch zugleich falſche, Meynungen von den Tugenden und Laſtern zu beſtreiten, und zu zeigen, wie oft man, aus Mangel einer genauen Unterſuchung, den Schatten an ſtatt des Körpers ergreife. Es iſt nichts gewöhnlicher, als daß man dasjenige verdammet, was gerühmt zu werden verdienet, und dasjenige bis in den Himmel erhebt, was man doch billig für verwerflich erklären ſollte. Bey dem einen hält man etwas für ſträflich, was man bey dem andern lobet, und bey gewiſſen Sachen urtheilet man nicht nach der eigentlichen Beſchaffenheit und den wahren Umſtänden, ſondern nach dem glücklichen Erfolg derſelben. Siehet man nicht täglich, daß ein Thor den Namen eines klugen Mannes erhält, weil ſeine Thorheit wieder Vermuthen gut ausgefallen, und daß man einem ver-

vernünftigen Manne den gebührenden Beyfall entziehet, weil seine wohl überlegten Anschläge durch allerhand unerwartete Begebenheiten rückgängig gemacht worden. Ich habe bereits mehrmalen den falschen Begriff entdeckt, den man sich von einem Helden und dessen Thaten machet. Eben dieselben Anmerkungen kann man auch über die meisten Märtyrer machen, indem man die That nach den Personen abmißt, und eben dieselbe Handlung, die man bey diesem eine Beständigkeit nennet, bey jenem mit dem Namen einer Hartnäckigkeit, und eines unbiegsamen Wesens, beleget. Die Rede, welche man von dem Nestor rühmet, scheinet uns in dem Munde des Thersites lächerlich zu seyn. Der Pöbel wird nur durch die Schaale gerühret, und hat von dem Kerne keinen Begriff. Er redet allemal mit fremdem Munde, und siehet nur mit fremden Augen. Er verwechselt die Heucheley mit der Gottesfurcht. Der Glaube und die Meynungen, welche die Eltern geheget, gehen nicht mit ihnen zu Grabe. Sie hinterlassen den Kindern ihren Glauben mit ihrem Vermögen, und die Thorheit des Aeltervaters wird auf die Enkel fortgepflanzt. Ein sinnreicher Haller hat hierüber auf eine vortreffliche Art geurtheilet, und seine Gedanken sind so edel, daß ich meinen Brief nicht schöner, als mit denselben

ben ausschmücken kann. Man findet sie in seinem Versuch schweitzerischer Gedichte auf der 58 und folgenden Seite, folgendergestalt ausgedrückt:

Durch den erstaunten Ost geht Xaviers Wunderlauf,
Stürzt Japans Götzen um, und seine stellt er auf,
Bis daß, dem Amida noch Opfer zu erhalten,
Die frechen Bonzier des Heilgen Haupt zerspalten.
Er stirbt, seine Glaube lebt, und unterbaut den Staat,
Der ihn aus Gnade nährt, mit Aufruhr und Verrath.
Zuletzt erwacht der Fürst, und läßt zu nassen Flammen
Die Feinde seines Reichs mit spätem Zorn verdammen.
Die meisten tauschen Gott um Leben, Gold und Ruh,
Ein Mann von tausenden schließt seine Augen zu,
Stürzt sich in die Gefahr, geht muthig in den Ketten,
Steift den gesetzten Sinn, und stirbt zuletzt im Beten.

Sein

Sein Name wird noch blühn, wenn längſtens ſchon verweht,
Die leichte Aſche ſich in Wirbelwinden dreht.
Europa ſchmückt ſein Bild auf ſchimmernden Altären,
Und mehrt mit ihm die Zahl von Gottes ſelgen Heeren.
Wenn aber ein Huron in tiefen Schnee verirrt,
Bey Errins langem See ein Raub der Feinde wird,
Wenn dort ſein Holzſtoß glimmt, und ſchon von ſeinem Leben
Des Weibes tödtlich Wort den Ausſpruch hat gegeben,
Wie ſtellt ſich der Barbar, wie grüßt er ſeinen Tod?
Er ſingt, wenn man ihn quält, und lacht, wenn man ihm droht.
Die aufgewölkte Stirn rümpft weder Angſt noch Schmerzen,
Die Flamme, die ihn fängt, dient ihm zum Ruhm und Scherzen.
Wer ſtirbt hier würdiger? Ein gleicher Heldenmuth
Beſtrahlet beyder Tod, und wallt in beyder Blut.

Doch

Doch Tempel und Altar bezahlt des Märtrers Wunde,
Und Quebeks nackter Held stirbt von dem Tod der Hunde.
So viel liegt denn daran, daß, wer zum Tode geht,
Geweihte Worte spricht, wovon er nichts versteht.
Doch nein, der Outchipoue thut mehr als der Bekehrte,
Die Ursach von dem Tod spricht selbst von seinem Werthe.
Den Märtrer trifft der Lohn von seiner Uebelthat.
Der seines Lands Gesetz mit frechen Füßen trat,
Des Staates Ruh gestört, den Gottesdienst entweihet,
Dem Kayser hat geflucht, des Aufruhrs Saat gestreuet,
Stirbt, weil er sterben soll, und ist denn der ein Held,
Der am verdienten Strick noch prahlt im Galgenfeld?
Der aber, der am Pfahl der wilden Onontagen
Den unerschrocknen Geist bläst aus in tausend Plagen,

Stirbt

Stirbt, weil sein Feind ihn würgt, und nicht,
weil ers verschuldt,
Und in der Unschuld nur verehr ich die
Gedult.

Wenn dort ein Büßender, zerknirscht in heil-
gen Wehen,
Die Sünden, die er that, und die er wird
begehen,
Mit scharfen Geisseln straft, mit Blut die
Stricke mahlt,
Und vor dem ganzen Volk mit seinen Strei-
chen prahlt,
Da ruft man Wunder aus, die Nachwelt
wird noch sagen,
Was Lust er sich versagt, was Schmerzen
er ertragen.
Wie aber, wenn im Ost der reinliche
Brachman,
Mit Koth die Speisen würzt, und Wochen
fasten kann,
Wenn Ströme seines Bluts aus breiten
Wunden fließen,
Die seine Reu gemacht, und oft der Tod
muß büßen,

Was Rom um Geld erläßt, wenn nackt und unbewegt,
Er Jahre lang den Strahl der hohen Sonne trägt,
Und den gestrupften Arm läst ausgestreckt erstarren,
Wie heissen wir den Mann? aufs Beste, einen Narren.

So weit gehen die herrlichen Gedanken dieses großen Mannes, welche durch die Erfahrung unterstützt werden. Denn diese lehret, daß man nicht so sehr auf die That selbst, als auf die Person sichet, von welcher die That vollbracht wird. Ich bin ꝛc.

Der
fünf und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich gerieth einmal außerhalb Landes mit einem Mönch in einen Religionsstreit, der hauptsächlich den ehelosen Stand betraf, wozu die Klosterreguln diejenigen verbinden, die sich dieser Lebensart widmen. Ich suchte ihn zu überführen, daß das Verbot der Ehe sowohl dem Gesetz der Natur, als der heiligen Schrift, entgegen wäre, als worinn ausdrücklich, das wachset und vermehret euch, geboten worden. Er aber suchte im Gegentheil darzuthun, daß allemal gewisse Menschen vorhanden seyn müßten, die sich allein dem Gottesdienste aufopferten, woran sie aber durch den Ehestand und die damit verknüpften Beschwerlichkeiten gehindert würden; bey welcher Gelegenheit er denn zugleich den Nutzen, die Herrlichkeit und Heiligkeit des ehelosen Standes aufs prächtigste zu erheben suchte. Ich blieb aber nichts destoweniger bey meiner bereits geäußerten Meynung und sagte ihm, daß, wenn man ins Kloster gienge,

es eben so viel sey, als wenn man sich selbst die Mannheit nähme, und wenn Sophroniscus dieses gethan hätte, so würden wir des Socrates haben entbehren müssen. Er führte zwar die Exempel der größten Heiligen an, welche sich aus oben angeführten Ursachen des Ehestandes enthalten, und ihre ganze Lebenszeit einsam zugebracht. Ich antwortete ihm aber, daß viele ietzt so genannte Heilige, die von ihm und seines gleichen bis in den Himmel erhoben würden, nichts weniger als diesen Namen verdienten, wenn man ihre Handlungen, und ihre Aufführung untersuchte. Verschiedne Einsiedler und so genannte Asceticī wären nichts anders, als schwermüthige Menschenfeinde gewesen, und der heilige Franciscus, sowohl als der heilige Ignatius, wären gar zu bekannt, als daß es nöthig sey, vieles von denenselben zu sagen. Ich fügte endlich zum Beschlusse hinzu, daß diejenigen, welche sich ohne Ursache, die entweder in der Leibes- oder Gemüthsbeschaffenheit ihren Grund hätte, oder auch ohne andere besondere Umstände, dennoch dem eheloſen Stande widmeten, auf die Menschheit Verzicht thäten, und das Gesetz der Natur überträten. Wie mein Gegner hierauf abermals verschiedenes einwenden wollte, so sagte ich zu ihm: Ich wollte ihm doch noch ein Argument mittheilen, wodurch er seinem Vorgeben eine Farbe anstreichen

chen könnte. Er könnte nämlich sagen, daß hauptsächlich die Mönche und Einsiedler natürliche Kinder zeugten, indem natürliche Kinder diejenigen genennet würden, die man außer der Ehe zeugte, und daß sie solchergestalt weder der Natur entgegen handelten, noch die Gesetze einer guten Policey überträten, und zwar dieses eines theils deßwegen, weil sie natürliche Kinder zeugten, andern theils aber auch darum, weil die Erfahrung lehrte, daß solche Kinder größtentheils glücklich wären. Wie mein Gegner merkte, daß ich dieses nur bloß zu dem Ende sagte, um seiner zu spotten, so gieng er ganz erzürnet von mir. Ich bin ꝛc.

einen catholischen Priester bedienen ließ. Und wenn man dem Briefe trauen darf, der neulich ans Licht getreten, und den man in Andersons Sammlung findet, so hat man gar keine Ursache, weiter daran zu zweifeln. Die Richtigkeit dieses Briefes wird durch seinen Bruder und Nachfolger in der Regierung, Jacob den andern bezeuget. Der Brief selbst lautet folgendergestalt.

Die Rede, die wir letzthin hörten, hat uns überzeugen können, daß Christus nicht mehr als eine Kirche auf Erden haben könne, und meiner Einsicht nach ist es offenbar, daß solches die römische Kirche seyn müsse. Ich halte es für überflüssig, weitläuftiger davon zu reden, weil es hier bloß auf die Frage ankommt, wo die wahre Kirche zu finden sey. Wir erklären uns, daß wir eine catholische und apostolische Kirche glauben, und daß es einem jeden nicht erlaubt sey, zu glauben, was er wolle, sondern, daß es allein der Kirche zukomme, dieses zu bestimmen, als welche von Christo mit der Macht auf Erden begabt worden, uns in Sachen, die den Glauben betreffen, zu regieren, und welche auch gewisse Glaubensbekänntnisse abgefaßt hat, wornach wir uns richten müssen.

Nichts

Nichts kann ungereimter seyn, als wenn man einem Lande Gesetze giebt, und den Unterthanen zu gleicher Zeit die Freyheit läßt, selbige nach ihrer eignen Phantasey zu erklären. Denn auf solche Art würde ein jeder Bürger sein eigner Richter seyn, und endlich würde aller Unterschied zwischen dem, was recht und unrecht ist, aufhören. Ist es denn also wohl wahrscheinlich, daß es Gottes Wille gewesen, uns in einer solchen Ungewißheit leben zu lassen, und daß er uns zwar eine Regul und Richtschnur verliehen, uns aber doch die Freyheit überlassen, solche nach unserm eignen Wahn zu erklären? Ich wollte wünschen, daß jemand im Stande wäre, mir zu zeigen, wer einem jeden die Macht verliehen, in Glaubenssachen zu urtheilen. Christus hat der Kirchen eine solche Macht verliehen, welche sich so weit erstrecket, daß sie die Sünden vergeben und behalten kann. Er hat der Kirche den heiligen Geist hinterlassen, um selbige nach seiner Auferstehung zu regieren. Die Apostel haben unverzüglich durch Beyhülfe des heiligen Geistes die Glaubensartikul abgefaßt, und nachher hat das

Concilium zu Nicäa ein gleiches gethan, und ein Glaubensbekänntniß entworfen, welches noch nach demselben den Namen führet. Die Kirche hat also durch die ihr von Christo verliehene Macht, seit den Zeiten der Apostel jederzeit den Sinn der Schrift bestimmet und das Recht gehabt, zu urtheilen, welche Bücher für canonische zu halten oder nicht. Ist denn also die Kirche jederzeit in dem Besitz dieses Rechtes gewesen, so möchte ich gerne wissen, wodurch selbige dieses Recht gegenwärtig verlohren, und aus welcher Macht man sich von dieser Kirche getrennet? Daß einzige, was man einwenden kann, besteht darinn, daß diese Kirche geirret, indem sie die Schrift unrecht erkläret, derselben Meynungen beygelegt, die dem wahren Sinn derselben nicht gemäß sind, und Glaubensartikul eingeführet, welche von der Schrift nicht bestättiget werden. Man kann aber auch an der andern Seite wieder fragen, wer soll hierinn Richter seyn? Ist es die Kirche, die durch eine beständige Folge, bis auf uns fortgepflanzet worden, oder sind es einige Privatpersonen, welche aus

Ei-

Eigennutz eine Trennung verursachet haben?

So weit gehet das Bekänntniß Carls des andern, dessen Richtigkeit Jacob der andere durch folgende Unterschrift bezeuget:

Dieses ist eine richtige Copey von einem Briefe, den mein Bruder Carl mit eigner Hand geschrieben, und den ich unter andern Schriften nach seinem Tode in seinem Schranke gefunden habe.

Jacobus. R.

Man sieht aus diesem Bekänntnisse, daß Carl der andere die englische Kirche verdammet, von welcher er doch, seinem Vorgeben nach, ein eifriger Vertheidiger war. Es ist indessen doch schwer zu bestimmen, ob er eifrig römischcatholisch gewesen. Denn seine tägliche Aufführung, und die Reden, die er zu führen pflegte, zeigen vielmehr an, daß er in keiner Religion eifrig gewesen, und er ist also ein Proselyt, welcher der römischen Kirche eben keine besondere Ehre macht. Jacob der andere hätte auch weit vernünftiger und anständiger gehandelt, wenn er diesen Brief unterdruckt hätte, indem derselbe sonst

zu nichts dienet, als das Andenken seines Bruders zu beschimpfen. Denn die darinnenthaltenen loci communes sind bereits hundertmal widerlegt worden. Nichts ist seltsamer, als das Hauptargument, welches zum Beschluß angeführt wird, und darinn bestehet: wenn die Kirche geirret hat, wer kann darüber anders urtheilen, als die Kirche selbst? Denn daraus erhellet, daß die Schrift hiebey nichts zu sagen habe, sondern die Kirche ihr eigner Richter sey. Ich habe an einem andern Orte bereits gezeiget, daß der große Vorfechter der römischen Kirche, Bossuet, sich eben desselben Beweises bedienet, ich habe aber auch zugleich dargethan, wie wenig dasselbe gegründet sey. Ich bin ꝛc.

Der

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der
sieben u. zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe an verschiedenen Orten in meinen Schriften gezeiget, daß es nicht die Luft und die Nahrung sey, welche ein Volk von dem andern, in Absicht auf die Tugenden und Laster, unterscheidet. Die Tapferkeit, die Redlichkeit, die Ehrbegierde und andre glänzende Eigenschaften sind an keinen Ort gebunden, sondern rühren von weisen Gesetzen und klugen Anordnungen her, welche endlich einem Volke gleichsam zur andern Natur werden, daß solches nicht anders, als nach solchen Vorschriften, handeln kann. Dieses beobachten die meisten Europäer, und insonderheit diejenigen nicht, welche andre Theile der Welt nicht besucht haben. Denn diese bilden sich ein, daß ein Volk um so viel barbarischer sey, je weiter solches von Europa entfernet ist, und sehen alles dasjenige für Fabeln an, was die Reisebeschreibungen von den Chinesern, Persianern, Indianern und an-

andern Völkern berichten. Wenn die Erzählung des Garcilasso de Vega von den Einwohnern in Peru wahr ist, wie man denn keine Ursache hat, daran zu zweifeln, so haben die Peruvianer an Tugenden alle andre bekannte Nationen übertroffen. Von den Japonesern lieset man Dinge, die einen zum Erstaunen bringen, und man trifft bey ihnen solche herrliche Eigenschaften an, daß kein Volk in Europa mit ihnen in Vergleichung zu setzen. Denn die Tugenden, die man ihnen beylegt, sind wahre Heldentugenden, ja selbst die alten Römer und Griechen müssen ihnen auch in den Zeiten weichen, da die großen Vorzüge dieser Völker am hellsten hervorstrahlten. Die glaubwürdigsten Skribenten führen von ihrer Redlichkeit, von ihrer Verachtung des Todes, von ihrer Liebe des Vaterlandes, von ihrem Mitleiden, und andern heldenmüthigen Eigenschaften bewundernswürdige Exempel an. Weil kein Volk den Reichthum mehr verachtet, als die Japoneser, so ist auch kein Volk mehr von den Lastern befreyet, die aus der Begierde zum Gelde herfließen. Denn bloß die Verachtung des Reichthums war die Ursache, daß die Lacedämonier und die alten Römer so große Tugenden ausübten. Man trifft bey dem gemeinen Manne in Japan nichts anders an, als was die Nothdurft unumgänglich erfordert,

dert. Die Japoneſer haſſen allen Ueberfluß, und bemühen ſich bloß, dasjenige was ſie gebrauchen, zierlich und rein zu halten. Man hat faſt kein Exempel, daß ein Japoneſer über göttliche Dinge ſpöttet. Man höret ſelten, daß ſie ſich worüber beſchweren. Sie ertragen vielmehr alle Widerwärtigkeiten mit einer heldenmüthigen und faſt unglaublichen Beſtändigkeit. Der Vater verdammet ſeinen Sohn, den er liebet, wenn derſelbe eine Miſſethat begangen, mit der größten Freymüthigkeit zum Tode, ohne die allergeringſte Bewegung darüber ſpühren zu laſſen. Die Beyſpiele davon ſind dorten ſo häufig und ſo allgemein, daß man faſt nicht mehr darauf acht giebt. Die alten Römer und Griechen brüſten ſich mit der großen Menge ihrer Helden, mit ihren Codris, Deciis und Corvinis. Aber in Japan iſt eine ſo große Anzahl ſolcher Helden vorhanden, daß man ihre Namen faſt nicht mehr anzeichnet. Das wunderbarſte iſt, daß das Frauenzimmer in Japan in dieſem Stücke dem männlichen Geſchlechte nichts nachgiebt. Ich will hievon nur einige Beyſpiele anführen. Ein Dienſtmädgen nahm ſich ſelbſt das Leben, weil man mit ihr auf eine ſolche Art ſcherzte, welche ſie ihrer Ehre nachtheilig zu ſeyn glaubte, ungeachtet die Sache an und für ſich ſelbſt von keiner Wichtigkeit war. Ein vornehmer Herr verliebte ſich in eine Jungfer, und nahm ſolche

von

von ihrer Mutter, um damit sein Serail zu vermehren. Die Mutter, welche eine arme Wittwe war, schrieb an ihre Tochter, und ermahnte dieselbe, sich diese Liebe ihres Herrn zu Nutze zu machen, weil sie dadurch beyde sich der äußersten Armuth erwehren könnten. Der Herr kam unvermuthet dazu, als das Mädgen den Brief las, und verlangte den Innhalt desselben zu wissen; weil selbige aber sich nicht überwinden konnte, ihm den Brief zu zeigen, um die Noth ihrer Mutter nicht zu verrathen, so steckte sie den Brief mit einer solchen Gewalt in den Hals, daß sie davon erstickte, und auf der Stelle ihren Geist aufgab. Der Herr ward dadurch noch begieriger gemacht, den Innhalt zu wissen, und ließ den Mund der Verstorbenen öffnen. Wie er hierauf den Brief gelesen, der annoch unbeschädiget war, so ward er dadurch so sehr bewegt, daß er die Mutter augenblicklich zu sich nahm, und dieselbe so lange sie lebte, reichlich versorgte. Der Kayser warf einmal eine heftige Liebe auf eine schöne verheyrathete Frau, und weil er ihrer auf keine andere Art, als durch ihres Mannes Tod, habhaft werden konnte, so ließ er den Mann umbringen. Hierauf ließ er die Wittwe zu sich rufen, und suchte dieselbe dahin zu bereden, daß sie bey ihm auf dem Schlosse bleiben möchte. Diese ließ sich solches zwar dem Ansehen nach gefal-

fallen, bat aber auch zugleich, daß der Kayser ihr dreyßig Tage, ihren Mann zu beweinen, vergönnen, und hiernächst erlauben möchte, ein Gastmahl auf dem Schlosse anzurichten, um die hinterlassene Freunde ihres verstorbenen Mannes zu bewirthen. Der Kayser räumte ihr solches willig ein, und versprach diesem Feste selbst beyzuwohnen, welches auch geschahe. Wie aber das Gastmahl geendiget, und die Gesellschaft von der Tafel aufgestanden war, so gieng sie auf eine Gallerie, und stürtzte sich herab, um dadurch sowohl ihre Ehre zu retten, als die Treue zu halten, die sie ihrem Manne geschworen hatte. Der Vorsteher der holländischen Handlungsgesellschaft in Japan, Namens Caron, führet ein Beyspiel an, welches noch merkwürdiger ist. Ein junges Mädgen, welches ihrer Herrschaft aufwartete, und sich deßwegen über die Tafel hin beugen mußte, war so unglücklich, daß sie bey dieser Gelegenheit etwas unanständiges begieng. Dieses brachte dieselbe in eine solche Verwirrung, daß sie vor Schaam ihre Angesicht verhüllte, ihre eine Brust aber mit den Zähnen dergestalt und so lange biß, daß sie endlich darüber ihren Geist aufgab. Dergleichen Beyspiele, die die größte Verachtung des Todes anzeigen, sind in den Japonesischen Jahrbüchern häufig anzutreffen. Man sieht übrigens hieraus,

was die Ehrbegierde ausrichten kann, und was für heldenmüthige Tugenden dieselbe vermögend ist hervorzubringen, wenn sie durch vernünftige Grundsätze unterstützt wird, die einem zeigen, worinn die wahre Ehre bestehet. Man kann indessen niemanden rathen, den Japonesern in den oben angeführten Handlungen nach zufolgen. Denn der Heroismus kann auch so weit getrieben werden, daß er endlich seinen Namen verlieret, und das Ansehen einer Grausamkeit erhält. Man sieht aber doch auch zugleich dabey aus andern Beyspielen, daß diese Liebe und Begierde zur Ehre, welche den Japonesern von ihren ersten Jahren her eingeprägt worden, der Zunder und Grund zu großen und glänzenden Tugenden ist. Keine Gefahr kann so groß seyn, welcher sich ein Japoneser nicht mit Freuden unterwirft, um seinen Freund zu retten; und auch die allergrößte Gefahr ist nicht vermögend, ihn zu zwingen, denjenigen zu verrathen, dem er seine Verschwiegenheit einmal versprochen hat. Wenn auch ein unbekannter Mensch zu einem andern seine Zuflucht nimmt, und denselben um seinen Beystand anflehet, um seine Ehre, und sein Leben zu beschützen, so sparet derselbe weder Gut noch Leben, weder Weib noch Kinder, sondern wagt alles, um den Bedrängten zu retten. Ich kann nicht umhin, annoch zum Beschluß eine Historie anzuführen, die gar zu schön ist, als daß

sie

sie hier nicht Platz finden sollte. Eine arme Wittwe in Japan hatte drey Söhne, und lebte bloß von demjenigen, was diese drey Söhne durch ihre Arbeit erwerben konnten, welches dennoch zu ihrer Erhaltung nicht hinlänglich war. Bey diesen Umständen fielen die Söhne auf einen ganz besondern Entschluß, um den Kummer ihrer Mutter zu erleichtern. Die Regierung hatte vor kurzer Zeit öffentlich bekannt machen lassen, daß alle diejenigen, welche einen Räuber angeben, und der Obrigkeit in die Hände liefern würden, eine ansehnliche Belohnung erhalten sollten. Die drey Brüder, denen der traurige Zustand ihrer Mutter mehr, als ihr eigner Kummer zu Herzen gieng, vereinigten sich daher mit einander, daß einer unter ihnen sich für einen Räuber ausgeben, die andern beyde aber ihn der Obrigkeit anzeigen, und überliefern sollten, um die darauf gesetzte Belohnung zu erhalten, und solche zum Besten ihrer elenden Mutter anzuwenden. Sie warfen hierauf das Loos, und selbiges traf den jüngsten Bruder. Dieser ließ sich hierauf auch sogleich binden, und die andern beyden Brüder stellten ihn der Obrigkeit als einen Räuber und Missethäter dar. Wie derselbe von dem Richter verhört ward, so gestand er unverzüglich, daß er ein Räuber sey, worauf er ins Gefängniß gelegt ward, die andern beyden Brüder aber erhielten die von

der Obrigkeit versprochne Belohnung. Kaum aber war dieses geschehen, so ward das Mitleiden bey diesen beyden Brüdern rege. Sie funden Mittel, in das Gefängniß zu kommen, wo sie ihren gefangenen Bruder mit tausend Thränen umarmten, und sein unverdientes Unglück beweinten. Wie die Obrigkeit hievon Nachricht erhielte, und solches bey derselben nicht wenig Nachdenken erweckte, so befahl selbige einem Bedienten, die Wohnung der Ankläger auszuforschen. Dieser stattete, nachdem er alles genau ausgekundschaftet hatte, seinen Bericht ab: daß er gehöret, wie die Brüder ihrer Mutter den ganzen Handel erzählet, und daß diese nicht nur bitterlich darüber geweinet, sondern auch ihren Söhnen befohlen hätte, das Geld unverzüglich wieder hinzubringen, und ihren Sohn zu befreyen. Die Obrigkeit erschrack hierüber, und hörte den Gefangenen von neuem ab, welcher beständig dabey blieb, daß er schuldig und ein Räuber sey. Endlich konnte sich der Richter nicht länger halten, sondern sagte, daß er den ganzen Zusammenhang wüßte. Er umarmte den Gefangenen und gab dem Kayser davon Nachricht, welcher durch diese That so bewegt ward, daß er alle drey Brüder mit ihrer Mutter reichlich versorgte. Es sind noch mehrere dergleichen Beyspiele, von dem Edelmuth dieses Volkes vorhanden,

woraus man ſieht, wie ſehr diejenigen irren, welche glauben, daß die Europäer allein die Tugend gepachtet haben. Indeſſen ſind die Japoneſer doch auch nicht von Laſtern befreyet, ihre Tugenden aber ſind doch von gröſſerm Gewichte. Inſonderheit tadelt man an ihnen, daß ſie faſt niemals, oder doch ſehr ſelten, beten. Sie ſagen: die Götter wiſſen beſſer, als wir ſelbſt, was uns fehlet. Das Gebet iſt daher unnütz. Vielweniger kann es einigen Nutzen ſchaffen, daß wir unſre Leiber mishandeln, um ihr Mitleiden zu erwecken. Hierüber könnte man verſchiedene Betrachtungen anſtellen. Ich bin ꝛc.

Der
acht und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Wie ich im abgewichenen Herbst auf einem von meinen Gütern mich aufhielte, so ward ich, da ich auf dem Felde stand, beynahe acht Störche gewahr. Ich bildete mir im Anfange ein, da ich noch etwas entfernet war, daß es Gänse wären, und schalt deswegen den Feldvogt, daß er nicht besser Achtung gäbe. Ich erhielt aber die Nachricht, daß es lauter Störche wären, welche sich gegen den Herbst ihrer alten Gewohnheit nach zu versammlen pflegten, um ihre bevorstehende Abreise nach andern Landen zu überlegen. Man siehet aus diesem und mehrern Beyspielen, daß gewisse Thiere ohne Zwang einen Ort verlassen, um an einem andern Orte neue Colonien anzulegen. Man kann dieses an den Mäusen und Ratzen abnehmen. In dem Hause in Copenhagen, worinn ich gegenwärtig wohne, sind bisweilen alle Zimmer mit einer solchen Menge von Mäusen angefüllet, daß selbige durch kein

Mit-

Mittel können ausgerottet oder vertilget werden. Wenn aber der Schwarm eben am stärksten ist, so verschwinden sie alle gleichsam auf einmal. Das Haus, welches ich auf meinem Gute Terslöv habe, war vor einigen Jahren voller großer Ratzen, welche ein solches Gepolter auf dem Boden verursachten, daß das Haus dadurch in einen üblen Ruf kam, als ob sich Gespenster darinn aufhielten. Aber ehe man es sich versahe, waren diese Ratzen alle verschwunden. Ich erinnere mich, in einer Beschreibung von England eine solche Nachricht von den Schwalben in der Grafschaft Suffolk gelesen zu haben. Der Verfasser sagt: Wenn die Schwalben im Frühjahr übers Meer nach England kommen, so lassen sie sich zu allererst an den Küsten dieser Provinz sehen, und gegen Herbst begeben sie sich von diesen Küsten wieder in warme Länder. Er erzählt, daß er im Anfange des Weinmonats einmal eine unglaubliche Menge Schwalben auf einem Kirchendach gesehen. Wie er sich nach der Ursache erkundiget, so habe er zur Antwort bekommen, daß die Schwalben, welche sich dorten versammlet hatten, um über das Meer zu fliegen, durch widrigen Wind

aufgehalten würden. Sobald aber der Wind umgehen würde, so würden sie alle unverzüglich wegfliegen, welches auch an dem folgenden Tage geschehen wäre. Das sonderbarste hiebey ist, daß sie ihren Sammelplatz vor ihrer Abreise an den Seeküsten von Suffolk haben, weil dorten der Weg nach Holland am nächsten ist. Diese und andre dergleichen merkwürdige Umstände, die man bey den unvernünftigen Creaturen wahrnimmt, bestärken eher des Cartesii Meynung, als daß sie solche widerlegen sollten. Ich bin ꝛc.

Der neun und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Wie ich vor einigen Jahren durch die Provinz Seeland reiſete, ſo zeigte man mir unterwegens den Ort, wo den Tag vorher ein Prediger mit dem Wagen umgeworfen war und den Kopf zerſchellet hatte. An der einen Seite des Weges lag ein Stein, der noch daſelbſt zu finden iſt, woran der Wagen geſtoßen, an der andern Seite aber lag der Stein, worauf der Prediger mit ſolcher Gewalt geſtürzet war, daß er davon eine tödtliche Wunde empfangen. Es ſcheint alſo faſt, als ob dieſe beyden Steine mit Fleiß zu dem Ende dahin gelegt worden, um die Reiſenden unglücklich zu machen. Es iſt aber dennoch dieſes nicht der einzige Ort auf unſern Landwegen, wo die Reiſenden ein ſolches Unglück befürchten müſſen, denn man findet bey uns die Wege überall mit loſen Steinen belegt, welche bereits von uralten Zeiten her da gelegen, ohne daß ſich jemand Mühe gegeben, ſolche aus dem Wege zu räumen, ungeachtet ſie

nicht gröſſer ſind, als daß ſie bequem durch einen einzigen Mann können fortgewalzet werden. Wenn man dieſes und zugleich auch die groſſen Umwege betrachtet, die man thun muß, ehe man an den Ort kommen kann, wohin man gedenket, ſo muß man billig die Unachtſamkeit der gegenwärtigen Zeiten bewundern, und die Sorgfalt der alten Römer um ſo viel mehr rühmen, welche dieſelben in Abſicht auf die allgemeinen Landſtraßen hegten. Sie hatten durch ganz Italien groſſe Wege und Landſtraßen nach den gröſſten Städten bis zu beyden Meeren angelegt. In den Provinzen waren eben ſolche Anſtalten verfügt, wovon man annoch die Ueberbleiſel ſiehet, die zu einem unwiderſprechlichen Zeugniß ihrer vorigen Schönheit nnd Bequemlichkeit dienen. Dieſe Wege waren in einer geraden Linie angelegt, und man hatte zu dem Ende Berge durchgegraben, und Moräſte ausgetrocknet. Der ganze Boden war auch ſo eben gemacht, daß man ſo geſchwind als ſicher von einem Orte zum andern gelangen konnte; da man im Gegentheil nunmehro niemals anders als mit Gefahr reiſen kann, und öfters ganze Stunden wegen des ſchlechten Weges fahren muß, ehe man an einen Ort kommen kann, der ſonſt ganz nahe lieget. Ich bin ꝛc.

Der

Der dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen mein Alter von mir zu wiſſen, da ſie hievon, wie ſie ſchreiben, verſchiedene nicht mit einander übereinſtimmende Berichte, ſowohl in andern, als auch in meinen eignen Schriften gefunden. Ich habe es ſelbſt bisher nicht recht eigentlich gewuſt, ſondern bloß das Jahr 1685 als mein Geburtsjahr angegeben, in welchem ich, wie ich bishieher immer geglaubt, gebohren worden. Da ich mir aber vor einiger Zeit einen Auszug aus dem Kirchenbuche in Bergen zuſchicken laſſen, ſo habe befunden, daß ich mich geirret, indem ich bereits 1684 gebohren worden, daß ich alſo nicht weit mehr von ſiebenzig Jahren entfernet bin. Dieſes iſt alles, was ich bey einem ſehr ſchwächlichen Leibe, der, von meiner erſten Jugend an, allerhand Zufällen unterworfen geweſen, nur immer hoffen können. Und ich habe Urſache, Gott zu danken, daß er mir ſo viele Gnade und Kräfte verliehen, daß ich meine Geſchäfte jederzeit einiger maßen ſelbſt verrichten können. Meine Krankheit iſt übrigens immer ei-

nerley gewesen, und ich habe mich, von meiner Kindheit an, jederzeit mit scharfen Säften, und daraus entstehenden Hitze in dem Körper plagen müssen, wodurch ich gezwungen worden, mich bloß mit Wasser und magern Fleischbrühen zu behelfen. Meine einzige Arzney ist der Coffee gewesen, den ich zweymal des Tages getrunken und wornach ich mich allemal überaus wohl befunden. Vor einigen Jahren sind meine kränklichen Umstände durch die Strangurie vermehret worden, welche mich veranlasset, mich aller derjenigen Versammlungen zu entschlagen, wo ich mich nicht gleich, wenn es die Noth erheischet, hinwegbegeben kann. Verschiedene, denen dieses unbekannt gewesen, haben mich zwar deswegen getadelt, daß ich mich aller öffentlichen Zusammenkünfte enthielte, und dieses entweder als eine Nachläßigkeit, oder auch als eine Kaltsinnigkeit angesehen; allein ich habe mich deßfalls um so viel eher beruhiget, weil man öfters allerhand Sachen wegen leiden muß, woran man unschuldig ist. Indessen ist dieses dennoch nicht der einzige Zufall, weßfalls ich unverdienter weise leiden müssen: denn ich hasse alle Sonderlinge, und wenn mein Körper nur mit meinem Willen übereinstimmen wollte, so würde ich alles mitmachen, was in einem Lande gebräuchlich und anständig ist. Ich würde Hochzeiten, Leichenbegängnissen, Disputationen, und Leichenpredigten, und zwar jederzeit mit einem solchen

chen Eifer beywohnen, wie Herr N. N. der keine Feyer vorbeygehen läßt, daß er nicht allemal dabey erscheinen sollte. Ich bin ꝛc.

Der
ein und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe schon ehedem gegen den Herrn Bayle dargethan, daß eine bürgerliche Gesellschaft ohne Religion nicht bestehen könne. Ich habe bey dieser Gelegenheit auch die Gründe untersucht, die er von der Societät des Epicurs entlehnet, worinne man in einer liebreichen Verbindung, wiewohl ohne Religion, lebte. Ich will also dasjenige nicht wiederholen, was so wohl ich, als andre, dieserhalb geschrieben, um die Lehre des Weltweisen zu Rotterdam zu bestreiten. Ich will nur bloß dasienige anführen, was der englische Ritter Blakmore hiervon schreibet, weil das Argument, dessen er sich bedienet, überaus artig und sinnreich ist. Es ist glaublich, schreibt er, daß in einer atheistischen Republik große Streitigkeiten in der Philoso-

phie

phie und Moral entstehen, und den Staat beunruhigen dürften. Die Anhänger des Democrit und Epicurs würden die Schüler des Aristoteles und des Spinoza antasten, und man würde eine orthodoxe und eine ketzerische Atheisterey haben. Die stärkste Parthey würde gewisse Glaubensbekänntnisse abfassen, und die schwächere zwingen, selbige anzunehmen. Die Pyrrhonisten, die Atomisten, die Peripatetici, die Hobbesianer und Spinozisten würden einander verfolgen, und diejenigen, derer Meynungen bey der Obrigkeit Beyfall fänden, würden Verordnungen auswirken, um ihre Gegner zu unterdrücken. Die Orthodoxen Atheisten würden solchergestalt die ketzerischen Atheisten unterdrücken, und die angränzenden Länder würden bald mit spinozistischen Flüchtlingen angefüllet werden. Endlich, sagt der Verfasser, würde man genöthiget seyn, einen Pabst zu wählen, um die vorgefallenen Streitigkeiten zu entscheiden, und zuletzt würde man eine Inquisition anordnen, um die Irrgläubigen mit Feuer und Schwerdt zu verfolgen. So weit gehen die Gedanken des Blakmore, dessen Argument doch mehr sinnreich, als gründ-

lich,

lich, ist, indem die Streitigkeiten unter den Atheisten und den heydnischen Weltweisen nicht von der Wichtigkeit, wie unter den Christen sind, indem die letztern dafür halten, daß die Glaubensirrthümer eine ewige Verdammniß nach sich ziehen. Die Streitigkeiten, die in alten Zeiten unter den Philosophen herrschten, beunruhigten den Staat nicht. Man kann sich also dieses Arguments des englischen Schriftstellers nicht bedienen, sondern man muß stärkere Gründe gebrauchen, die ich bereits an einem andern Orte angeführet, und welche die von dem Herrn Bayle gemachten Einwendungen gründlicher zu heben vermögend sind. Ich bin ꝛc.

Der
zwey und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe ihnen bereits ehedem die Urſachen zu erkennen gegeben, weßfalls ich mich niemals entſchließen können, ihrem Verlangen eine Genüge zu leiſten und, nach den Beyſpielen des **Theophraſt** und des **Brüyere**, Charactere zu ſchreiben, und ſolchergeſtalt die Moral vorzutragen. Keine Schreibart ziehet dem Verfaſſer mehr Verdruß zu, als dieſe. Denn ſo unſchuldig auch ſeine Abſicht immermehr ſeyn mag, ſo muß er doch leiden, daß man von ihm glaubet, als ob er ſein Abſehen auf gewiſſe Perſonen gerichtet. Das Gedichte, welches ich unter dem Namen **Peter Paars** herausgegeben, und worinn verſchiedene Charactere enthalten, kann in dieſem Stücke einem jeden zur Warnung dienen. Es iſt gleichfalls annoch einem jeden bekannt, was für Früchte der ſogenannte **däniſche Zuſchauer** vor einigen Jahren von ſeiner Arbeit eingeerndtet. Ob er in ſeinen Characteren, die er ſeinem Werke einverleibt, auf gewiſſe Perſonen

sonen gezielet, kann ich zwar nicht sagen. So viel aber ist doch ausgemacht, daß man ihn nicht frey davon gesprochen, insonderheit, da er selbst in seinem ersten Stücke anzeigte, daß er dieses, jedoch nur selten, thun wollte. Die Verbitterung nahm zu; da man den Stand und die Eigenschaft des Skribenten in Erfahrung brachte, und ward immer größer, da derselbe endlich gar den politischen Zuschauer zu schreiben anfieng; worinn er, seinem Vorgeben nach, bis in die Cabinetter der Könige und Fürsten dringen und die Staatsfehler sowohl, als die Aufführung der Minister, untersuchen wollte. Noch mehrere Verwunderung erweckte kurz nachher in diesem Reiche ein fremder Schriftsteller, der nachmalige Professor bey der Ritterakademie zu Sora, Schlegel, der eine Wochenschrift unter dem Titul, der Fremde, herausgab. Niemand konnte begreifen, wie es möglich wäre, daß jemand, der nur eine so kurze Zeit in Dännemark sich aufgehalten, und die Landessprache nicht wüßte, dennoch die Kühnheit haben konnte, alle Stände bey uns durch die Hechel zu ziehen, und deren Fehler anzuzeigen. Ich will nicht einmal andrer jungen Studenten erwehnen, die sich nicht entblöden, ohne die geringste Einsicht dennoch von den schwersten und solchen Materien zu schreiben, welche die gelehrtesten Männer

zu unterſuchen ſich nicht getrauen, geſchweige denn, daß ſie davon ſogar Schriften ans Licht zu ſtellen, ſich einfallen laſſen ſollten. Ich bin ſelbſt ein großer Freund von der Freyheit im Schreiben. Aber ſolche geht, meinem Bedünken nach, ſeit einigen Jahren bey uns zu weit. Es würde mir ein leichtes ſeyn, einige junge Schriftſteller namhaft zu machen, auf welche man mit Recht die Worte Davids anwenden kann: **Laßt ſie zu Jericho bleiben, bis ihnen der Bart wächſet.** Ich bin ꝛc.

Der

Der drey und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Wenn man des Aberglaubens und der Unwissenheit Erwehnung thut, die in den römischcatholischen Ländern herrschet, so läugnen zwar solches diejenigen nicht, die dieser Religion beypflichten: Sie behaupten aber zugleich, daß sich solches gegenwärtig nicht mehr also verhalte, sondern daß die Unwissenheit und der blinde Aberglaube, der ihnen von den Protestanten vorgeworfen würde, nur von ihren Vorfahren gelte, und man daraus nichts weiter abnehmen könne, als wie der Zustand vor einigen hundert Jahren beschaffen gewesen. Ich gestehe gerne, daß in gewissen römischcatholischen Ländern, insonderheit in Frankreich, die Theologie ein ganz anderes Ansehen gewonnen, als es damit in vorigen Zeiten beschaffen war, und daß Frankreich gegenwärtig verschiedene große Gottesgelehrte aufweisen könne. Die meisten Geistlichen aber kleben doch noch an dem alten Aberglauben, und sind noch eben so unwissend, wie ihre Vorfahren, so gar, daß sie auch nicht einmal den geringsten Be-

griff von andern Religionsfecten haben. Ich habe selbst bey meinem Aufenthalte in Frankreich gehört, daß die dortigen Geistlichen dem seligen Luther die seltsamsten Lehrsätze schuld gegeben, die dieser doch in seinen Schriften selbst aufs eifrigste bestritten, ja ein pariſischer Abt erkundigte sich bey mir, ob die Kinder in Dännemark auch getauft würden. Was aber Italien, Spanien und Portugall betrifft, kann man mit Wahrheit sagen, daß der Aberglaube und die Unwissenheit dorten annoch in vollem Schwange gehen. Man sollte zwar gedenken, daß die Mitglieder der so genannten heiligen Inquisition große Gottesgelehrte seyn müßten, weil ihr Amt darinn bestehet, die Glaubens- und Religionssachen zu untersuchen, und zu beurtheilen. Man siehet aber aus allen Nachrichten und Umständen, daß sie annoch im Finstern tappen. Ich könnte davon unzählige Exempel zum Beweise anführen. Ich will es aber nur bey einer einzigen, und zwar ganz neuen, Historie bewenden lassen, woraus erhellet, was man sich für Gedanken von diesen Mitgliedern der Inquisition zu machen habe, und wie der gemeine Mann in Spanien, in Abſicht auf die Religion, beschaffen seyn müsse. Ein Engländer, Namens Isaak Martin hatte sich zu Mallaga niedergelassen und trieb daselbst nicht nur die Kaufmanschaft, sondern hielt auch ein öffentliches Wirthshaus. Er war aber nicht

lan-

lange da gewesen, so suchte man ihn zum römischen Glauben zu bekehren, welches endlich so weit gieng, daß er den Entschluß faßte, Spanien zu verlassen. Wie er aber im Begriff war, seine Reise anzutreten, so ward sein Haus von spanischen Priestern und bewaffneten Soldaten umringet, welche mit Gewalt hinein drungen, und nicht nur obberegten Martin wegführten, und in das Gefängniß der Inquisition legten, sondern sich auch seiner Güter bemächtigten, und seine Frau und Kinder aus dem Hause trieben. Nachdem sie fünf Tage in dem Hause Wache gehalten, und alles weggenommen hatten, daß nichts mehr, als die vier Wände, übrig waren, so liessen sie das Haus leer stehen, der gefangene Engländer aber ward von Mallaga nach Granada geführet, und man erlaubte ihm nicht jemanden von seinen Freunden zu sprechen, und demselben die Sorge für sein Hausweſen aufzutragen. Man versprach ihm zwar, daß er nach angestelltem Verhör alles wieder erhalten sollte, allein es blieb bey dem leeren Versprechen, und der Mann gerieth mithin in die äusserste Armuth. Er war noch glücklich genug, daß der englische Gesandte zu Madrit sich seiner annahm, weil er sonst mit dem Leben nicht davon gekommen seyn würde. Damit es inzwischen das Ansehen haben möchte, als ob man hiebey ganz ordentlich verfahren, und die Spanier von den Mitgliedern der heiligen In-

quiſition wegen ihrer vermeintlichen Gelehrſamkeit ein groſſes Weſen machen, ſo wurden einige von denſelben verordnet, den Gefangenen abzuhören, und von ſeinen Irrthümern zu überzeugen. Der Engländer wollte ſich zwar im Anfange ungerne mit ſolchen hocherleuchteten Männern in einen Streit einlaſſen. Aber ſeine Furcht währte nicht lange, indem er, anſtatt einer gründlichen Gelehrſamkeit, die er vermuthete, nichts als die gröbſte Unwiſſenheit bey ihnen antraf. Unter andern Dingen, die ſie ihn zur Laſt legten, war auch ſein Taufname befindlich, da er Iſaak, und einer von ſeinen Söhnen Abraham hieß; und ſie machten daher den Schluß, daß er ein Jude ſeyn müßte. Sie ſagten: Euer und eurer Kinder Vornamen ſind ja alle aus dem alten Teſtamente. Martin antwortete: Ihr erwehnet zwar meines Vornamens, da ich Iſaak heiſſe, und des Vornamens meines Sohnes, den ich Abraham nennen laſſen. Ihr vergeſſet aber meines verſtorbenen Sohnes, welcher Peter hieß, und des andern, der annoch lebet, und welcher in der Taufe den Vornamen Bernhard erhalten hat. Der Inquiſitor ſagte hierauf: Die beyden letztern ſind Namen, welche unter den Chriſten gebräuchlich ſind. Martin erwiederte: die beyden erſtern Namen ſind gleichfalls unter den Chriſten gebräuchlich, und überdem waren ja weder Abraham, noch Iſaak, und Jacob Juden. Der Inquiſitor ſagte: Allerdings waren

dieſe

dieſe drey Erzväter Juden. Martin aber antwortete; ſie können nicht unter die Juden gerechnet werden, weil die Juden erſtlich dieſen Namen von Juda, einem Sohne Jacobs erhalten. Der Inquiſitor rief hierauf aus: Halt das Maul. Ich merke, daß du das alte Teſtament gar zu gut verſteheſt. Der gefangne Martin ward hierauf verurtheilet, öffentlich gegeiſſelt zu werden, welches Urtheil kurz darauf auch an demſelben vollzogen ward. Ich bin ꝛc.

Der
vier und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Die Jesuiten haben sich niemals mit einer Mission so groß gemacht, als mit derjenigen, welche sie in Japan unternommen haben. Es ist auch in der That bewundernswürdig, daß ein so hochmüthiges Volk, als die Japoneser sind, welche in Absicht auf die Gemüthsgaben alle andre Völker zu übertreffen glauben, nicht nur den römischen Glauben so bald und häufig angenommen, sondern sich auch um desselben Willen martern und tödten lassen. Einige haben dieses der Uebereinstimmung zugeschrieben, welche sich in den heiligen Ceremonien und im Kirchenregimente zwischen der japonesischen und römischen Religion befindet. Denn da die Jesuiten zuerst nach Japan kamen, so merkten sie, daß die Japoneser unter einem zweyfachen Regimente stunden, nämlich unter einem so genannten Cabo Sumo, oder dem Käyser, und unter einem Pabste, der den Namen Dairy führte.

Sie

Sie bemerkten ferner, daß das Land mit Mönchsklöstern und Einsiedlern angefüllet war, die ihren Leib casteyten und plagten. Sie trafen in den Tempeln Bilder der Heiligen an. Bey verschiednen Secten ward Gott unter drey Personen vorgestellet. Die Bilder der Heiligen wurden durch verschiedne dafür gesetzte Lichter erhellet, und die Pilgrimsreisen giengen im vollen Schwange, um dadurch Vergebung der Sünden zu erlangen. Einige glauben daher, daß es den Missionarien um so viel leichter gewesen, einen Eingang in dieses Land und in die Gemüther der Japoneser zu finden, weil die römischcatholische Religion mit den japonesischen Gebräuchen so sehr übereinstimmet, als wenn die eine aus der andern entlehnet worden. Indessen kann man doch diese Aehnlichkeit beyder Religionen keinesweges als eine Ursache der wundernswürdigen Bekehrung der Japoneser ansehen, indem letztre vielmehr dadurch in ihrem alten Glauben bestärket werden können. Andre schreiben dieses daher den Wunderwerken zu, welche Franciscus Xaverius und seine Mitgenossen in Japan verrichtet. Weil aber aus unzählig andern Beyspielen bereits bekannt ist, daß diese Wunderwerke nach der Zeit von den römischcatholischen Geschichtschreibern erdichtet worden, so fällt auch dieses Argument hinweg. Man muß daher andre und bessere Ursachen aufsuchen,

welche dieſe ſo wunderſame Bekehrung veranlaſſet, und ſolche beſtehen, meinem wenigen Bedünken nach, hierinn: Die Europäer waren, ehe die erſte Miſſion nach Japan geſchahe, wenig oder faſt gar nicht in dieſem Reiche bekannt. Die erſten Miſſionarien ſtellten ſich als Heilige an, die alle Sünden abgeleget, und gaben für, daß ſie ſich aus bloßer Liebe zu den Japoneſern den größten Beſchwerlichkeiten unterworfen, um den Einwohnern dieſes Reichs den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Dieſes mußte nothwendig bey einer ſo edelmüthigen Nation Mitleiden und Dankbarkeit erwecken, inſonderheit da ſie ſich einbildeten, daß alle andre Europäer eben ſo heilig wären, als die Jeſuiten ſich anſtellten, und ſie machten daher den Schluß, daß der Glaube ſolcher Leute unmöglich falſch oder irrig ſeyn könne. Daß dieſes die wahre Urſache von der ſo geſchwinden Bekehrung der Japoneſer geweſen, ſolches erhellet daraus, daß ſie ſo gleich wieder umſattelten, da ſie merkten, daß das Leben der Portugieſen mit ihrer Lehre nicht übereinſtimmte, und daß ſelbige nicht ſowohl in der Abſicht nach Japan gekommen, um ihre Religion einzuführen, als nur bloß, um ihren Handel zu erweitern, ſich ſelbſt zu bereichern, und das Land auszuſaugen. Die zwote Urſache der ſo ſchleunigen Bekehrung der Japoneſer iſt in der großen Neubegirde dieſes Volks zu ſuchen. Das Land war bey der Ankunft der Miſſionarien mit vielen

len Religionsſecten angefüllet. Ein jeder hatte Freyheit über Glaubensſachen öffentlich und ungeſcheut zu urtheilen, und ſich von einer Secte zur andern zu begeben; daher ward ein jeder über die neue Lehre aufmerkſam, welche die Miſſionarien vortrugen. Die dritte Urſache war der Vortheil, den ſie durch den Umgang mit den Portugieſen, und durch den Handel, welchen ſie mit denſelben trieben, zu erlangen glaubten, und weil eine Stadt in Japan der andern in dieſem Stücke gerne den Vorzug abgewinnen wollte, ſo ſchmeichelte man auch den Lehrern, welche die Portugieſen bey ſich hatten. Wie man aber endlich in Japan merkte, daß der gröſte Vortheil bey dieſer Handlung auf Seiten der Fremden war, ſo ward der vorige Eifer in Kaltſinnigkeit verwandelt. Dieſes geſtehen die römiſchcatholiſchen Skribenten ſelbſt, ungeachtet es heiſſen muß, daß dieſe wundervolle Bekehrung durch die gründlichen Predigten der Jeſuiten und die von ihnen dabey verrichteten Wunderwerke bewirket worden. So merkwürdig aber dieſe ſchleunige Bekehrung der Japoneſer iſt, eben ſo merkwürdig iſt auch der nachher erfolgte Aufſtand, und der eben ſo ſchleunige Untergang der neu gepflanzten Religion. Die römiſchcatholiſchen Skribenten ſchieben die Schuld auf die Holländer, und ſagen, daß ſelbige die gefährlichen Anſchläge der Jeſuiten gegen die Regierung offenbaret, und den Japoneſern gezeiget, wie ſelbige nichts anders ſuch-

ten, als Japan unter ein fremdes Joch zu bringen, wozu sie sich der Religion, als eines Deckmantels, bedienten. Eben diese Skribenten sagen auch, daß die Holländer, um sich durch den Untergang der Portugiesen einen Weg zu dem Handel in Japan zu bahnen, des Christenthum so gar verläugnet, und, auf Befragen ob sie Christen wären, stets geantwortet hätten, **wir sind keine Christen, sondern Holländer.** Indessen vertheidiget doch **Kämpfer** die Holländer in diesem Stücke, und sagt, daß er nach angestellter genauen Untersuchung gefunden, daß die Holländer bloß, wenn sie gefragt worden, geantwortet. **Unser Christenthum ist ganz anders beschaffen, als das Christenthum der Portugiesen.** Man kann sich in diesem Stücke am sichersten auf den itztangeführten **Kämpfer**, verlassen, der ganz unpartheyisch ist. Von dem Untergang der römischcatholischen Religion in Japan, und von den Ursachen, welche dazu beygetragen, redet derselbe folgendergestalt: **Eben, wie es das Ansehen hatte, daß das ganze Land den christlichen Glauben annehmen würde, und drey Könige bereits Gesandten nach Rom abgefertiget hatten, um sich dem Gehorsam des Pabstes zu unterwerfen, so trat wider alles Vermuthen im Jahr 1586 ein**

Be-

Befehl ans Licht, wodurch bey Lebensstrafe verboten ward, den römischcatholischen Glauben anzunehmen. Der Regent, der diesen Befehl ergehen ließ, war auch im Stande, solchen zu handhaben. Denn derselbe hatte sich eine unumschränkte Herrschaft zu wege gebracht, und die meisten kleinen Könige bezwungen, die sich bequemen müssen, aus souverainen Fürsten seine Vasallen zu werden. Ich habe bereits vorher angeführt, daß Japan ehedem unter einem gedoppelten Regiment stand. Die Feldherren der Krone aber hatten nach und nach die größte Gewalt so sehr an sich gezogen, daß der rechtmäßige Kayser und der Dayry fast nichts weiter, als den bloßen Namen, übrig behielten. Das Land war überdem mit kleinen Königen angefüllet, welche beständig unter einander Krieg führten. Dieser Zustand währte so lange, bis eine Person von geringer Herkunft, Namens Fide Josi, oder wie andre wollen Fapiba, sich der höchsten Gewalt bemächtigte, der Dayrys Macht einschränkte, und die andern kleinern Könige unter das Joch brachte. Nachdem er sich solchergestalt eine unumschränkte Gewalt erworben hatte, so ward ihm von dem Dayry, oder dem geistlichen Kayser der Name Taiho Sama, oder wie Charlevoix

sagt,

ſagt, Cambacondano beygelegt, den er nachher in Taiho Sama verwandelte. Die Jeſuiten mahlen ihn als einen Tyrannen und als eine Misgeburt ab: Allein ſein Regiment zeiget, daß er ein Herr von großen Eigenſchaften geweſen. Dieſer Taiho, oder neue Kayſer war gleich bey dem Antritt ſeiner Regierung darauf bedacht, den Thron, der bisher beſtändig gewanket hatte, ſo viel nur möglich zu befeſtigen, und dazu ſchiene ihm ein ſolcher Befehl, als er wegen der chriſtlichen Religion heraus gab, unumgänglich nöthig zu ſeyn, weil er merkte, daß der chriſtliche Glaube, den er ſonſt nicht haßte, doch nicht ohne großes Blutvergießen würde können eingeführet werden, indem die Bonzier, oder die japoneſiſchen Geiſtlichen, die einen großen Anhang im Lande hatten, mit der äußerſten Gewalt dahin arbeiteten, den alten Glauben des Landes zu erhalten. Indeſſen war doch die Aufführung der damaligen Miſſionarien die hauptſächlichſte Urſache, wodurch er zu einer ſo ſtrengen Verordnung gegen die Chriſten veranlaſſet ward. Denn dieſe beobachteten eben dieſelbe Aufführung, wie diejenigen, die im Anfange, und ehe ſie ihren Zweck erreichen, ſich überaus demüthig anſtellen, nachher aber, wenn ſie ſich einigermaaßen feſtgeſetzt, die Maske abnehmen, und ſich einer unumſchränkten Gewalt anmaſſe. Die vornehmſten Geiſtlichen ſchämten ſich

zu Fuße zu gehen, ihr Staat war so prächtig, daß sie den römischen Cardinälen darinn wenig oder nichts nachgaben, ja sie wollten endlich selbst den großen Reichsbedienten nicht mehr weichen. Ein portugiesischer Bischoff begegnete einmal einem Kayserlichen Minister, der ein Mitglied des hohen Raths war. Man erinnerte den Bischoff, auf dem Wege stille zu halten, und diesen Minister zu grüßen, als wozu alle Reisende verbunden wären. Der Bischoff kehrte sich aber so wenig an diese Erinnerung, daß er vielmehr seinen Weg beständig fortsetzte, ohne dem Minister die geringste Höflichkeit zu erweisen. Wie dieser bey dem Kayser sich darüber beschwerte, so ward derselbe ungemein dadurch aufgebracht, und diese Begebenheit trug nicht wenig dazu bey, die Verfolgungen zu schärfen, die man bereits gegen die Christen angefangen hatte. Diese Ursache, weßfalls man die Christen gehasset, und immer stärker verfolget, ist wahrscheinlicher, als diejenige, die Charlevoix und andre römischcatholische Skribenten anführen. Sie sagen der Kayser sey willens gewesen, sich als einen Gott verehren zu lassen, welches Vorhaben er aber nicht ausführen zu können geglaubet, falls die christliche Religion in Japan die herrschende Religion werden sollte, wozu es bereits vollkommen das Ansehen

ge-

gehabt, indem kurz vorher, ehe die große Verfolgung ihren Anfang genommen, man bereits über 1800000 Seelen, und unter denen verschiedene kleine Könige, gezählet, welche den christlichen Glauben angenommen. Die einmal gefaßte Ungnade des Kayſers gegen die Chriſten ward übrigens dadurch nicht wenig vermehret, daß die Miſſionarien, des Kayſerlichen ſtrengen Verbots ungeachtet, dennoch beſtändig fortfuhren, zu catechiſiren, inſonderheit aber goßen die Franciſcaner, welche in eben dieſer Abſicht von den Philippiniſchen Inſuln herüber gekommen waren, gar Oel ins Feuer, da ſie, wider des Kayſers ſtrengen Befehl, ſogar in der Hauptſtadt eine Kirche zu bauen anfiengen. Man kann endlich zu allen dieſen Urſachen auch noch den Zuſtand der Handlung hinzufügen. Die Geiſtlichen verkauften das Evangelium den bekehrten Japoneſern ſehr theuer. Die andern portugieſiſchen Kaufleute ſogen das Land aus, und führten große Summen aus dem Reiche, welche, wie man dafür hält, ſich in demſelben Jahre auf drey hundert Tonnen Goldes belaufen. Alles dieſes verurſachte den Untergang der Religion. Die vorige Liebe und Zuneigung ward in den bitterſten Haß verwandelt, und an dem nachher verhängten Verfolgungen hatte mehr die Staatsklugheit, als der Religionseifer, Antheil. Wie endlich, da Spanien

und

und Portugall damals annoch vereiniget waren, ein spanischer Schiffer so unvorsichtig war, daß er einigen Japonesern auf einer Landcharte wies, wie weit die spanische Monarchie sich erstreckte, und daß darunter ganz Indien, ein großer Theil von Europa und Africa, und der vierte Theil der Welt, nämlich America begriffen wäre, und solches dem Taiho Sama zu Ohren kam, so fieng er an für sein eigen Reich besorgt zu seyn, insonderheit da er hörte, daß die Spanier sich den Weg zu solchen großen Eroberungen durch ihre Missionarien gebahnet, welche, wie anderwärts, also auch hier, als Kundschafter nach Japan geschickt worden, um Streit und Unruhe unter den Einwohnern anzurichten, und die Unterthanen gegen die Regierung aufzuhetzen. Daß dieses Mistrauen, und diese Furcht des Kayfers nicht ungegründet war, solches erhellet aus der Zusammenverschwörung, die einige Jahre nachher entdecket ward, da die Portugiesen den Anschlag gemacht, die Regierung in Japan zu verändern, und zu dem Ende bereits sehr viele christliche Japoneser auf ihre Seite gebracht, die einen Aufruhr im Lande erregen sollten, so bald nur die Kriegsschiffe und Soldaten aus Portugall in Japan anlangen würden. Dieser gefährliche Anschlag ward durch einen Brief offenbaret, den man auf einem portugiesischen Schiffe fand, welches die Holländer

der aufgebracht hatten. Der Brief ward unverzüglich nach der Hauptstadt gesandt, und gleich darauf ergieng der strenge Befehl gegen die Christen, welcher im Jahr 1637 öffentlich bekannt gemacht ward. Wie die Verfolgung am hefftigsten war, erregten vierzig tausend bekehrte Japoneser einen Aufstand gegen die Regierung, und suchten sich bis aufs äußerste zu vertheidigen. Zu dem Ende schlossen sie sich in eine Vestung ein, und weil diese Vestung nicht anders als mit der äußersten Mühe und mit vielem Blutvergiessen konnte erobert werden, so hielt der Kayser bey den Holländern um Hülfe an, die den Portugiesen in der Handlung nachgefolget waren, und von dem Kayser Freyheit erhalten hatten, sich zu Firando nieder zu lassen. Die Holländer konnten dem Kayser die verlangte Hülfe um so viel weniger abschlagen, da sie ihren Handel noch immer mehr dadurch auszubreiten hofften. Und wie also der Directeur der dortigen holländischen Handlungsgesellschaft dem Kayser mit Canonen und andern Kriegsgeräthschaften versahe, so ward die Vestung in Grund geschossen, und beynahe 38000 bekehrte Japoneser wurden bey dieser Gelegenheit, auf Befehl des Kayſers ermordet. Kämpfer erkühnt sich nicht, diese That zu entschuldigen, wenigstens zeigte der Ausgang, daß die Holländer

länder hiedurch nicht viel gewonnen. Denn ungeachtet der Handel nach Japan denenselben noch itzo vergönnet wird, so ist gedachter Handel dennoch so sehr eingeschränket, daß fast aller Vortheil dabey wegfällt. Denn die oben angeführte Zusammenverschwörung, und die dadurch bey der Regierung erweckte Furcht, hat in Japan ein solches Mistrauen gegen alle Europäer erwecket, daß man selbige dorten nicht anders, als Feinde und Verwüster des Staats, ansiehet. Man hat den Holländern, bey der ihnen ertheilten Handlungsfreyheit, zugleich solche harte Gesetze vorgeschrieben, daß sie fast als Gefangene anzusehen sind. Sie werden alle auf einer kleinen Insul bey dem Eingang des Flusses Nagasaki eingeschlossen und daselbst von einigen dazu verordneten Japonesern bewachet. Währender Zeit aber, daß sie sich dorten aufhalten, müssen sie den Sonntag nicht feyern, den Namen Jesu nicht nennen, auch nicht singen und beten. Doch werden sie, wie Kämpfer sagt, nicht gezwungen, das Kreutz mit Füßen zu treten, sondern dieses müssen nur die gebohrnen Japoneser thun. Unter solchen harten Bedingungen wird den Holländern dorten der Handel verstattet, und der Vortheil, den sie deßfalls daher ziehen, ist sehr geringe. Auf solche Art ist dieses Kayserthum, nachdem es viele Jahre beun-

ruhiget, und währender Zeit viel Blut vergossen worden, wieder zu dem Heydenthum zurückgekehret. Doch haben sich, wie Kämpfer berichtet, annoch zu seinen Zeiten einige wenige christliche Japoneser gefunden, die sich nicht gewegert, für die christliche Religion ihr Leben aufzuopfern, ungeachtet sie so wenig davon begriffen, daß sie fast nichts anders, als den bloßen Namen der Christen geführet. Ich habe an andern Orten in meinen Schriften gezeiget, daß viele Menschen kein Bedenken getragen, sich Verfolgungen, Marter und Tod zu unterwerfen, um eine Religion zu besiegeln, von welcher sie nicht den allergeringsten Begriff gehabt. Kein Land giebt davon mehrere Beyspiele, als Japan, woselbst Männer, Weiber und kleine Kinder, bloß deßwegen, weil sie getauft waren, mit Freuden dem Tode entgegen gegangen, sich kreutzigen lassen, und allerhand Lieder zum Lobe des Kreutzes angestimmet. Dieses ist es, mein Herr, was ich ihnen auf ihr Verlangen von der Mission in Japan berichten können. Eine ausführlichere Nachricht werden sie bey dem oft angeführten Kämpfer antreffen, den sie aber mit dem Charlevoix vergleichen müssen. Ich bin ꝛc.

* * *
* *

Der

Der
fünf und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Wie ich in der abgewichenen Woche in einer Gesellschaft war, wo man unter andern auch von der Höhe der Berge redete, so behauptete jemand, daß die Spitze von Teneriffa der höchste Berg auf dem ganzen Erdboden wäre. Auf meine Frage, wodurch er dieses zu erweisen gedächte, erhielte ich die Antwort, daß er dieses in einer alten Reisebeschreibung gelesen hätte. Sie werden leicht mit mir urtheilen, daß dieser Grund nichts beweise, und daß man aus den alten Schriften in diesem Stücke keinen Beweis hernehmen könne. Denn die Alten haben bloß nach dem Augenschein geurtheilet, weil sie nicht mit solchen Instrumenten versehen waren, die ihnen dienen konnten, sichere Bemerkungen anzustellen. Wie man aber nachher die Quadranten, die halben Cirkul, und andre geometrische Instrumenten erfunden, und genaue Rech-

nungen durch Hülfe der Trigonometrie angestellet, so ist man im Stande gewesen, mit mehrerer Gewißheit von der Höhe der Berge zu urtheilen. So sicher aber auch diese Methode ist, so hat die Erfahrung dennoch öfters gelehret, daß man dadurch betrogen worden. Denn je höher der Berg ist, desto schwerer ist es, dessen perpendiculaire Höhe zu bestimmen, und zwar eines Theils wegen der Refraction der Luft, welche durch das Wetter und die Jahrszeiten verändert wird, daß die Berge zu einer Zeit höher als zu der andern Zeit scheinen, andern Theils aber auch deßwegen, weil man an dem Fuß der Berge keine Ebenen von solcher Größe findet, daß man eine gerade Linie ziehen kann, die zum Fundament eines Triangels dienen könnte. Seitdem aber die Barometer von **Torricelli** erfunden worden, so hat man sich derselben als des sichersten Mittels bedienet, die Höhe der Berge auszumessen. Der Grund hievon ist in der Dünne der Luft anzutreffen, welche vermindert wird, und abnimmt, je höher die Oerter sind, so daß der Mercurius in dem Barometer auf den Bergen fällt, wo die Luft am wenigsten drücket, an niedrigen Orten aber wieder steiget. Diese Art, die Höhe der Berge zu messen, findet nun den meisten Beyfall, und man siehet zugleich daraus, wie sehr die Alten in

ihren Rechnungen gefehlet haben. Ich bin ꝛc.

Der
sechs und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Es ist mir überaus angenehm, daß ihnen die Nachricht gefallen hat, welche ich ihnen von dem Missionswerke in Japan ertheilet habe. Man muß aber, wie ich schon damals erwehnet, die protestantischen Schriftsteller mit den römischcatholischen vergleichen, um sich in den Stand zu setzen, unpartheyisch hiervon urtheilen zu können. Kämpfer behauptet, daß die Verfolgungen durch den Hochmuth und Geitz der Jesuiten veranlasset worden. Charlevoix aber, der seine weitläuftige Schrift auf den Bericht der Missionarien gründet, schiebt die Schuld auf die spanischen Augustiner, Franciscaner und Dominicaner Mönche, welche nachher von den philippinischen Insuln nach Japan gekommen, und durch ihre Hitze und Unbesonnenheit alles wieder niedergerissen,

was die Jesuiten mit so vieler Mühe gebauet. Denn weil diese Mönche nicht gelernet hatten, sich in die Zeit zu schicken, und nicht mit der damals unumgänglich nöthigen Behutsamkeit zu Werke giengen, so machte man abseiten der Japoneser keinen Unterscheid mehr, sondern man hielt die Europäer durchgehends für trotzige, unbiegsame, und aufrührische Menschen. Dieses legte, wie die Jesuiten behaupten, den Grund zu der nachherigen grossen Verfolgung, die durch allerhand unvermuthet dazwischen gekommene Vorfälle mit der Zeit immer heftiger geworden. Es traten damals verschiedene Streitschriften ans Licht, wodurch die andern Mönche die Jesuiten anzuschwärzen suchten. Diese aber blieben ihren Gegnern auch nichts schuldig, und führten unter andern eine Mönchshistorie an, wodurch die europäischen Missionen in Japan lächerlich geworden, und welche, wie **Charlevoix** versichert, durch ein in Japan von einem dortigen Bischoff angestelltes Verhör, als wahr erwiesen worden. Ein spanischer Mönch gerieth mit einem Holländer, der von ungefähr nach Japan gekommen war, in einen Religionsstreit. Der Mönch bemühete sich, die Wahrheit der römischcatholischen Religion durch die Wunderwerke darzuthun, die in ihrer Kirche annoch täglich verrichtet würden. Wie aber der Holländer an diesen Wunderwerken

zwei-

zweifelte, der Mönch aber sich erbot, alle Wunder zu verrichten, die sein Gegner nur verlangen würde, so nahm ihn der Holländer aufs Wort und bat ihn, daß er, wie der heilige Petus, auf dem Wasser gehen möchte. Der Mönch nahme dieses ohne Bedenken an, und eine große Menge Japoneser stellte sich ein, um solches mit anzusehen. Dieses Wunder aber lief so schlecht ab, daß der Mönch gewiß würde ertrunken seyn, wenn man ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre. Diese lächerliche Historie zeigt, wie es mit den so oft vorgegebenen Wunderwerken beschaffen sey. Ich bin ꝛc.

Der
sieben und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Keine Stadt ist der artigen Lebensart halber mehr berühmt, als Paris, und dieses zwar hauptsächlich deßwegen, weil unsere Jugend in so großer Menge alle Jahre dahin geschickt wird, um wohlanständige Sitten zu lernen. Meinem Bedünken nach aber vermengt man in diesem Stücke eine artige und zierliche Lebensart, mit der Frechheit und demjenigen, was man Muthwillen nennet. Ich meines Theils kann mit Wahrheit sagen, daß ich an keinem Orte mehr unverschämte und unanständige Reden gehöret, als in Paris. Ich habe auch bey Personen von mittlerm Stande ein grobes Wesen bemerkt, welches mir oft anstößig gewesen. Die Redensarten, Allez, oder Vous Vous mocquez de moi, und andre dergleichen, die man täglich höret, können fremden Nationen nicht anders, als sehr zuwider seyn. Ich habe oft, wann ich mich in einem Buchladen nach einem Buche erkundiget, die Antwort erhalten, On

le

le garde pour Vous. Was die Reinlichkeit betrifft, so hat keine Stadt in Europa weniger Ursache damit zu prahlen, als Paris. Denn es ist bey Personen von mittlerm Stande nichts gewöhnlicher, als daß sie ganze Wochen in einem Bette schlafen, welches in dieser Zeit nicht einmal wieder zurecht gemacht worden. Man siehet zwar, daß Leute von mittlerm Stande mit Gold besetzte Kleider, und Laquaien Strümpfe mit goldenen Zwickeln tragen. Aber ihre Wäsche ist zu gleicher Zeit so unrein, daß ein Holländischer Matrose sich schämen würde, dieselbe zu tragen. Die Sittsamkeit, die größte Zierde unsers nordischen Frauenzimmers, heißt dorten eine Impolitesse, und was man in Paris Lebensart nennet, bestehet darinn, daß man in Gesellschaften mit über einander geschlagenen Füssen sitzet, einige unverschämte Lieder absingt, und bey Gelegenheit fluchet. Denn keine Stadt hat einen grössern Vorrath von Eydschwüren. Eheleute siehet man fast niemals zusammen bey einem Besuche, und daher sollte man billig die Trauungen in Paris solchergestalt abfassen; **Was die Ehe löset, soll niemand zusammen fügen.** Dieses letztere findet man bey allen, insonderheit bey Personen von hohem Stande. Ich will zum Beschluß die Abbildung anführen, die ein sinnreicher Autor von einem vornehmen Herrn macht, und die

den Charakter einer hohen Standesperſon in Paris vollkommen ausdrückt: Der vornehme Herr, ſagt dieſer Schriftſteller, ſpielt niemals in der Karte, als des Sonntags, und wenn jemand das ihm geliehene Geld wieder verlangt, ſo entſchuldiget er ſich mit ſeinem freyherrlichen Stande. Wenn man alles dieſes etwas genauer erweget, ſo ſiehet man, daß alles dasjenige, was die Franzoſen Freymüthigkeit und ein ungezwungenes Weſen nennen, nichts anders als eine Frechheit und Dreiſtigkeit zu nennen ſey, wodurch öfters Anſtand und Ordnung übertreten wird. Ich halte es aber nicht für nöthig, ſolche weitläuftig zu erzählen, da ſolche bereits ohnedem ſattſam bekannt ſind. Ich bin ꝛc.

Der
acht und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Sie muntern mich auf, meine Kirchenhiſtorie fortzuſetzen, weil dieſes Werk unter allen, die ich geſchrieben, den gröſten Abgang gefunden. Aber dieſe Arbeit dürfte mir bey meinem gegenwärtigen Alter wohl zu ſchwer fallen. Ich habe übrigens in der Vorrede zu dieſem Werke auch bereits andre Urſachen angegeben, weßfalls ich Bedenken getragen, damit weiter fortzufahren. Ich laſſe es gegenwärtig lediglich dabey bewenden, daß ich hin und wieder einige Anmerkungen über die beyden gedruckten Theile entwerfe, welche diejenigen ſich zu nutze machen können, die dieſes Buch nach meinem Tode etwa wieder von neuem aufzulegen ſich entſchließen dörften. Unter dieſen Anmerkungen iſt eine von Wichtigkeit, welche dazu dienen kann, um dasjenige zu verbeſſern, was man insgemein, als die erſte Veranlaſſung zu der Reformation Lutheri anzugeben pflegt. Man findet insgemein bey den beſten und zuverläſſigſten Geſchicht-

schichtschreibern, daß es vor der Reformation immer der Gebrauch gewesen, daß, so oft Ablaß verkündiget worden, man die Aufsicht darüber und die Verwaltung des davon einkommenden Geldes den Augustinermönchen anvertrauet. Wie man aber das letzteremal die Dominicaner dazu erwählet, so wäre der Augustinerorden darüber in eine solche Erbitterung gerathen, daß man ihren Orden übergangen, daß sie ihre Augen auf Luthern geworfen, und denselber durch ihren Generalvicarius, Staupitz, aufmuntern lassen, wieder den Ablaß zu predigen, wodurch denn zugleich der Grund zu der nachher erfolgten großen Reformation gelegt worden. So redet Paolo davon in seiner Historie des tridentinischen Concilii, in welchem Stücke ihm andre, und auch protestantische, Skribenten gefolgt sind, und ich selbst habe mich auch dadurch verführen lassen. Man muß aber merken, daß Paolo nur bloß sagt, daß man gewohnt gewesen, diesen Handel den Augustinermönchen anzuvertrauen, woraus andre den Schluß gemacht, daß solches bey diesem Orden eine Verbitterung verursachet, weil die Commission diesmal andern anvertrauet worden, welches dennoch dieser Geschichtschreiber nicht anführet. Hiernächst rechnet der Cardinal Pallavicini, dem man in diesem Stücke am meisten trauen kann, weil es zur Vertheidigung der Reformation dienet,

die

die er ſonſt mit den gehäſſigſten Farben abmahlet, es dem Paolo als einen Fehler an, daß er dieſes geſchrieben, und zwar deßwegen, weil der Ablaßhandel niemals einem Mönchsorden inſonderheit anvertrauet geweſen; woraus denn erhellet, daß es der Wahrheit nicht gemäß ſey, wenn man behauptet, daß die Auguſtiner darüber erbittert und aufgebracht worden, daß man ſie vorbeygegangen. Dieſe wichtige Anmerkung kann der etwanigen dritten Auflage meiner Kirchenhiſtorie mit einverleibt werden. Ich bin ꝛc.

Der neun und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Unter allen Nationen, deren Geſchichte aufgezeichnet worden, findet man keine gröſſere Lügner, als die Juden, und es iſt merkwürdig, daß ſie aus keiner andern Urſache lügen, als blos um zu lügen. Denn ihre Lügen haben insgemein keine andere Abſicht, als dadurch Proben von ihrer Unverſchämtheit in Erdichtung der ungereimteſten und abgeſchmackteſten

ſten Fabeln abzulegen. Ich will der auſſerordentlichen Eigenſchaften nicht erwehnen, die ſie ihren Lehrern beylegen, und auch der Wunderwerke nicht gedenken, die ſie ihnen zuſchreiben. Denn bey dieſen Erdichtungen haben ſie denn doch noch die Abſicht, ihre Nation groß und anſehnlich zu machen, und man findet eben dergleichen Lügen, in einem gleichen Grad, auch in unſern Mönchskroniken. Die meiſten jüdiſchen Lügen aber ſind von einer andern Art, und haben gar keinen Endzweck. Die ietztlebenden gelehrten Juden, welche ſich der ungereimten Fabeln der ältern Rabbinen ſchämen, ſuchen derohalben allerhand allegoriſche Erklärungen darüber zu machen, und behaupten, daß man dieſes nicht nach den Buchſtaben verſtehen müſſe, indem darinn allerhand wichtige und groſſe Wahrheiten eingekleidet worden. Aber die meiſten Erdichtungen ſind ſo beſchaffen, daß man mit aller Kunſt dennoch nichts vernünftiges herausbringen kann. Ich habe in meiner Kirchenhiſtorie davon verſchiedene Exempel angeführt; und gegenwärtig will ich zwo Erzählungen beybringen, die man in dem jüdiſchen Talmud findet. Ich möchte gerne wiſſen, was für eine Erklärung man über folgende Fabel zu machen ſich getraute. Die Talmudiſten geben vor, daß man den Ort gefunden, wo Himmel und Erde an einander gränzen. Rabba, ein Enkel

kel des Channa, erzählt in der Schrift, Baba Bathra genannt, daß ein ismaelitischer Kaufmann ihm diesen Ort gewiesen. Währender Zeit, daß er an diesem Orte sein Gebet verrichtet, habe er seinen Brodkorb an die Fenster des Himmels gehänget. Nach geendigtem Gebet aber habe er seinen Brodkorb nicht wiederfinden können. Wie er sich darüber gewundert, so habe der Kaufmann zu ihm gesagt, weil das Firmament sich herum drehete, so habe dieses seinen Korb mitgenommen, er solle aber nur auf dieser Stelle bis auf den andern Tag warten, so würde das Fenster des Himmels, woran sein Korb hienge, wieder zum Vorschein kommen, und er könnte sodann seinen Korb wieder herabnehmen. Von Rom findet man in der Schrift, die den Titul führet, Perachim, folgende Beschreibung. Die Stadt hat 365 Gassen, in einer jeden Gasse sind 365 Palläste, zu einem jeden Pallast führen 365 Stuffen, und auf einer jeden Stuffe sind so viele Edelgesteine befestiget, daß man die ganze Welt dafür kaufen kann. In einer andern jüdischen Schrift heißt es, daß Rom 300 Meilen lang sey. Wenn es überhaupt hieße, Rom sey so groß, als der Mond, oder als das jüdische Land, so hätte ein jeder begreifen können, daß sie gelogen. Da sie aber die Gassen und Häuser angeben, und so

gar

gar die Stuffen zählen, so siehet ein jeder offenbar, daß sie ihren Lesern die allerunvernünftigsten Lügen einbilden wollen. Ich bin ꝛc.

Der vierzigste Brief.

Mein Herr,

Unter allen Gewohnheiten, die man in den Reisebeschreibungen aufgezeichnet findet, sind keine seltsamer, als diejenigen, welche von den Einwohnern des Capo de Bonne Esperance, oder des Africanischen Vorgebürges, aufs heiligste in acht genommen werden. Man siehet daraus, daß nichts so seltsam sey, was man nicht andern wieder aufbinden könne, und es ist gewiß, daß eine Gewohnheit, wenn selbige erstlich einmal überhand genommen, von den Nachkommen jederzeit als eine Pflicht angesehen wird, ohne daß jemand sich erkühnet, den Grund davon aufzusuchen und einzusehen. Ich will diesesmal nur zweene hottentottische Gebräuche anführen, die man in Kolbens Reisebeschreibung nach dem Capo de Bonne Esperance antrifft. Wenn eine Mannsperson bey

den

den Hottentotten ein Alter von acht bis neun Jahren erreicht, so nimmt man ihm einen von seinen Steinen weg. Dieses geschiehet in Gegenwart eines von ihren Priestern, und allem Vermuthen nach von ihm selbst, so daß die hottentottische Priester dorten eben dieselbe Verrichtung, wie bey uns diejenigen haben, welche die Hengste legen. Dieses Gesetz ist bey ihnen so heilig, daß es bey Lebensstrafe nicht darf übertreten werden. Sie glauben, daß die Mannspersonen dadurch zum Kinderzeugen um so viel geschickter gemacht werden, und wenn man sie nach der Ursache eines so seltsamen Verfahrens fragt, so antworten sie bloß, daß ihre Väter eben denselben Glauben gehabt. Der obenangeführte Schriftsteller thut noch einer Gewohnheit Erwehnung, die nicht weniger seltsam ist, und bey der Vollziehung ihrer Ehen beobachtet wird. Wenn alles zur Hochzeit fertig ist, so schließen die Anwesenden einen Kreys um den Bräutigam. Hierauf nähert sich der Priester demselben, und befeuchtet ihn mit seinem Urin, welchen der Bräutigam mit großer Andacht und Ehrerbietung annimmt und einreibt. Wenn dieses geschehen ist, so verrichtet er eben dasselbe bey der Braut, und segnet hierauf das neue Paar ein. Man sollte bey dergleichen Ceremonien beynahe auf die Gedanken gerathen, daß die Hottentotten so einfältig und so stumm, wie die un-

vernünftigen Thiere, seyn müßten. Indessen hat man doch bemerket, daß es ihnen nicht an gutem natürlichen Verstande fehlet, und daß sie viele Gesetze der Natur weit besser beobachten, als die gesitteten Europäer. Man siehet also nichts anders daraus, als daß dasjenige, was einmal unter dem Namen der Religion angenommen worden, stets als eine heilige Pflicht angesehen werde. Ich bin ꝛc.

Der
ein und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Unter andern Sätzen, welche Mylord Schaftsbury vorträgt, und die eine genauere Untersuchung verdienen, ist auch dieser befindlich, daß die Hoffnung, welche sich die Menschen von einer Belohnung in jenem Leben machen, mit einer reinen und vollkommenen Tugend nicht bestehen könne. Herr Bayle stimmt dieser Meynung gleichfalls bey, und erzählt zu dem Ende folgende Geschichte. Ein Weib gieng einmal mit einer Fackel

Fackel in der einen, und mit einem Gefäß mit Wasser in der andern Hand auf der Gasse herum. Wie sie gefragt ward, warum sie dieses thäte, so antwortete sie, daß sie mit der Fackel den Himmel anzünden und verbrennen, mit dem Wasser aber die Hölle auslöschen wollte, damit die Menschen die Tugend ohne Eigennutz ausüben möchten, ohne so wenig eine Strafe zu befürchten, als eine Belohnung nach diesem Leben zu hoffen. Das hauptsächlichste Argument, dessen man sich bedienet, bestehet hierinn. Wenn man die Menschen betrachtet, in so weit sie Menschen, oder welches einerley ist unvollkommne Creaturen, sind, so kann man die Ausübung der Tugend ohne die geringste Absicht auf eine Belohnung unmöglich begreifen, und diejenigen, welche sich dennoch hiermit groß machen, kann man mit Recht des Hochmuths beschuldigen, weil sie gleichsam darauf Verzicht thun, daß sie Menschen sind. In dieser Absicht verdienen die stoischen Weltweisen billig verlacht zu werden, weil sie vorgeben, daß sie die Tugenden bloß deßwegen ausüben, weil es Tugenden sind, und ein gleiches Urtheil kann man über die Epicuräer fällen, weil sie, ihrem Vorgeben nach, Gott bloß deßwegen verehren, weil er einer Verehrung würdig ist. Allem Vermuthen nach wird der Schriftsteller, den man zu widerlegen sucht, dieses zu läugnen, sich nicht erkühnen. Die

Frage wird allein übrig bleiben, wenn zwo Personen, ein Stoicus, der keine Belohnung hofft, und ein Christ, der den Himmel dadurch zu erwerben und tausendfache Früchte von seiner Arbeit einzuerndten, gedenket, beyde in gleichem Grad die Tugend ausüben, ob die Tugend des erstern reiner und vollkommener als des letzten sey? diese Frage muß untersucht werden, wenn man die Lehre des Grafen von Schaftsbury widerlegen will. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der
fünf und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Da sie ein Verlangen bezeugen, von denen wundervollen Begebenheiten, die in den abgewichenen letzten Jahrhunderten in Japan vorgefallen sind, eine noch zuverläßigere Nachricht einzuziehen, sende ich ihnen die Bücher, welche hievon handeln, den Charlevoix, den Kämpfer und Caron. Sie werden die Geschichte von den grausamen Verfolgungen, welche die Jesuiten und die bekehrten

Ja-

Japoneſer erdulden müſſen, vielleicht nicht ohne Thränen leſen. Vielleicht ſehen ſie auch dieſerwegen die Japoneſer als die blutgierigſten Tyrannen an, und von den Holländern werden ſie ſich eben nicht die vortheilhafteſten Begriffe machen, weil man ſelbige beſchuldiget, daß ſie Oel ins Feuer gegoſſen. Was die Japoneſer betrifft, ſo iſt faſt niemals ein Volk auf dem Erdboden geſitteter, mittleidiger und nach der Wahrheit begieriger geweſen. Sie werden mir zwar den Einwurf machen, wie doch dieſes mit der Grauſamkeit beſtehen könne, welche ſie gegen die Chriſten blicken laſſen, womit die Verfolgungen, welche die erſten römiſchen Kayſer gegen die Kirche ausgeübet, in keine Vergleichung zu ſetzen. Man muß aber hierbey merken, daß die Japoneſer in den Gedanken geſtanden, daß die Strenge, welche ſie ausübten, unumgänglich nöthig ſey, und daß ſie zu den Verfolgungen bloß durch Staatsurſachen veranlaſſet worden. Denn daß ſie die chriſtliche Lehre nicht aus Haß oder Abſcheu verfolget, und zu unterdrucken geſuchet, ſolches erhellet aus dem unglaublich ſchnellen Fortgang, den das Chriſtenthum im Anfange in Japan hatte. Die Hiſtorie zeigt auch, daß die japoneſiſchen Kayſer, welche die härteſten Verordnungen gegen die Chriſten heraus gegeben, dennoch von der chriſtlichen Religion keine nachtheilige Gedanken geheget. Der

Zuſtand in Japan aber war ſolchergeſtalt beſchaffen, daß beynahe zwey Millionen Einwohner den chriſtlichen Glauben angenommen, und ſich taufen laſſen, und weil damals Spanien und Portugall unter einem Haupte ſtunden, und nicht aufhörten, das Land beſtändig mit neuen Miſſionarien zu verſehen, entſtand daher bey der Regierung der Verdacht, daß dieſes alles keine andere Abſicht hätte, als das Land unter ſpaniſche Bothmäßigkeit zu bringen. In dieſem Mißtrauen ward der Kayſer durch verſchiedene Berichte beſtärket, die nach und nach eingiengen. Ob dieſe Nachrichten wohl oder übel gegründet geweſen, kann man nicht mit Gewißheit ſagen. So viel iſt ausgemacht, daß ſie nicht unwahrſcheinlich zu ſeyn ſchienen, und der Kayſer fieng daher an, die ſpaniſchen und portugieſiſchen Miſſionarien als Leute anzuſehen, die ſich heimlich bemüheten, einen ſolchen gefährlichen Anſchlag ins Werk zu ſetzen, und ſuchte daher, die weitere Ausbreitung der chriſtlichen Religion zu hemmen. Vielleicht dürfte man ſagen, daß dieſes durch andre gelindere Mittel hätt bewerkſtelliget werden können, und daß man nicht nöthig gehabt hätte, ſolche grauſame Martern zu gebrauchen, und damit ſowohl die Eingebohrnen, als auch Fremde, ja ſo gar die Geſandten ſelbſt, zu belegen, welche man wieder das Völkerrecht hingerichtet. Vielleicht wird man daraus den Schluß ziehen, daß dieſes Verfahren mit dem geſitte-

ten

ten Wesen, und mit dem Mitleiden, welches man der japonesischen Nation beylegt, nicht wohl bestehen könne. Man kann aber darauf antworten, daß die Regierung durch gewisse politische Ursachen zu einem solchen Verfahren veranlasset worden. Denn wenn eine mäßige fremde Kriegsmacht damals nach Japan gekommen wäre, da fast zwo Millionen von den dortigen Einwohnern das Christenthum angenommen , welches selbige mit Gut und Blut zu vertheidigen bereit waren, und diese sich mit der fremden Macht vereiniget hätten, so würde es um die dortige Regierung sehr gefährlich ausgesehen haben. Daß übrigens der Kayser sich einer so ungewöhnlichen Strafe bediente, dazu ward er eines theils durch die Unbeugsamkeit der Japoneser, die bis zur Verzweifelung gieng, andern theils aber auch durch den Enthusiasmum der Missionarien veranlasset, welcher als eine Raserey angesehen ward. Denn ungeachtet ihnen durch ein strenges Verbot nach dem andern, und zwar bey Lebensstrafe, untersaget worden, nicht zu catechisiren, so fuhren sie dennoch darinn beständig fort, und ungeachtet alle nur mögliche Anstalten gemacht wurden, sie zu hindern, daß sie nicht ins Land kommen sollten, so schlichen sie sich doch jederzeit von neuem ein. Dieses sahe die Regierung als eine offenbare Verachtung ihrer Befehle an, und glaubte daher, daß sie den an den Portugiesischen Gesandten vollzogenen Mord um

so viel eher entschuldigen könnte, weil sie dazu nicht eher geschritten, als nachdem das strenge Verbot bereits allenthalben kund gemacht worden. Daß übrigens dieses alles bloß zur Sicherheit des Landes, nicht aber aus Haß gegen die christliche Religion, oder gegen die Spanier und Portugiesen, geschehen, solches erhellet daraus, weil, da das so strenge Verbot im Jahr 1640 ergieng, dennoch zu gleicher Zeit ausdrücklich befohlen ward, die portugiesischen Schiffe auf der See in ihrer Fahrt nicht zu beunruhigen, sondern bloß diejenigen anzugreifen, welche sich dem Lande zu nähern suchen würden. Man muß sich hiebey billig über die Aufführung der Missionarien, insonderheit der letztern, wundern, welche sich aufs neue in Japan, und zwar in keiner andern Absicht einfunden, als bloß sich tödten zu lassen. Ungeachtet man in der römischen Kirche glaubt, daß dergleichen freywillige Martyrer den Japonesern Anlaß geben können, so viel höhere und erhabnere Gedanken von dem christlichen Glauben zu hegen, so wirkte dieses Betragen bey den Japonesern gerade das Gegentheil, indem sie diese Bekenner als in Verzweifelung gerathene Selbstmörder ansahen, und der Religion dasjenige zuschrieben, was diese doch so strenge verbietet. Ich bin ꝛc.

Der

Der sechs und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Da sie nunmehro diejenigen Jahre erreicht haben, welche zur würdigen Bekleidung eines Amts erfordert werden, und sie mich im Vertrauen fragen, wie sie nunmehro wohl am sichersten und leichtesten zu einer Bedienung gelangen könnten, so rathe ich ihnen aufrichtig, daß sie nicht sowohl auf ihre Geschicklichkeit bauen, als vielmehr sich befleissigen mögen, durch allerhand kleine Gefälligkeiten sich Gönner zu erwerben. Dieses ist der rechte Weg, wodurch man zu einer Beförderung gelangen kann, wobey einem die Wissenschaften nur hinderlich sind. Falls sie aber das Studiren von Natur so sehr lieben, daß sie sich dessen nicht entschlagen können, so gebe ich ihnen den freundschaftlichen Rath, daß sie es so viel möglich verborgen halten, daß sie was gelernet haben. Denn ihre Wissenschaft und erlangte Fähigkeit werden ihnen nur Neid und Eifersucht bey ihren Mitbürgern, sowohl als bey denenjenigen erwecken, die ihre Beför-

derer seyn sollen, so daß sie, wenn sie sich nicht getrauen, ihre Fähigkeit in Zweifel zu ziehen, dennoch ihre Fehler nicht verschweigen, ja solche noch größer, als sie an sich selbst sind, vorstellen, und noch neue dazu erdichten werden. Und alsdenn heißt es von ihnen: Es ist zwar ein geschickter, aber dabey auch ein gefährlicher Mann. Glauben Sie mir, kein Character ist einem, der befördert seyn will, vortheilhafter, als wenn man ihm diejenigen Eigenschaften beylegt, die die Franzosen durch das Wort, un bon homme auszudrücken pflegen. Denn derjenige, der sich diesen Namen erworben, wird ohne sein Zuthun von einer Ehrenstuffe zu der andern erhoben, da im Gegentheil viele von Aemtern und Würden ausgeschlossen werden, weil sie dazu am allergeschicktesten sind. Ueberdem kommt es bey dem Glück und Unglück der meisten Menschen auf einen blossen ungefehren Zufall an. Ich habe bereits in einem andern Briefe an den Herrn N. N. dargethan, wie verschiedene Menschen durch ganz unerwartete Begebenheiten, zu Glück und Ehre erhoben worden. Gegenwärtig werden sie mir erlauben zu zeigen, wie solche Begebenheiten, die von ungefehr kommen, und die man nicht vorhersehen kann, die Menschen unterdrücken, und unglücklich machen können. Oefters scheint es, daß jemand dadurch sein Glück befördert, daß er sich einen mäch-

mächtigen und vielvermögenden Gönner erworben. Wenn aber der Patron fällt, so erstreckt sich sein Fall auch auf seine unschuldigen Clienten, und ein großer Baum schlägt, wenn er fällt, auch die kleinen Bäume darnieder. Was also sein Glück zu werden schien, wird sein Unglücke, und das Gebäude gehet, wie bey dem Falle Simsons, auf einmal zu Grunde. Ein andrer erhält ein ansehnliches Amt, kann aber niemals höher kommen, weil derjenige, der unmittelbar vor ihm ist, bey dem Oberherren in keinen sonderlichen Gnaden stehet. Ein andrer wird von seinem Herrn innigst geliebet, weil aber der Herr seiner nicht entbehren kann, so bleibet er immer in seinem alten Posten stehen. Ein Verlust gereicht öfters jemanden zum Glücke, so wie ein Glück öfters den Fall des andern befördert. Das Mädgen in der Fabel verlohr ihre Nähnadel, und fand beym Nachsuchen eine ächte Perle. Ein andrer findet auf der öffentlichen Landstraße einen Diamant, und wird deswegen von gottlosen Menschen, die davon Nachricht erhalten haben, ermordet. Vielleicht antworten sie mir; Was soll ich denn anfangen? Soll ich mich dem Müßiggang ergeben, und alles aufs Glück ankommen lassen? Das rathe ich ihnen nicht. Ich rathe ihnen vielmehr, daß sie zu ihrem eignen Vergnügen, jedoch nicht solchergestalt studiren, daß sie sich unter den Büchern vergraben, dabey aber ihre

meiste

meiſte Zeit darauf anwenden, daß ſie vornehmen Herren ihre Aufwartung machen, und ſich durch allerhand kleine Dienſtleiſtungen Gönner und Patronen zu erwerben ſuchen. Ich rathe ihnen hiernächſt, daß ſie ſich nicht mit ihren Wiſſenſchaften, die ſie ſich durch ihren Fleiß erworben, großmachen, vielweniger ſich durch Schriften hervorzuthun trachten. Denn wenn ſolche gut gerathen ſind, ſo ziehen ſie ſich dadurch nur Neid und Eiferſucht zu. Die Erfahrung lehret, daß keine Schrift mehr beurtheilet und getadelt wird, als welche gerühmt zu werden verdienet. Können ſie aber ſich der Schreibſucht nicht erwehren, ſo rathe ich ihnen, nichts anders, als Gedichte zum Ruhm ihrer Beförderer, abzufaſſen, und darinn ſowohl die Tugenden ihrer Gönner, welche ſie wircklich beſitzen, als auch, welche ſie nicht beſitzen, mit den herrlichſten Farben abzumahlen. Eine ſolche Arbeit bringt öfters die beſte Belohnung zuwege, wenn keine andre Zufälle dazwiſchen kommen Man hat zu unſern Zeiten öfters wahrgenommen, daß Männer durch kleine Lobgedichte, welche ſie dem Pabſte, den Königen und Fürſten zugeeignet, zu einem großen Wohlſtand gelangt ſind, und ſich einen nicht geringen Ruhm erworben haben, da im Gegentheil ein Clericus, ein Bayle, und andre Gelehrte vom erſten Range, durch unendliche und höchſtmühſame Arbeit, kaum ſo viel zu

ge-

gewinnen, im Stande gewesen, daß sie davon leben können. Ich gestehe recht gerne, daß dieser Rath, den ich Ihnen gebe, mehr politisch, als philosophisch, mehr nützlich, als anständig ist. Da sie sich aber bey mir wegen des nächsten Weges zur Beförderung erkundiget, so habe ich nicht anders, als ein Medicus mit seinen Patienten, handeln könne, der auch die Anständigkeit und die Philosophie beyseite setzt, und nur zu den Arzneymitteln und der Diät räth, wodurch die Kranckheit am sichersten gehoben werden kann. Ich bin ꝛc.

Der

sieben und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meiner unterirdischen Reise einen Abriß von zween Nationen gegeben, von denen die eine die meiste Zeit mit Schlafen, die andre aber mit Wachen zubrachte, von welchen die letztere in einer beständigen Arbeit und Bewegung war. Ich habe dabey gezeigt, daß die letztere Nation nichts mehr verrichtet, als die erste, und daraus

aus habe ich den Schluß gemacht, daß man sich ohne Noth über die Kürze der Zeit beklaget, indem man Zeit genug zur Arbeit hat, wenn man nur die unnützen Geschäffte an die Seite setzet, und allein bey dem bleibet, was wichtig und nöthig ist. Eine besondere Zärtlichkeit für die Zeit und deren rechten Gebrauch, welche mir angebohren worden, hat mich veranlasset, dieser Sache etwas genauer nachzudenken, und ich habe bey einer angestellten Untersuchung befunden, daß in allen Ständen, und bey allen Professionen alles mit dem vierten Theil der Mühe und Arbeit bestritten werden könne, die man nun anwendet. Wenn man über eine jede Profession, und über ein jedes Unternehmen insonderheit, die Musterung anstellet, und den Schein von dem Wesen absondert, so wird man finden, daß dieser Satz, so widrig derselbe auch scheinet, dennoch völlig gegründet sey. Wir wollen zuerst die Kirchensachen untersuchen. Ich habe bey einer andern Gelegenheit gezeigt, daß wir gar zu viele Festtage haben, und daß solche noch stets vervielfältiget werden, ohne daß die alten den neuern Platz machen, so daß, wenn die Welt noch lange stehet, endlich sehr wenige Tage zur Arbeit übrig bleiben dürften. Die Frucht von allen diesen Festtagen aber ist, daß die Arbeit gehindert wird und die Andacht erkaltet. Ich sage nicht ohne Grund, daß die Andacht erkaltet. Denn wie man die Lust zum Essen verlie-

lieret, wenn man viele Gerichte auf einmal auf der Tafel ſiehet, ſo erkaltet auch die Andacht der Menſchen durch einen Ueberfluß der Feyertage und durch die vielen und langen Predigten, welche des Vormittags nicht mit der gehörigen Aufmerkſamkeit angehöret werden, weil man eine eben ſo lange Predigt des Nachmittags, und ſo die ganze Woche herdurch, hören kann. Daher kommt es, daß die Lehrer öfters entweder ſchlafenden Perſonen, oder leeren Stühlen vorpredigen. Ja wie die Zuhörer die Andacht und den Eifer verlieren, ſo verlieren die Prediger den Eifer und die Luſt, ihre Predigten gehörig auszuarbeiten. Daher rühren die Predigten, welche gleichſam aus dem Ermel geſchüttelt werden; daher rühren die unendlichen Wiederholungen, und die ſo verdrüßlichen Tavtologien, die man in verſchiedenen Predigten wahrnimmt, ſo daß es bereits zu einem Sprüchworte geworden: **Item hilft auch zu einer Predigt.** Ich führe dieſes nicht zu dem Ende an, um mich über die Prediger aufzuhalten. Denn ich weiß, daß dieſe ehrlichen Männer durch die Menge der Predigten dazu gleichſam gezwungen werden. Ich hatte vor einiger Zeit Gelegenheit, mit einem vernünftigen Manne über dieſe Materie zu ſprechen, welcher der Meynung war, daß man auch wohl die Kirchengeſänge abkürzen, und es bey einem guten Liede vor der Predigt, und

bey

bey einem andern nach derſelben, bewenden laſſen könnte, wie ſolches auch bey den meiſten proteſtantiſchen Gemeinen gebräuchlich ſey. Er behauptete gleichfalls, daß es nicht nöthig ſey, die Evangelia vor dem Altar abzuſingen, da ſolche doch nachher deutlich abgeleſen, und von dem Prediger weitläuftig erkläret würden. Ich erkühne mich zwar nicht, dieſer Meynung beyzutreten, indeſſen muß ich doch mit ihm geſtehen, daß ein einziger Geſang, der mit Andacht geſungen wird, eben dieſelbe Wirkung haben könne, als wenn viele geſungen werden, und daß die lange Meſſe und das viele Singen, welches noch einmal ſo lange, als die Predigt ſelbſten währet, verurſachet, daß ſich viele, inſonderheit zur Winterszeit, der Kirche enthalten. Ich übergehe andere geiſtliche Reden, inſonderheit diejenigen, welche bey Copulationen geſchehen. Dieſe könnte man füglich, wie die Leichenpredigten, abſchaffen, oder doch wenigſtens um drey Viertel kürzer machen. Das wunderbarſte hiebey iſt, daß die meiſten Prediger in den großen Städten ſich ſelbſt über ihre Arbeit beſchweren, die ihnen, wie ſie ſagen, alle Kräfte wegnimmt, und dennoch nichts deſtoweniger ohne Noth, ja ſelbſt wieder den Befehl der Obrigkeit, ihre Reden ſo lang machen. Es würde zu weitläuftig fallen, wenn ich noch mehrere geiſtliche Verrichtungen von eben derſelben Natur anführen wollte. Man ſiehet ohnehin bereits aus dem, was ich angeführ-

führet, daß man zwey Drittel füglich abkürze, und dennoch alles hinlänglich und dem Amte vollkommen gemäß verrichten könne. Wendet man seine Augen auf die Akademie, und die so genannten hohen Schulen, so findet man gleichfalls eine reiche Materie, verschiedene ganz unnöthige und überflüssige Dinge auszumustern, denn das meiste, was dorten abgehandelt wird, besteht in einem unnützen Geschwätze, in Lobeserhebungen und Glückwünschen, welche immer einerley sind. Eine Einladung zu einer Promotion, zu einer Rede, oder zu einer andern akademischen Versammlung, welche in wenigen Linien bestehen könnte, wird in vielen großen Bogen mit unzähligen Umschweifen abgefaßt. Die feyerlichen Lobreden, die fast alle aus einem Tone klingen, währen bißweilen zwo volle Stunden, ungeachtet keine Materie Leuten von gutem Geschmacke unangenehmer ist, und ich kann mit gutem Gewissen bezeugen, daß ich noch niemals gehöret, daß sich jemand über die Kürze solcher Reden beschweret. Eine Disputation kann nicht, ohne eine vorhergehende weitläuftige Rede gehalten werden, worinn eine jeder Präses, Opponens und Respondens wegen ihrer Geschicklichkeit gerühmet werden, ungeachtet viele unter diesen, insonderheit unter den letzten, oft nicht ein einziges Wort hervorbringen. Dieses aber wird auf hohen Schulen doch

niemanden zur Last gelegt, als woselbst man, nach wohl hergebrachter Gewohnheit, so viel lügen kann, als man will, wenn der lateinische Styl nur gut, oder wenigstens erträglich, ist. Das überflüssige und unnütze aber nimmt man am meisten bey den gelehrten Schriften wahr. Alle Schriften, die jemals herausgekommen, zu zählen, ist eben so unmöglich, als die Sterne am Himmel zu zählen, und dennoch sagt ein sinnreicher Schriftsteller, daß, wenn man aus den Schriften dasjenige herausnehmen wollte, was andere bereits von eben derselben Materie, und öfters mit eben denselben Worten, geschrieben, und nachher nur wieder aufgewärmet worden, die Anzahl der Bücher nicht größer seyn würde, als daß sie alle füglich in einer Stube könnten aufbehalten werden. Die Titul sind neu, die Materie aber an sich selbst ist alt, und dieses ist besonders merkwürdig, daß die weitläuftigsten Bücher insgemein von den unnützesten Materien handeln. Ich übergehe mit Fleiß, was ich annoch hievon sagen könnte, um nicht dasjenige zu widerhohlen, was ich hievon bereits an einem andern Orte geschrieben habe. Und eben so wenig will ich von dem überflüssigen und unnützen in der Jurisprudenz reden, ungeachtet es auch hier keinesweges daran fehlet. Dieses einzige will ich nur anführen, daß ein einziges Verhör einen jeden vernünftigen Richter zu ermüden fä-

hig ist. Es ist mit der Rechtsgelahrheit, wie mit der Arzneykunst beschaffen, wo die Aerzte ihre Rechnung nicht bey den kurzen und leichten Curen finden. Die Advocaten bemühen sich, durch unnütze Formalitäten und eine sehr übel angebrachte Weitläuftigkeit, eine Sache oft zehenmal weitläuftiger zu machen, als solche an und für sich selbst ist, und die Schreiber wissen die Sache so künstlich einzurichten, daß sie zu dem, was auf einigen Bogen ganz füglich geschrieben werden könnte, ein ganzes Buch Papier gebrauchen, wobey die streitenden Partheyen eben so übel fahren, als die Patienten bey den methodischen Curen der Aerzte. Man hat zwar oft gesucht, diese Weitläuftigkeiten einzuschränken. Weil aber die Advocaten, die Richter, die Schreiber, die Aerzte und Apotheker sich davon nähren, so ist solches bisher jederzeit ein pium desiderium gewesen, und wird auch wohl so leicht nicht ausgeführet werden können. Bey dem Hofleben ist nicht weniger sehr viel überflüssiges. Denn die meiste Zeit wird daselbst mit Ceremonien und Complimenten, mit nichts bedeutenden weitläuftigen Reden, mit Aufwartungen, Tituln und dergleichen hingebracht, worinn nicht das geringste wesentliche ist, so daß mancher Hofmann, wenn er des Abends von aller Arbeit ermüdet zu Bette geht, zu bekennen gezwungen ist, daß er mit allen seinen Bemühungen nicht das ge-

ringſte ausgerichtet, ſondern vielmehr ſagen muß: Hunc diem perdidi. Bey den Staatsverrichtungen bemerkt man eben daſſelbe unnütze und überflüſſige Weſen. Man darf nur zum Beweis die Manifeſte, die Friedenstractaten, die Geſandſchaften, und die Congreſſe anſehen, um überzeugt zu werden, wie wenig übrig bleibt, wenn man das überflüſſige und unnütze hinwegnimmt. Mancher Congreß währet ganze Monate, und wird durch allerhand Vorbereitungen und Ceremonien aufgehalten, ehe man zu der Materie, wovon gehandelt werden ſoll, ſchreiten kann, ja mancher Congreß wird rein abgebrochen, weil eine kleine Unachtſamkeit in der Schreibart, in den Buchſtaben und Characteren begangen worden, ſo daß die ſtreitenden Partheyen, ungeachtet beyde Theile nichts mehr als den Frieden wünſchen, doch ſolcher Kleinigkeiten halber den Krieg fortzuſetzen ſich gemüßiget ſehen. Wenn wir unſre tägliche Lebensart betrachten, ſo treffen wir darinn Dinge von einer gleichen Beſchaffenheit an. Ich will der Zeit nicht erwehnen, die auf die Wolluſt ſo unnütz verſchwendet wird; weil ſolches hier eigentlich nicht hergehöret. Ich will bloß von der ſo übel angewandten Zeit reden, die bey allerhand unnöthigen Arbeiten, bey alamodiſchen Beſuchen und Gegenbeſuchen, bey Neujahrswünſchen, wobey man nichts gedenket, bey

Gra-

Gratulationen und Condolenzen, die ſich bloß auf eine angenommene Gewohnheit gründen, bey den weitläuftigen Hochzeiten, Kindtaufen und Leichenbegängniſſen, ſo übel und unnütz verſtreicht, und wodurch ſo wohl diejenigen, welche dazu gebeten werden, als diejenigen, welche andre einladen, beſchweret werden. Alles dieſes iſt nicht nur eine Arbeit, ſondern auch eine mühſame Arbeit, ungeachtet alles dieſes auf nichts abzielet, weßfalls auch alle vernünftige Leute gewünſchet haben, daß man ſolche Thorheiten abſchaffen möchte, darinn aber ihren Endzweck bißher nicht haben erreichen können, weil es eine hergebrachte, obgleich höchſtbeſchwerliche, Gewohnheit iſt. Ob man bey dem Kriegsſtande auch dergleichen überflüſſige Dinge antreffe, kann ich nicht ſagen, weil mir die Gebräuche des Kriegsſtandes nicht genugſam bekannt ſind. Dieſes einzige habe ich nur aus der Erfahrung bemerkt, daß man öfters aus keiner andern Urſache Krieg führet, als um Krieg zu führen, ſo daß, wenn der Friede geſchloſſen wird, ein jeder das Seinige wieder zurück erhält. Was die Kriegsexercitia betrifft, ſo ſcheinen einige davon ganz überflüſſig zu ſeyn. Ich bin verſichert, daß Alexander der Große, welcher es vollkommen verſtund, wie eine diſciplinirte Kriegsmacht eingerichtet ſeyn müſſe, nicht anders von unſern ungebräuchlichen Exercitiis urtheilen würde,

wenn er sehen sollte, daß das Gewehr von der Seite nach der Schulter, und von der Schulter in die Höhe, nicht anders als nach dem Takt und nach drey genau abgemessenen Tempo, gebracht werden könne. Ich überlasse es aber alten und erfahrnen Kriegsmännern, das überflüssige auch in diesem Stande zu untersuchen. Kurz man kann die Welt mit dem menschlichen Leibe vergleichen, welcher gar zu viele überflüssige Feuchtigkeiten hat, und daher öfters allerhand Schwachheiten unterworfen ist. Eine Nation spottet über die andere, obgleich eine jede in ihrer Art ihre Schwachheiten und Fehler hat. Ein Europäer kann sich z. E. des Lachens nicht enthalten, wenn er einen Chineser nach dem Takte speisen siehet. Ein Chineser aber würde es ebenfalls nicht ohne Verwunderung ansehen, wenn die Europäer Gesundheiten trinken, da man von allem Rufen eine rauhe Stimme bekommt, ehe man ein kleines Glas auszuleeren vermögend ist. Ich bin ꝛc.

Der

Der
acht und vierzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe an verſchiedenen Orten in meinen Briefen gezeiget, daß man der Religion gar keinen Dienſt leiſte, wenn man Wunderwerke erdichtet, um ſolche dadurch zu beſtärken. Denn dieſes giebt zu erkennen, daß man den Glauben, zu welchem man ſich bekennet, nicht durch gründliche Argumente vertheidigen könne, und ſich daher ſolcher unerlaubten Mittel bedienen müſſe. Und weil ſolche Wundergeſchichte hauptſächlich in der römiſchen Kirche angetroffen werden, ſo kann man, unter andern, auch daraus die Unrichtigkeit dieſer Religion erweiſen. Der Pöbel kann zwar durch ſolche Mittel eine Zeitlang in dem Glauben erhalten werden, bis die Erdichtung offenbaret worden, wenn aber die wahre Beſchaffenheit der Sache einmal ans Licht gezogen und entdekt worden, ſo gereicht dasjenige, was zur Beſtärkung der Religion erdichtet worden derſelben vielmehr zum Fall und Untergang

Man kann davon unzählige Exempel anführen. Ich will es aber bey einem einzigen bewenden lassen, welches überaus merkwürdig ist. Ein ansehnlicher pohlnischer Herr, Namens Christopher Radzevil, ließ bey dem Anfange der Reformation einen großen Eifer für die römische Kirche sehen, und ward deßwegen von dem Pabste, währender Zeit, daß er sich in Rom aufhielte, mit einem Kästgen beschenket, welches mit Reliquien angefüllet war. Wie dieses in Pohlen bekannt ward, so stellten sich einige Mönche mit einem Menschen ein, von dem sie vorgaben, daß er vom Teufel besessen sey, und baten, daß man ihnen die Reliquien leihen möchte, weil sie hofften, daß der Teufel durch deren Hülfe würde ausgetrieben werden. Wie obgedachter Radzevil ihnen dieses bewilligte, so führte man die Reliquien, mit einer großen Ehrerbietung und unter Begleitung vieler tausend Menschen, zuerst öffentlich allenthalben herum. Nachher aber legte man sie auf den vermeintlich Besessenen, und kaum war dieses geschehen, so fuhr der unreine Geist von demselben aus. Die Luft erthönte hierauf von einem lauten Freudengeschrey, das Volk schrie Wunder über Wunder, und Radzevil ward dadurch in seinem Aberglauben noch mehr bestärket. Wie er aber nach einigen Tagen wieder von der Wirkung dieser Reliquien

quien redete, so ward er gewahr, daß einer von seinen Hausbedienten, dem er diese Heiligthümer in Verwahrung gegeben hatte, sich des Lachens nicht enthalten konnte. Radzevil ward darüber heftig erzürnet, und wie er die Ursache, weßfalls er gelachet, durchaus zu wissen verlangte, so offenbarte der Bediente das ganze Geheimniß, und erzählte, daß er, wie sie auf dem Rückwege von Rom begriffen gewesen, das Kästgen verlohren, und damit er deßfalls nicht gestraft werden möchte, ein ander Kästgen mit allerhand kleinen Sachen wieder angefüllet hätte. Radzevil ließ hierauf die Mönche fragen, ob sie nicht noch mehrere Besessene hätten. Diese brachten ihm unverzüglich zum zweyten male einen Menschen, von dem sie gleichfalls vorgaben, daß er besessen wäre. Radzevil aber ließ denselben so lange peitschen, biß er bekannte, daß er von den Mönchen für Geld gedungen worden, um den römischen Glauben durch dieses erdichtete Wunderwerk zu bestärken. Der Erfolg aber war, daß Radzevil den römischen Glauben verließ, worinn ihn ohne Zweifel viele andere nachgefolget. Man siehet hieraus, daß diejenigen, welche eine Religion entweder durch erdichtete Wunderwerke, oder auch durch Gründe zu bestärken suchen, welche keinen Stich halten, ihren Glauben nur dadurch verdächtig machen. Keine wahre und wohl-

gegründete Religion hat dergleichen Hülfsmittel nöthig, und eben die Wunderwerke, welche die Römischgesinnten zur Bestärkung ihres Glaubens anführen, dienen vielmehr dazu, selbigen in Verdacht zu ziehen. Ich bin ꝛc.

Der
neun und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe bereits vorher an einem andern Orte erwehnet, daß England zweene große Naturkündiger hervorgebracht, die nicht allein in den Wissenschaften, sondern auch im Namen, einander gleich gewesen. Beyde haben in der Naturlehre zu den größten Erfindungen Anlaß gegeben, deren man sich noch mit vortrefflichen Nutzen bedienet. Beyde haben auch den Namen Baco geführet, so daß es fast scheinet, daß die Seele des erstern in den Leib des letztern verpflanzet worden. Es ist übrigens annoch nicht ausgemacht, wer unter diesen beyden Männern den Vorzug verdienet. Doch hat

der

der erste mehr Bewunderung erweckt, weil er zu einer Zeit lebte, da die Welt in die äußerste Unwissenheit versunken war, und zu diesen finstern Zeiten dennoch zu den herrlichsten Erfindungen Anlaß gegeben, die nun ins Werk gesetzt worden. Ich will, um dieses zu beweisen, nur bloß des Schießpulvers Erwehnung thun. Man schreibt die Erfindung desselben insgemein einem deutschen Mönch, Namens **Berthold Schwarz**, zu, der solches im Jahr 1320 erfunden haben soll, da doch Roger Baco vierzig Jahr vorher, nämlich 1280 bereits von einer gewissen Composition geschrieben, die eben ein so starkes Krachen, wie der Donner, erregen, und einen noch größern Schein, als das natürliche Licht hervorbringen, ja durch deren Hülfe man ganze Kriegsheere darnieder legen, und große Städte verwüsten könnte. Uebrigens ist es dem Schießpulver, wie dem Magneten, ergangen, daß man sich der Kraft desselben im Anfange bloß zum Zeitvertreib bedienet, und es scheint, daß man nicht eher, als in den ersten Jahren des vierzehnten Seculi, angefangen, solches im Ernste, und zwar erstlich bey Feuerröhren und Büchsen, nachher aber auch bey Feldstücken, obgleich nicht mit der Wirkung, die man gegenwärtig daran spühret, zu gebrauchen. Denn die Stücken bestunden im Anfange nur aus zusammenge-

mengeschlagenen Platen, worinn man große Steine legte. Das Pulver ward auch damals anders zugerichtet, als gegenwärtig, und bestand im Anfange nur aus Staub. Nachher hat man es gröber zubereitet, um demselben mehrere Stärke zu geben. Damit füllte man im Anfange die Canonen an, nachher brauchte man diese Art Pulver auch bey den Feuerröhren. Man siehet hieraus, daß die Erfindung des Pulvers mit größerm Rechte den Roger Bacon, als dem Barthold Schwarz, zugeschrieben werden könne. Die Nachkommen aber haben es erstlich zu dem gegenwärtigen Gebrauch angewandt, und die Erfindung immer vollkommener gemacht. Ich bin ꝛc.

Der

Der funzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir in ihrem letztern Schreiben, daß sie die Vorrede nicht ohne Verdruß gelesen, womit ein unbekannter Schriftsteller eine unlängst übersetzte französische Comödie begleitet, weil dieser Uebersetzer die dänischen Orginale dadurch in einen schlechten Ruf gebracht, indem er darinn behauptet, daß der dänische Schauplatz weder bestehen, noch auch jemals einen besondern Fortgang hoffen könne, wo man nicht des de Touche Comödien aufführte. Ich habe in meinen Briefen mein Bedenken über die mehresten neuern französischen Schauspiele eröffnet, und da demnach diese Vorrede gegen mich gerichtet zu seyn scheinet, so wundern sie sich, daß selbige von mir nicht beantwortet und widerlegt worden. Wenn sie aber den Uebersetzer kennen und zugleich wissen sollten, wie höchst ungeschickt derselbe ist, dergleichen Sachen zu beurtheilen, so würden sie weit mehr Ursache gehabt haben, sich zu wundern, wenn ich es mir hätte einfallen lassen, ihn zu widerlegen. Es ist gegenwärtig bey uns bereits zur Gewohnheit geworden,

den, daß junge Leute sich zu Richtern über allerhand Materien aufwerfen, und Sachen mit der größten Dreistigkeit entscheiden, wovon sie nicht den allergeringsten Begriff haben. Weil aber vernünftige Leute dergleichen Aufsätze nicht anders, als mit Lachen, lesen, so hat mich auch ein solches Urtheil nicht im allergeringsten beunruhiget. Ich lasse also den Skribenten sowohl als seine Schrift ihrem Schicksal über, und will gegenwärtig dasjenige nur noch etwas mehr erläutern, was ich bereits an einem andern Orte von den neuen französischen Schauspielen geschrieben habe. Man hat bereits aus meinem vorigen Bedenken gesehen, daß ich mein Urtheil nicht allein auf meine eigne Einsicht gründe, ungeachtet vernünftige Leute glauben, daß ich mit Grund über solche Materien urtheilen könne, und eben so wenig hat mich ein patriotischer Eifer hiezu angetrieben. Denn ich habe der Schauspiele des Moliere jederzeit mit dem größten Ruhme erwehnet, und eben so rühmlich habe ich von verschiedenen alten Stücken, als le Joueur, le Grandeur, le Legataire, und einigen andern geurtheilet, welche ich den Stücken des Moliere an die Seite gesetzet. Es ist also weder die Eigenliebe, noch ein übertriebener patriotischer Eifer die Ursache, daß ich mit einiger Kaltsinnigkeit die neuern französischen Stücken beurtheilet, und mein Urtheil hat bey allen vernünftigen

und

und alten Leuten in Paris Beyfall gefunden, welche über den seltsamen Geschmack dieser Zeiten Klage geführet. Um aber zu zeigen, daß diese Klagen nicht ungegründet sind, so will ich zum Ueberfluß einige von diesen neuen Stücken durchgehen, welche für die besten gehalten werden. Unter den von de Touche verfertigten Comödien wird der Irresolû, oder der Wankelmüthige, für sein Meisterstück gehalten. Dieses Schauspiel ist auch auf unsrer Bühne vorgestellet worden. Der damalige Theatermeister sparete keine Mühe, sondern wandte alles an, damit dieses Stück gut möchte vorgestellet werden. Es war auch an der Vorstellung selbst nichts auszusetzen. Der Ausfall aber war, daß die ganze Versammlung misvergnügt weggieng. Denn die ganze Comödie ist fast nur eine einzige lange Scene, worinn ein unbeständiger Mensch vorgestellet wird, welcher sich bald mit der einen, bald mit der andern Schwester, und bald mit der Mutter verheyrathen will. In der ganzen Comödie ist keine Historie, keine Entwickelung, und kein Geist. Das einzige, was man in dem ganzen Stücke ein Jeu de Theatre nennen kann, besteht darinn, daß er auf einmal den Entschluß faßt, ein Rathsherr zu werden. Dieses wird solchergestalt eingekleidet, daß in dem Augenblick, da er daran gedenkt, ein Bedienter ganz unvermuthet mit einer Rathsherrentracht her-

herein tritt, welche der Herr wirklich anlegt, ehe er in diesen Stand kommt, und welche man ihm auch sogleich wieder abziehet. Indessen bedeutet doch dieser elende Einfall, wodurch der Verfasser sein schlechtes Stück einigermassen lebhaft zu machen gesucht hat, an und für sich selbst nichts. Man kann die Fehler bey dem Moliere übersehen, weil solche durch so viele andere schöne Stellen wieder bedecket werden. Aber hier ist gar nichts anzutreffen, was den Namen eines Schauspiels, auch nur einigermaßen, verdienet. Der Charakter eines Wankelmüthigen ist eben so wenig recht ausgeführt: denn das Gemüth wird bey der Hauptperson öfters durch solche Dinge und Vorfälle verändert, welche auch die allerstandhafteste Person kaltsinnig machen können; als wenn die Julia sich so flüchtig als thöricht bezeuget, und die Mutter in der Gestalt einer offenbar lüderlichen Weibsperson vorgebildet wird. Diejenigen, welche von dem neuen Geschmack in Absicht auf die Schauspiele sind, tadeln dieses an den alten Comödien, daß die Charaktere darinn zu weit getrieben worden. Aber in den meisten neuen Stücken sucht man die Charaktere vergebens, die auf dem Titul angegeben werden. Niemand kann wankelmüthig oder unbeständig genannt werden, der, wichtiger Ursachen halber, seinen einmal gefaßten Schluß verändert. Wenn man aber den Charakter eines Wankelmüthigen recht vorstellen will,

will, so muß derselbe ohne Ursache alle Augenblicke seine einmal gefaßte Entschließung verändern, und welche Ursache kann doch wohl wichtiger seyn, seine gefaßten Heyrathsgedanken wieder fahren zu lassen, als wenn man höret, daß ein Frauenzimmer, womit man sich zu verbinden gedenket, sich, in Absicht auf die Liebe, auf eine höchst unanständige und unverschämte Art erkläret. Selbst ein Bauer würde kaltsinnig werden, und einen Eckel gegen ein Bauermädgen fassen, wenn sie gleich bey der ersten Unterredung zu ihm sagen wollte, daß sie für Liebe gegen ihn brennte, und man würde ihn keiner Unbeständigkeit beschuldigen können, wenn sein Blut in Eis verwandelt würde. Und noch vielweniger würde man dieses einer hohen Standesperson verargen können. Ich glaube, daß in dem Schauspiel, welches ich unter dem Namen, die Wankelmüthige verfertiget, und welches unter unsern Orginalien befindlich ist, der Charakter weit besser ausgeführt worden. Denn darinn siehet man, daß das Gemüth der aufgeführten Person bald ohne alle, bald ohne wichtige Ursachen verändert wird. Ich glaube auch, daß dieses von mir verfertigte Stück den Namen einer Comödie mit Recht verdiene. Denn die wankelmüthige Person giebt Anlaß zu einer Historie und zu einem Irrthume, welcher die ganze Handlung durch währet, und endlich durch eine unvermuthete Entwickelung offenbaret wird. Der ganze Unterscheid aber besteht darinn, daß das eine

Stück in ungebundener däniſcher Sprache, das andre aber in abgemeſſener franzöſiſchen Verſen, geſchrieben worden. Iſt aber das vorangezogene Schauſpiel des de Touche Meiſterſtück, ſo kann man mit leichter Mühe daher den Schluß machen, wie die übrigen Schauſpiele, welche er verfertiget, beſchaffen ſeyn müſſen. Diejenigen, welche einen ſo großen Geſchmack an den neuen franzöſiſchen Stücken finden, haben längſt gewünſcht, auf unſrer Bühne, das Stück, welches den Titul, la Mere confidente hat, aufgeführt zu ſehen. Dieſes Stück hat zwar wohl mehrern Beyfall gefunden, es iſt aber doch auch nicht das allergeringſte darinn enthalten, welches die Zuſchauer auch nur einigermaßen in Bewegung zuſetzen vermögend wäre. Denn der Innhalt des ganzen Schauſpiels beſteht darinn, daß eine Mutter ſich vertraulich gegen ihre Tochter anſtellet, um deren Gedanken zu erforſchen. Keine Materie kann wohl leicht gemeiner und trockener ſeyn. Um aber dieſelbe dennoch einigermaßen zu beleben, hat man zwo theatraliſche Perſonen, nämlich einen Bauern, und einen alten Freyer hineingebracht, von denen der erſte beyden Partheyen alles offenbaret, was er geſehen und gehöret. Und dieſer ſpielet ſeine Rolle noch gut genug. Der alte Freyer aber wird in den erſten Auftritten als ein ſolcher Menſch vorgeſtellt, der kaum ſprechen

chen kann, über den ein jeder frey spottet, ohne daß er es selbst merket. In der letzten Handlung aber wird derselbe auf eine ganz unnatürliche Weise auf einmal in einen vernünftigen und beredten Herrn verwandelt. Solche Fehler wird man in keiner einzigen Comödie des Moliere finden, und wenn es ja möglich wäre, dergleichen zu entdecken, so werden solche durch unzählige Schönheiten wieder ersetzet. Aber einem Schriftsteller, der sich dafür ausgiebt, daß er die alte Bühne verbessern will, kann man dergleichen Fehler nicht vergeben. Denn hier fehlt sowohl die Ordnung, als der comische Geist. Daher verdienet das Stück, welches den Titul führet, das Leben als ein Traum, ein viel gelinderes Urtheil, weil man darinn eine zusammenhängende Historie, und einige comische Scenen antrifft, die überaus angenehm sind. Darüber aber will ich mich zu einer andern Zeit weitläuftiger erklären. Ich bin ꝛc.

Der
ein und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe die mir zugesandte Schrift gelesen, worinn der Verfasser sich bemühet, das unbillige Verhalten, und die Undankbarkeit der Menschen gegen die unschuldigen Thiere, und insonderheit gegen diejenigen, welche ihnen viele Dienste geleistet haben, mit mehrerm darzulegen. Ich habe bemerkt, daß der Verfasser dieses Verhalten der Menschen aufs härteste abgemahlet, und sich aller der Gründe bedienet, welche von andern dieserhalb bereits angeführt worden. Weil ich aber sonst nichts neues darinn entdecket, so bin ich bey meiner bereits vordem gefaßten Meynung geblieben, welche darinn bestehet, daß ich die Mittelstraße erwähle, und nur bloß diejenigen tadele, welche allein aus Muthwillen und zum Zeitvertreib unschuldige Thiere quälen, diejenigen aber entschuldige, welche entweder ihrer Nahrung halber zahme, oder zu ihrer Sicherheit schädliche Thiere tödten, und umbringen. Wodurch ich veranlasset worden,

die-

dieſen Satz anzunehmen, ſolches habe ich bey einer andern Gelegenheit zu erkennen gegeben, weßfalls ich gegenwärtig nicht weitläuftiger davon reden will. Aus dieſer Urſache trage ich kein Bedenken, Ochſen, Kalb, oder ander Fleiſch zu eſſen, welches von unſuchldigen Thieren genommen wird, indem hierinn eine gewiſſe Nothwendigkeit ſtecket. Und eben deßwegen trage ich kein Bedenken, den Fliegen und ander Unzeug nachzuſtellen, und ſelbiges zum tödten weil dieſes Geſchmeiß mir beſchwerlich iſt, und mir den Krieg gleichſam öffentlich ankündiget. Nur tödte ich ſolches auf die kürzeſte und leichteſte Weiſe. Denn ein anderes iſt es, einen Vogel zu tödten, ein anderes aber, denſelben lange zu martern, wie ein gewiſſer Kayſer zu thun gewohnt war, der erſtlich dem Vogel die Augen ausſtach, und dadurch ſein hartes und blutgieriges Herze zu erkennen gab. Gewiſſe Thiere aber, inſonderheit Pferde und Hunde, die einem lange gedienet, und ſich durch ihre beſondere Treue hervorgethan haben, kann und muß man in ihrem Alter nicht verlaſſen, wo man ſich nicht einer billigen Nachrede bloß ſtellen will. Und daher verdienen diejenigen eher gerühmt, als verlacht zu werden, welche eine gewiſſe Art der Dankbarkeit gegen ſolche Creaturen blicken laſſen. Ich tadele daher den großen Macedoniſchen König nicht, der ſeinem Bucephalus ein Grabmaal aufrichten ließ. Und eben ſo billig

urtheile ich von dem Teſtament des Reinhold Roſe, worinn verordnet war, daß ſein treues Pferd, deſſen er ſich in verſchiedenen Feldſchlachten bedienet hatte, ein jährliches Geld zu ſeinem Unterhalte genieſſen, und ihm ſowohl eine eigene Wieſe zu ſeiner Graſung eingegeben, als ſelbiges in Zukunft mit keiner Arbeit beſchweret werden ſollte. Man trifft in der Hiſtorie noch mehrere dergleichen Exempel an, die gerühmt zu werden verdienen, weil ſolche Proben der Dankbarkeit und der Erkenntlichkeit enthalten. Andre Beyſpiele hievon aber ſind im Gegentheil auch wieder lächerlich, und das Unternehmen des Kayſers Caligula verdient inſonderheit hier angemerkt zu werden. Dieſer thörichte Kayſer ließ für ſein Pferd einen marmornen Pallaſt bauen, und legte dieſem Pferde eine fürſtliche Unterhaltung bey. Er ließ es aber dabey nicht bewenden, ſondern er wollte dieſes Pferd ſo gar zum römiſchen Conſul machen, und ihm Rang und Sitz in dem großen Rathe geben. Mit dieſer Ehre war dem Pferde nicht gedient, und dieſe Anſtalten geben eine deutliche Probe von des Kayſers Raſerey, wo man nicht dafür halten will, daß der Kayſer es bloß deßwegen gethan, um über den Römiſchen Senat zu ſpotten, von dem er ein geſchworner Feind war. Man muß faſt eben daſſelbe Urtheil über das Teſtament fällen, welches die Frau von Puis zum Beſten ihrer Katze machte. Denn ſie legte der Katze nicht nur ein jährliches

ches Gehalt bey, ſondern verordnete auch, daß man wöchentlich bey der Katze einen Beſuch ablegen ſollte. Dieſe letzte Verordnung verurſachte hauptſächlich, daß das Teſtament von dem Gerichte für ungültig erkläret ward, und die Katze ihren Proceß verlohr. Solche Teſtamente ſind eben ſo thöricht, als verſchiedene andere gerühmt zu werden verdienen, welche eine Dankbarkeit gegen getreue Creaturen zu erkennen geben, die einem viele Dienſte geleiſtet haben. Und daher findet man auch, daß ſolche Teſtamente für gültig erkannt worden, ſo wie im Gegentheil verſchiedene Herren wegen ihrer bewieſenen Undankbarkeit gegen ſolche Creaturen, entweder beſtraft, oder auch angewieſen worden, ſolche in ihrem Alter zu verſorgen. Denn woraus erhellet doch wohl mehr das harte Gemüth eines Menſchen, als wenn man, nach geleiſteten vieljährigen Dienſten, ein Pferd, dem man oft ſein Leben zu danken hat, zu einer Mühle verurtheilet, oder in einen Karren ſpannet, oder wenn man einen Hund an die Kette legt, oder auch todt ſchießt, wenn derſelbe Alters halber einem weiter keine Dienſte zu leiſten vermögend iſt. Ich bin ꝛc.

* * *
* *

Der
zwey und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meinem letztern Schreiben bereits die Ursachen zu erkennen gegeben, warum man die neuern Schauspiele etwas scharf beurtheilen müsse, weil unsre heutigen Skribenten vorgeben, daß sie die alte Schaubühne verbessern, und die Fehler, welche man daselbst antrifft, abstellen wollen. Ich habe aber auch zu gleicher Zeit gezeiget, daß die neuern Stücke darüber so mager und schlecht geworden, daß sie weiter keinen Comödien, sondern bloß trocknen Unterredungen, ähnlich sind, die man in Handlungen und Auftritte abgetheilet. Die heutgen Comödienschreiber, können zwar nicht läugnen, daß die alten Stücke fruchtbarer an Scherz und Geist sind, sie behaupten aber auch zu gleicher Zeit, daß man die neuern ordentlicher und anständiger nennen müsse. Wenn man aber zeigen kann, daß in den neuern Stücken sowohl die Form, als die Materie fehlet, und nichts darinn enthalten ist, welches diesen Mangel zu ersetzen auch

nur

nur einigermaßen vermögend, so fällt das ganze Gebäude über einen Haufen. Ich habe, um dieses zu beweisen, gewisse so genannte Meisterstücke des neuern Theaters untersucht, und glaube, daß man dadurch in den Stand gesetzt worden, auch andre Stücke zu beurtheilen, die von geringerm Ansehen sind. Ich habe zugleich bey dieser Gelegenheit erinnert, daß man die Fehler übersehen müsse, die in einigen neuern Stücken angetroffen werden, weil die Materie dasjenige, was an der Einrichtung fehlet, einigermaßen wieder ersetzet. Und daher glaube ich, daß man sich auf unsrer Bühne mit gutem Erfolg des Stücks, **das Leben als ein Traum**, bedienen könne, indem dieses Stück, so wie die Comödie **der verlohrne Sohn**, und einige andre, eine angenehme Historie enthält, und durch einige lustige Auftritte lebhaft gemacht worden. Denn was die Einrichtung anbetrifft, so ist solche höchst unordentlich, und das Stück verdient demnach dasjenige Lob nicht, welches man demselben insgemein beylegt. Die Geschichte an und für sich selbst ist folgende: Ein König, der durch eine Weissagung, als ob sein Sohn dem Reiche zum Verderben und Unglück regieren würde, in Furcht gesetzt worden, läßt diesen seinen Sohn gleich nach der Geburt einsperren. Nachdem derselbe zwanzig Jahre eingeschlossen gewesen, und inzwischen mit niemanden,

den, als mit einem ihn zugegebenen Hofmeister geredet, auch sonst keinen Menschen gesehen, so fängt der Vater an, seine That zu bereuen, und faßt den Entschluß, seinen Sohn wieder in Freyheit zu setzen. Dieses wird solchergestalt bewerckstelliget, daß man dem Sohne einen Schlaftrunk eingiebt, währender Zeit aber, daß derselbe schläft, ziehet man ihm königliche Kleider an, und bringt ihn aufs Schloß, wo er eine große Menge Aufwärter antrifft, die ihn als ihren Erbprinz verehren. Wie aber der Prinz die Ursache seiner langwierigen Gefangenschaft erfährt, so geräth er in einen heftigen Zorn, und drohet, ein solches Verfahren zu rächen. Man sagt ihm zwar, daß der Vater dieses bloß aus Liebe zu seinen Unterthanen gethan, allein der Sohn fährt fort zu drohen, und weil der Vater daraus urtheilet, daß die Weissagung vielleicht doch wohl nicht ganz ungegründet seyn dürfte, so läßt er dem Sohne wieder einen Schlaftrunk eingeben, und ihm währender Zeit, daß er ohne Gefühl und Empfindung ist, die vorigen Kleider, die er als ein Gefangener getragen, von neuem wieder anziehen, und selbigen in das alte Gefängniß einsperren. Wie also der Sohn erwacht, und sich wieder in seinen vorigen elenden Umständen siehet, so glaubt er, daß seine jüngst genossene Herrlichkeit nichts anders, als ein Traum gewesen. Nicht lange nachher aber kommen einige bewaffnete Männer zu dem

Soh=

Sohne ins Gefängniß, und schleppen den Vater mit sich, den sie im Kriege gefangen, wobey sie dem Sohne anzeigen, daß das ganze Reich sich empöret habe, um ihn auf den Thron zu setzen. Hierauf wird eine Unterredung zwischen dem Vater und dem Sohne gehalten, und endlich läuft die ganze Historie darauf hinaus, daß der König die Regierung niederleget, und solche dem Sohne übergiebt, der solche auch nach einigen Complimenten annimmt. Es ist aber alles so unordentlich vom Anfange bis zu Ende, daß man fast denken sollte, die Absicht dieser Comödie sey mit derjenigen einerley, welche den Titul, Ulysses von Ithaca führet, denn in beyden Stücken ist weder Vernunft noch Moral anzutreffen. Denn was kann doch wohl ungereimter seyn, als daß ein ganzes Reich, ehe man es sich versiehet, und gleichsam in einem Augenblicke, sich empöret, und große Kriegsheere ins Feld stellet, und was ist doch wohl unnatürlicher, als daß der gefangene Prinz, der in zwanzig Jahren fast keinen einzigen Menschen gesehen, sich in dem ersten Augenblicke seiner Befreyung als ein alter Hofmann aufführt. Es ist ferner ärgerlich, daß die Unterthanen einen Aufstand wider ihren König erregen, der eine größere Liebe gegen sie, als gegen seinen eignen Sohn, blicken lassen, und ihren rechtmäßigen Landesherrn wegen einer heldenmüthigen und edlen That ins Gefängniß werfen. Endlich ist es

höchst

höchſt unanſtändig, daß ein Sohn die Regierung annimmt, und ſeinen Vater in einen Privatſtand ſetzet. So wenig werden die Reguln in dieſem berümten Schauſpiele in acht genommen, welches ich indeſſen dennoch nicht gänzlich verwerfe, weil einige artige Scenen darinnen enthalten ſind. Ich ziehe ſolches auch den Meiſterſtücken des de Touche und andrer neuern Comödienſchreiber weit vor, welche bloß in trockenen Unterredungen beſtehen, und nichts vorzügliches haben, als die Schreibart und die Poeſie. Aus dieſer Urſache überſiehet man auch die Unordnungen, welche in dem alten italieniſchen Theater vorkommen, weil man darinn allenthalben Auftritte findet, die voll Salz und Geiſt ſind, und die Fehler wieder bedecken. Ich urtheile hierüber ſo, wie über den neuen und widerſinnigen Geſchmack in der Muſic, wovon ich zu einer andern Zeit geredet habe. Ich bin ꝛc.

Der

Der
drey und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Auf ihr Verlangen sende ich ihnen hiebey den Lebenslauf des neulichst verstorbenen Georg Rehtsuhls. Ich hätte solchen noch viel weitläuftiger ausführen können, wenn ich mich, nach dem Beyspiel verschiedener andrer Skribenten, bey solchen Umständen hätte aufhalten wollen, die nicht eigentlich zur Sache gehören. Ich habe aber nur dasjenige angemerkt, was mir merkwürdig nnd dem Leser angenehm zu seyn geschienen, wie Sie solches aus folgendem Aufsatze mit mehrerm ersehen werden.

Lebenslauf Georg Rehtsuhls.

Georg Rehtsuhl ward zu Schlagelse den 2 Jenner neuen Styls im Jahr 1682 gebohren. Man findet diese Jahrzahl im Kirchenbuch angeführet, welche doch nicht mit derjenigen übereinstimmet, die der Wohlselige in seinem Calender angezeichnet. Eines von beyden

den muß demnach nothwendig falsch seyn. Ich halte mich aber billig an das Kirchenbuch, weil solches so wohl sicherer, als christlicher ist. Und man muß dieses auch bey allen dergleichen Streitigkeiten beobachten, um nicht gegen die Orthodoxie anzustoßen, und der christlichen Kirche Irrthümer beyzumessen. Wer der Vater des Verstorbenen gewesen, ist nicht bekannt. Man muthmaßet bloß, daß es ein artiger und wohlgesitteter Mann gewesen, weil er aus Bescheidenheit nicht gewollt hat, daß sein Name bekannt werden sollen, sondern lieber ein Anonymus bleiben wollen, in welchem Stücke er in die Fußstapfen der größten Künstler und Schriftsteller getreten ist. Der Name der Mutter aber ist im Gegentheil ganz bekannt. Sie hieß Merta Claus Tochter, und diente bey Theodor Mortensen in Corsör, der in einem Keller wohnte. Sie führte sich in diesem ihrem Dienste so wohl auf, daß sie keinem andern Mädgen das geringste nachgab. Die Stadt Slagelse kann sich also den Wohlseeligen mit Recht zueignen. Wie aber vordem verschiedene griechische Städte sich um den Homer zankten, indem eine jede sich die Ehre zueignen wollte, die Vaterstadt dieses großen Dichters zu seyn, so haben auch hier zwo benachbarte Städte, nämlich Corsör und Callundborg der Stadt Slagelse diese Ehre streitig machen wollen. Sie läugnen zwar nicht,

daß

daß er in dieſer letztern Stadt das Licht der Welt erblicket. Sie bedienen ſich aber andrer Gründe, der Stadt Slagelſe dieſe Ehre zu rauben. Die Stadt Corſör behauptet nämlich, daß das Kind hier empfangen, und die Mutter ſchwanger geworden, wie ſie noch in dieſer Stadt gedienet habe. Man muß alſo, wie dieſe Stadt ſaagt, die Exiſtenz dieſes Kindes von der Zeit an rechnen, da ſelbiges in Mutterleibe gebildet worden, wo man nicht ſagen will, daß ein Kind ſo lange ein non ens ſey, biß es zur Welt gebracht worden, welche Meynung aber ungereimt iſt. Die Stadt Callundborg aber gründet ihr Recht auf die Erziehung des Kindes, und zeigt, daß die Mutter gleich nachher, wie ſie dieſes Kind gebohren, als Amme zu Callundborg gedienet, wohin ſie das Kind mitgebracht; weil aber nun die Erziehung in den erſten Jahren den Kindern die Geſtalt giebt, die ſie nachher beſtändig behalten, ſo ſtehet dieſe letztere Stadt in den unvorgreifflichen Gedanken, daß der berühmte Rehtſuhl für ihr Stadtkind zu halten ſey. Ich erkühne mich nicht, hierüber ein Urtheil zu fällen, theils weil der Streit an ſich wichtig iſt, theils weil ich auch eben keine Luſt habe, mir mehrere Feinde zu machen, als ich ohnedem ſchon in dieſen dreyen Städten habe. Man weiß, wie viele betrübte Folgen ein ſolcher Streit in einigen Städten in den vereinig-

ten

ten Niederlanden nach sich gezogen, da eine jede die Geburtsstadt des Erasmus Roterodamus seyn wollte, und von denen die eine ihr Recht auf die Empfängniß, die andere auf die Geburt, und die dritte auf die Erziehung dieses großen Mannes gründete: die Streitigkeit wegen unsers Georg Rehtsuhls ist von einer gleichen Beschaffenheit, und daher auch noch nicht beygelegt. Ich müßte mich billig, nach den Reguln unsrer neuern Geschichtschreiber, bey dieser wichtigen Materie annoch etwas weitläuftiger aufhalten. Damit ich mich aber so viel möglich, kurz fassen möge, so will ich weiter gehen, und mich zu der Taufe dieses Kindes wenden. Ich finde, daß dieses liebe Kind von einer vornehmen Bürgersfrau, Namens Maren, Hans Tochter, zur Taufe gehalten worden, und daß die andern beyden Gevattern zweene Bierbrauer, nämlich Niclas Olsen, und Jesper Jespersen gewesen, welche vor langer Zeit bereits entschlafen sind, und gegenwärtig nicht mehr in irdischen Kesseln brauen. An dem Tage, da das Kind getauft ward, bemerkte man einen starken Nebel, der sich nachher in einen solchen Sturm verwandelte, daß der Wetterhahn auf Jesper Jespersen Hause ganz krumm gebogen ward. Gegen Abend erhielt man überdem die betrübte Zeitung von Copenhagen, daß die beyden Söhne eines gewissen Rathsherrn bey dem Examine schlecht

ſchlecht beſtanden, und abgewieſen worden. Alles dieſes ſetzte die Mutter wegen des künftigen Schickſals ihres Kindes in eine nicht geringe Furcht. Denn ſie war in ihrem Glauben ſtark und wohlgegründet, welches ihre Feinde ſelbſt geſtehen müſſen, und dieſe hätten daher wohl Urſache gehabt, ihr einige kleine Fehler und Ausſchweifungen zu verzeihen, wenn ſie nur bedacht hätten, daß eine ſtarke Orthodoxie alle Fehler reichlich erſetzet. Man findet indeſſen doch nicht, daß dieſe Begebenheiten mit einem ſonderbaren Unglück vergeſellſchaftet geweſen. Die Mutter gelangte vielmehr einige Jahre nachher zu einem gewiſſen Wohlſtande, und ward mit einem ziemlich begüterten Manne verheyrathet, der ſich des kleinen Georgs, als ſeines eigenen Kindes, und zwar um ſo viel mehr annahm, weil die Mutter, gewiſſer Urſachen halber, nachher beſtändig unfruchtbar blieb, und keine Kinder mehr zur Welt brachte. Wie der Knabe dreyzehn Jahr alt geworden war, ſo beſchloß ſein Vater, ihn ein Handwerk lernen zu laſſen. Und nachdem er die Eigenſchaften des jungen Georgs, und wozu derſelbe wohl am meiſten geſchickt ſeyn möchte, genau erforſcht, und gemerkt hatte, daß er zum Schuſterhandwerk die meiſte Luſt und das beſte Geſchicke hätte, ſo gab er ihn bey dem Aeltermann der Schuſter in die Lehre. Der Ausgang zeigte auch, daß der Stief-

vater in diesem Stücke recht geurtheilet; denn Georg ward einer von den geschicktesten Schustern, die Callundborg eine wahre Ehre gemacht haben. Es wäre zu wünschen, daß alle Väter dem Exempel dieses so klugen Stiefvaters folgen, und die natürlichen Gaben ihrer Kinder wohl erforschen möchten, ehe sie solche einer gewissen Lebensart widmeten. Denn daß man so viele untüchtige Männer findet, die ihrem Amte nicht wohl vorstehen solches rühret lediglich und allein daher, weil man eine solche Prüfung unterlassen hat. Hierüber könnten viele weitläuftige und gelehrte Anmerkungen gemacht werden. Damit man mich aber nicht beschuldigen möge, daß ich zu weit ausschweife, so will ich mich genau an die Geschichte des Verstorbenen halten, und alles überflüssige und gelehrte weglassen. Ich finde demnach, daß an eben demselben Tage, wie Georg Rehtfuhl bey dem Aeltermann der Schuster in die Lehre gegangen, drey Schiffe gesehen worden, welche Callundborg vorbey geseegelt, ingleichen, daß sich ein Rathsherr in Callundborg nach Rothschild begeben, und sich daselbst eine ganze Woche aufgehalten, ehe er wieder zurück gekommen. Man weiß noch diese Stunde die Ursache nicht, weßfalls derselbe noch Rothschild gereiset. Einige glauben, daß er diese Reise bloß deßwegen unternommen, um seinen Schwager zu besuchen, an-

andre aber behaupten, daß er einen Kaufcontrakt zu schließen willens gewesen. Aber das eine ist so ungewiß, als das andere. Bey seiner Zurückkunft berichtete er, daß die Truppen eben damals bey Copenhagen gemüstert worden, und daß zwey holländische Kaufmannsschiffe auf der Rhede lägen, welche ihre Fahrt nach der Ostsee fortzusetzen willens gewesen. Ich übergehe die andern Neuigkeiten, welche er erzählet, weil solche nicht so wichtig sind, und wende mich wieder zur Geschichte. Unser junge Georg that sich in seinem neuen Dienst dergestalt hervor, daß oft ganze Tage, ja bißweilen ganze Wochen, hingiengen, ehe er einen Schlag von seinem Meister bekam. Ja der Aeltermann faßte eine solche Liebe zu ihm, daß er beschloß, ihm ein Jahr eher, als gewöhnlich, zum Gesellen zu machen. Aber der Lehrjunge wegerte sich dieses anzunehmen, weil er ordentlich fortschreiten, und erstlich seine sieben Jahre als Lehrjunge völlig ausdienen wollte. Er folgte darinn dem Beyspiel seiner lieben Mutter, welche eine solche Ordnung gleichfalls beobachtete, und stuffenweise fortgieng. Denn nachdem selbige eine hinlängliche Zeit Jungfer gewesen war, und die Welt in diesem Stande versucht hatte, so diente sie nachher drey volle Jahre als Amme, und ward endlich nach Verlauf dieser Zeit eine Matrone.

Was wäre doch wohl mehr zu wünschen, als daß andere dieſem Beyſpiel folgen, und auch ſtuffenweiſe zur Ehre und Würde hinaufſteigen möchten. Die meiſten aber nehmen leider eine ſolche Ordnung nicht in acht, ſondern ſpringen von der unterſten Stuffe auf die oberſte, ohne die Welt recht vorher verſucht, und in einer jeden Claſſe von ihrer Fähigkeit Proben abgelegt zu haben. Es geſchahe demnach ohne allen Zweifel in dieſer Abſicht, und um der weiſen Ermahnung der Mutter zu folgen, daß der junge Georg nicht mit ſeiner Beförderung vom Lehrjungen zum Geſellen ſo ſehr eilen, ſondern lieber die Jahre erwarten wollte, welche das Amt dieſerhalb feſtgeſetzt und vorgeſchrieben. Währender Zeit, daß er Geſelle war, entbrannte er in Liebe gegen die älteſte Tochter des Aeltermanns, welche ihm auch von dem Vater verſprochen ward, wenn er ausgedient haben würde. Dieſer Verzug war zwar unſerm Rechtfuhl ſehr ſchwer zu verdauen, doch ſchickte er ſich gedultig darein, und erwartete gröſtentheils die vorgeſchriebene Zeit, ſo daß die Jungfer nur ſechs Wochen zu frühe niederkam. Endlich ward er Meiſter, nachdem er ſein Meiſterſtück gemacht hatte, welches niemand tadeln konnte, und ward auf gewöhnliche Art mit der Jungfer ehelich zuſammen gegeben, mit welcher er viele Kinder zeugte, die dennoch alle vor den Eltern hinweg geſtor-

ſtorben; nur der älteſte Sohn Jacob blieb am Leben, und folgte ihm im Amte nach. Wie er ins Amt als Meiſter aufgenommen ward, nahm er den Namen Rehtſuhl an, unter welchem er in der Hiſtorie bekannt iſt. Denn vorher nannte man ihn ſchlechtweg Jürgen. Nach einiger Zeit fiel es ihm ein, ſich von Rehtſuhl nennen zu laſſen, und zwar nicht aus Hochmuth, ſondern weil er bemerkt hatte, daß man ſich durch fremde und glänzende Namen Anſehen und Vortheil erwerben könnte. Aber ſein Schwiegervater, der ein ſtarker Patriot war, ſetzte ſich ſo ſtark dagegen, daß Rehtſuhl ſein Vorhaben fahren laſſen, und zu ſeiner Entſchuldigung ſagen mußte, daß dieſes ein Einfall ſeiner Frau geweſen, welche aus einer den Weibern eignen Schwachheit darauf verfallen wäre. Rehtſuhl brachte ſich durch ſeine Arbeit in ein ſolches Anſehen, daß, ungeachtet weit ältere Schuſter in der Stadt waren, als er, derſelbe dennoch, nach ſeines Schchwiegervaters Tode, einhellig zum Aeltermann erwählet ward. Dieſes iſt ein kurzer Inbegrif drr Hiſtorie dieſes Mannes. Nun muß ich auch von ſeinem Ende reden, und zwar ein wenig umſtändlich, weil nichts erbaulicher ſeyn kann. Georg Rehtſuhl hatte dieſes mit andern großen Männern gemein, daß ihr Ende durch verſchiedene vorhergehende Zeichen und Begebeheiten zum voraus verkündiget ward. Im Jahr 1721

welches das letzte Jahr seines Lebens war, vernahm er in seinem Hause allerhand ungewöhnliche Dinge: Der Hund Soldan, welcher auf dem Hof an einer Kette lag, heulte des Nachts mehr, als er sonst zu thun gewohnt war; er hörte oft eine Eule schreyen; das Mädgen fand, so oft sie die Stube kehrte, Stecknadeln ohne Kopf, und dergleichen mehr, woraus unser Rehrsuhl urtheilte, daß sein Stundenglas bald auslaufen dürfte, und daß es Zeit sey, sich zum Tode zu bereiten. Seine Ahndung und seine Gedanken schlugen auch nicht fehl. Denn den 28 Decembr. eben desselben Jahres fiel er in eine Krankheit, die seinem Leben ein Ende machte. Niemand ist wohl leicht mehr vorbereitet gestorben. Er ließ sich sechs Monath vorher seinen Sarg machen, worauf die Worte stunden, Memento mori. Er ließ einen Monath vorher alle Morgen und Abend eine Betstunde in seinem Hause halten, welches niemals geschehen war, indem ihn seine überhäufte Arbeit daran gehindert. Er ließ auch das Opfer, welches er den Priestern und Küstern zu geben gewohnt war, merklich verbessern; andrer Dinge zu geschweigen, woraus eine rechtschaffene Andacht, und eine ernstliche Vorbereitung zum Tode erhellet. Wie er beynahe mit dem Tode rang, ließ er seinen Sohn Jacob zu sich rufen, welchen er folgendergestalt anredete. Siehe, mein Sohn

Ja-

Jacob, hier überliefere ich dir die Nadel und den Maasstock, welcher mich ernähret hat, und der auch dir Brod und Nahrung erwerben wird. Bemühe dich, daß du gute Arbeit machen mögest, insonderheit wenn du für die hohe Obrigkeit dieser Stadt arbeitest, denn wenn du die Obrigkeit zum Freunde hast, so kannst du allen andern einen guten Tag geben. Endlich muß ich dieses auch noch offenbaren. Auf dem Boden liegen zehn Häute, die ich im abgewichenen Jahre so wohlfeil gekauft habe, daß der Verkäufer unmöglich selbige auf eine ehrliche Art kann an sich gebracht haben. Zwo von diesen Häuten must du zu Schuhen verarbeiten, und solche den Armen geben, die übrigen aber = = = mehr konnte er nicht sagen, denn dieses waren die letzten Worte, worauf er leyder seinen Geist aufgab. So lebte und so starb Georg Rehtsuhl, vormals wohl verdienter Aeltermann des Amts der Schuster zu Callundborg. Er war ein Mann von mittelmäßiger Statur, hatte schwarze Haare, und kleine Augen, eine krumme Nase und große Lippen. Was seine Gemüthsgaben betrifft, so war er fromm, sanftmüthig und arbeitsam, welches letztere sowohl aus den vielen Kindern, die er mit seiner hinterlassenen, nun höchstbetrübten, Wittwe gezeuget, als aus seiner andern täglichen Aebeit erhellet. Von der letztern soll zum Beschluß ein richtiges Verzeichniß mitgetheilet worden. Seine Fehler über-

gehe ich billig, denn man muß von Verstorbenen nicht anders als gut urtheilen. Solches beobachten nunmehro auch alle neue und gute Geschichtschreiber, welche die Fehler der Verstorbenen entweder entschuldigen, oder auch gar übergehen, so daß man selbige mit eben so vieler Erbauung gegenwärtig lieset, als die Parentationen oder Leichenpredigten. Denn weil die Welt immer gesitteter wird, so verachtet man billig die alten Historienschreiber, welche sich nicht geschämet haben, die Fehler der Verstorbenen, sowohl als ihre Tugenden, frey zu erzählen, so daß man die Historien eines Thucydides, eines Sallustius und andrer Skribenten solches Gelichters heutiges Tages nicht anders, als grobe Schmähschriften, ansiehet. Aus dieser Ursache folge ich auch den Fußstapfen der gesitteten Geschichtschreiber unserer Zeiten, und übergehe die Fehler des Verstorbenen, welche doch auch nicht groß gewesen, und gesetzt auch, daß er viele Fehler gehabt, so werden selbige doch reichlich durch sein erbauliches Ende ersetzet. Denn er starb mit gefaltenen Händen, und nachdem er der Kirche ein neues Altartuch und zwey Wachslichter geschenkt hatte. Was kann doch wohl für ein größrer Beweis vom Christenthum ersonnen werden, insonderheit, wenn man auch die heiligen Anstalten erweget, die er seines Begräbnisses und Leichbegängnisses halber vorgekehret. Er verordnete nämlich, daß man die Leiche mit Sang und

Klang

Klang zur Erden bestätigen, alle Klocken der Stadt zwo volle Stunden läuten, eine Leichenpredigt halten, fein Sand auf den Sarg werfen und den Leichenstein mit Blumen bestreuen sollte. (*) Alles dieses ordnete er in seinen letzten Stunden an, woraus man siehet, daß er alle seine Gedanken auf heilige Dinge gerichtet. Seine hinterlassene Wittwe unterließ, nebst dem hinterbliebenen Sohne, nicht, alles, was er verordnet hatte, auf das allergenauste zu erfüllen. Die Leichenprocession war folgendergestalt eingerichtet. Die Leiche ward von Schustergesellen getragen, die alle in langen Trauermänteln gekleidet waren. Hierauf folgten sechzehen Paar, alle mit einem langen Flor, der bis auf die Erde herab-

(*) Es ist in Dännemark der Gebrauch, daß, wenn die Leiche bis an den Ort, wo solche eingesenkt werden soll, getragen worden, der Beichtvater des Verstorbenen an den Sarg tritt, und dreymal mit einer Schaufel Sand auf den Sarg wirft, da er denn bey der ersten Schaufel voll Sand sich der Worte, du bist Erde, bey der zwoten, du sollst wieder zur Erden werden, und bey der dritten, du sollst wieder aus der Erden auferstehen, bedienet, worauf die Leiche bestättiget wird. Sodann pflegen die Hinterbliebenen den Leichenstein oder die Gruft mit Blumen zu bestreuen, auch dieses nachher, zum Zeichen ihres Andenkens und ihrer Liebe gegen die Verstorbenen, öfters zu wiederhohlen.

hieng. In dem ersten Paar gieng der hinterlassene Sohn Jacob Jürgensen Rehtfuhl, und Martin Martensen, ein Bruder der hochbetrübten Wittwe. In dem zweyten Paar giengen Johann Paschelli und Peter Petersen, die beyden ältesten Schuster in Callundborg. In dem dritten Paar giengen Hans Jensen, ein Zimmermann, und Hans Mickelsen ein Brauer, der Weisbier braute. Im vierten Paar giengen Franz Herrlich und Michael Naseweis, zweene Bürstenbinder. Die andern Paare hat man aufzuschreiben vergessen, welches gewiß zu bedauren ist. Denn solche Umstände müssen in keiner Geschichte fehlen. Aus den Leichengedichten, die auf diesen Todesfall verfertiget, und von dem Decano nachgesehen und gebilliget worden, erhellet aufs deutlichste, was man sich für hohe Gedanken von dem Verstorbenen gemacht habe. Ich muß aber auch noch seiner vielen Reisen Erwehnung thun, denn ich finde daß er in seinem Tagebuch angezeichnet, daß er dreymal zu Kiel, siebenmal zu Alburg und Assens, zwölfmal zu Nyborg und Odensee in Fühnen, sechszehnmal zu Corsör, Nestved, Schlagelse, Rotschild und Helsignör und achtmal zu Copenhagen gewesen; so daß man billig Ursache zu zweifeln hat, ob jemals ein Schuster mehr herum geschwärt und mehrere Reisen gethan, als der Verstorbene, wenn man den berühmten Ahasverus ausnimmt, der unter dem Namen des

Schu-

Schusters von Jerusalem bekannt ist, und von dem man sagt, daß er noch von einem Lande zum andern wandere, und auch bis an das Ende der Welt herum wandern werde. Auf diesen Reisen erwarb sich unser Rehtsuhl eine große Erkänntniß in verschiedenen Sprachen; und redete mit gleicher Fertigkeit sowohl die jütländische, als die fühnische und callundborgische Sprache. Er war auch in der niedersächsischen Sprache nicht ganz unerfahren, weil er dreymal zu Kiel gewesen war. Nun ist nichts mehr übrig, als daß ich auch der Arbeit des seligen Mannes erwehne, so wie er solche selbst von Jahren zu Jahren angezeichnet.

Catalogus
operum B. Georgii Retsuhl.

In Folio.

Währender Zeit, daß er Meister war, 400 Stiefeln und 200 Stiefletten.

Währender Zeit, daß er Aeltermann war, 250 Stiefeln und 80 Stifletten.

In Quarto.

Währender Zeit, daß er Meister war, 1100 große Mannsschuhe.

Währender Zeit, daß er Aeltermann war, 650 dito.

In

In Octavo.

Währender Zeit, daß er Meister war, 900 große Mannspantoffeln.

Währender Zeit, daß er Aeltermann war, 500 dito.

In Duodecimo.

Währender Zeit, daß er Meister war, 600 Frauensschuhe, 700 dito Pantoffeln.

Währender Zeit, daß er Aeltermann war, 400 dito = = 506 dito

In Sedecimo

Währender Zeit, daß er Meister war, 1500 Kinderschuhe.

Währender Zeit, daß er Aeltermann war, 900 dito.

Summa Sumarum von allen Formaten 8686 opera & opuscula.

Alles dieses hat der verstorbene Aeltermann selbst aufgezeichnet, woraus man sieht, wie sorgfältig derselbe in allen Stücken gewesen. Außer diesem seinem Tagebuch findet sich ein Manuscript in Folio, welches verdient gedruckt zu werden, indem darinn alles angezeichnet ist, was sich jeden Tag in Callundborg zugetragen, und worinn auch das allergeringste nicht ver-

ges-

geſſen worden, ſo daß unſer Rehtſuhl daher auch mit Recht verdient, unter die Callundborgſchen Skribenten in Folio gerechnet zu werden.

Der
vier und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir in ihrem letztern Briefe, daß ſie die von mir entworfene Lebensbeſchreibung des verſtorbenen Georg Rehtſuhls geleſen, und ſich nicht wenig darüber gewundert, daß ein Mann von meinem Stande und Alter auf ſolche Thorheiten fallen können. Sie ſchreiben, daß ſie ganz wohl begriffen, wohin ich gezielet, und daß ich, durch die angeführte lächerlich Hiſtorie, das Mißfallen zu erkennen geben wollen, welches ich und viele andere an der großen Menge von abgeſchmackten Lebensbeſchreibungen finden, die gegenwärtig ſo häufig ans Licht treten. Sie glauben aber, daß dieſes durch eine anſtändige und ernſtliche Erinnerung an die Verfaſſer ſolcher nichtswürdigen Schriften weit beſ-

ſer

ser hätte bewerkstelliget werden können. Ich aber wundere mich billig darüber, daß sie von unsern heutigen Schriftstellern soche Gedanken hegen, als ob solche durch dienliche Vorstellungen von ihrer Schreibsucht könnten abgehalten werden, indem ich und andere bereits längstens dargethan, daß ernstliche Erinnerungen bey weitem nicht den Eindruck haben, wie die socratischen Ironien, und daher habe ich mich, in dieser sowohl als in andern Materien, einer solchen Schreibart als des sichersten Mittels bedienet, die Schreibsucht der heutigen Zeiten zu hemmen. Dieses ist die hauptsächlichste Absicht des von mir abgefaßten Briefes. Ich habe aber auch zugleich mein Absehen auf verschiedene große und weitläuftige Geschichtbücher gerichtet, welche, wenn das unnütze davon hinweg genommen wird, aus Folianten in Sedezen verwandelt werden. Man siehet täglich Schriften ans Licht treten, worinn Begebenheiten vorkommen und erzählet werden, die von eben so weniger Bedeutung sind, als die Geschichte meines Schusters, und worinn man zuletzt ein Verzeichniß von den herausgegebenen Schriften des Verfassers antrifft, woran der Welt eben so wenig gelegen ist, als wie viele Schuhe und Pantoffeln Georg Rehtsuhl verfertiget, ja welche diesen nicht einmal gleich kommen, indem es oft nichts anders, als abgeschriebene und aufgewärmte Kleinigkeiten sind, die man mit abgenutz-

ten

ten Kleidern, Schuhen und Stiefeln vergleichen kann, die wieder aufgeputzt, und für neue verkauft werden. Wenn sie dieses alles ein wenig genau überlegen, so werden sie finden, daß mein Brief so wenig, als andere von gleicher Beschaffenheit, ungereimt und unanständig genannt zu werden verdiene. Denn wie ein Schulmeister, wenn er durch Schelten und Strafen bey seinen Schülern nichts mehr ausrichten kann, sich der Narrenkappen und andrer dergleichen Mittel bedienet, um seine Schüler auf solche Art zum Fleisse und und zu einer guten Ordnung zu bewegen, so thut auch ein Moralist nicht übel, wenn er in diesem Stücke ihrem Beyspiel folget. Ich bin ꝛc.

Der
fünf und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Ich lese gegenwärtig den Thucydides, und stimme dem Urtheil der meisten bey, welche diesen Geschichtschreiber für den aufrichtigsten und glaubwürdigsten Skribenten halten. Es ist nur zu bedauren, daß die Materie seiner Historie nicht reicher ist, als der Peloponnesische Krieg, worinn nichts vorkommt, als kleine Feldschlachten, Scharmützel und Belagerungen, die von den Griechischen Städten vorgenommen worden, welches so wenig angenehm zu lesen, als dem Leser nützlich ist, wenn man allein den unglücklichen Zug ausnimmt, den die Athenienser nach Sicilien vorgenommen. Einige glauben zwar, daß dieses reichlich durch die herrlichen Reden ersetzt werde, womit dieses Buch angefüllet ist. Weil ich aber einen besondern Geschmack in allen Dingen habe, so übergehe ich viele von diesen Reden, insonderheit diejenigen, welche die Anführer an das Kriegsvolck gehalten haben. In alten Zeiten haben dieselben vielleicht

leicht ihren guten Nutzen gehabt, da die Menschen sich so sehr in die Beredsamkeit verliebt hatten, daß man alles dadurch auszurichten vermögend war. Heutiges Tages aber hat die Beredsamkeit keine solche wundernswürdige Wirkung mehr. Denn wenn Demosthenes und Cicero heutiges Tages wieder aufstünden, und Sachen vor unsern Gerichten vertheidigten, so würde ihre Beredsamkeit bey weitem nicht mehr den Eindruck haben, den solche zu ihren Zeiten hatte, da sie durch Hülfe ihrer Beredsamkeit alle Sachen gewinnen konnten, die sie nur wollten. Ich meines theils halte es eben für kein besonderes Unglück, daß die Redekunst so viel von ihrer alten Kraft verlohren, und daß unsre heutigen Richter mehr auf wichtige Gründe, als auf geschminkte Worte sehen. Ich glaube auch, daß man dasjenige, was man bey den alten Römern und Griechen so sehr erhebt, als eine Pedanterey ansehen müsse, und daß die geringe Wirkung, welche die Redekunst in unsern Tagen äußert, mehr ein Beweis von einer gesunden Vernunft, als von einem schlechten Geschmacke, sey. Ich höre mit Vergnügen, daß die großen Sachwalter eben so gut ihre Rechtssache verlieren, als die kleinern Advocaten, und wenn die erstern ja einigen Einfluß in die Gerichte haben, so muß solches andern Ursachen zugeschrieben werden. Man bemerkt auch, daß die Kriegsheere heutiges Tages ihrer Pflicht eben so gut

nachkommen, und eben so tapfer fechten, als in vorigen Zeiten, ohne daß die Anführer weitläuftige Reden an sie halten, an statt daß in alten Zeiten keine Schlacht eher gehalten ward, bis der Anführer das Kriegsvolk durch eine lange Rede ihrer Pflichten erinnert, ungeachtet es dennoch schwer zu begreifen ist, wie solches mit einigem Nutzen, insonderheit bey einem großen Kriegsheere, geschehen können, wo nicht der Anführer Abschriften von seiner Rede an einen jeden unter ihn stehenden Befehlshaber ausgetheilet, wovon jedoch die Geschichte nichts meldet, so daß es daher wahrscheinlich ist, daß die Reden, die man in den alten Büchern findet, von den Skribenten erdichtet worden. Heutiges Tages werden die Soldaten zu Beobachtung ihrer Pflicht durch ihre Unterhaltung und durch ihren Sold aufgemuntert, worinn sie mehr Gründlichkeit finden, als in einer hochtrabenden Rede. Am meisten treibt sie das Beyspiel ihrer Anführer an, wenn solche sich unerschrocken und tapfer bezeugen, und ihnen zeigen, wie man den Feind angreiffen, und überwinden müsse. So urtheilen heutiges Tages auch die größten Feldherren hiervon. Wie der alte französische General St. Cyre von dem Feldprediger erinnert ward, seine Soldaten durch eine Rede aufzumuntern, so sagte er nichts anders, als: Freres & Compagnons, voicy comment

ment il faut faire, und hierauf ritte er mit seinem kahlen Kopfe, und als ein fünf und achtzigjähriger Greis, zwanzig Schritte für sein Kriegsheer voraus dem Feinde entgegen, worauf seine Soldaten ihm voll Feuer nachfolgten. Keine Aufmunterungsrede konnte besser ausgedacht seyn. Heutiges Tages ist die Beredsamkeit, welche die Menschen in Bewegung setzet, bloß auf geistliche Sachen eingeschränkt, indem der gemeine Mann die Prediger als Gesandten des Himmels ansiehet. In andern Begebenheiten merkt man nicht, daß die Beredsamkeit etwas besonderes auszurichten, vermögend ist. Ich habe einmal hier in Copenhagen von einem Policeybedienten eine herrliche Rede gehöret; derselbe saß zu Pferde, und suchte durch eine wohlausgearbeitete Oration den aufrührischen Pöbel wieder zu besänftigen. Er hatte in seiner Rede alles auf Schrauben gesetzt, und unterließ nicht allerhand oratorische Geberden, sowol mit dem Kopfe als mit den Händen, zu machen. Allein er richtete nichts anders dadurch aus, als daß der Pöbel zuletzt ungedultig ward, und ihn mitten in seiner Rede mit einem Stein in den Nacken warf, worüber er vom Pferde fiel, und in das nächste Weinhaus getragen werden mußte. Ich gieng hierauf fort, und gedachte bey mir selbst, wie sehr ist doch der Pöbel unsrer Zeiten

ten von dem Athenienſiſchen unterſchieden. Ich bin ꝛc.

Der
ſechs und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie ſchreiben, daß ſie die ihnen zugeſandten Anmerkungen des berühmten Grotius über die heilige Schrift nicht ohne Aergerniß geleſen, und daß ihnen inſonderheit die Erklärung anſtößig geweſen, die dieſer Mann über die beyde vornehmſten Weiſſagungen bey dem Propheten Eſaias macht, welche, wie Grotius glaubt, nicht nach den Buchſtaben verſtanden, noch auf den Meſſias gedeutet werden können. Ich pflichte ſelbſt dieſer und verſchiedenen andern Erklärungen des Grotius nicht bey. Ich verdamme aber deßwegen den Mann ſelbſt nicht, und glaube eben ſo wenig, daß er übel gegen die Religion geſinnet geweſen. Denn ſeine andere Schriften zeugen, daß er nicht nur ein Chriſt, ſondern auch ein recht eifriger Chriſt geweſen, und keine Schrift hat man

man für hinlänglicher gehalten, die christliche Religion und deren Wahrheit zu beweisen, als das kleine von ihm geschriebene Buch, welches unter dem Titul, die Wahrheit der christlichen Religion, ans Licht getreten, und nicht nur in alle Europäische, sondern auch so gar in orientalische Sprachen übersetzet worden. Wenn er also in einigen Erklärungen geirret, so ist es gewiß kein freywilliger Irrthum gewesen. Allem Ansehen nach aber ist er folgendergestalt dazu veranlasset worden. Weil vor seiner Zeit noch keine genaue Erklärung des hebräischen Grundtertes vorhanden war, und er die Grundsprachen vollkommen inne hatte, so entschloß er sich, aus einer redlichen Absicht, alle bißher über die heilige Schrift gemachten Erklärungen beyseite zu setzen, und, nach Maaßgebung der allenthalben angenommenen Auslegungsreguln, grammaticalische Erklärungen zu machen. Weil nun die Auslegungsreguln erfordern, die Materie wohl zu beobachten, und vor Augen zu haben, wovon ein jedes Kapitul in den Propheten handelt, so glaubte er, daß wenn diese Reguln richtig wären, die alten Erklärungen über obangezogene beyde Stellen in dem Esaias, welche nach dem Buchstaben eingerichtet worden, nicht bestehen könnten, sondern anders lauten müßten. Der erste Spruch ist dieser: Siehe

eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohn gebären, den wird sie heissen Immanuel. Ehe der Knabe lernet Böses verwerfen, und Gutes erwählen, wird das Land, dafür dir grauet, verlassen seyn von seinen zween Königen. (nämlich von Resud und Pecha) Grotius glaubt, daß dieses nicht von dem Messias verstanden werden könne, und bemühet sich, dieses in seiner Auslegung über das erste Kap. Matthäi weitläuftig darzuthun. Er gründet seine Erklärung darauf, und behauptet, daß dieses nichts anders als eine Weissagung sey, wodurch der Prophet den König Ahas getröstet, und welche annoch zu den Zeiten dieses Königes, und unter seiner Regierung erfüllet werden sollte, daß nämlich kurz nach der Geburt dieses Kindes die Belagerung von Jerusalem aufgehoben, und das Land von seinen Feinden befreyet werden sollte. Die andre Weissagung stehet im drey und funfzigsten Kapitul dieses Propheten, und es kommen darinn von einer leidenden Person diese Worte für: Fürwahr er trug unsere Krankheit, und lud auf sich unsere Schmerzen. Grotius glaubt hier abermals, daß diese Weissagung nicht buchstäblich erkläret, noch auf Christum gedeutet werden könne, sondern daß der Prophet hier bloß von einem heili-

heiligen uns unbekannten Manne rede, der zur Zeit der babyloniſchen Gefängniß gelebet, weil das vorhergehende Kapitul, welches mit dieſem zuſammenhänget, von dem großen Elende handelt, welches die Juden damals ausſtunden. Diejenigen, welche in dieſem Stücke der Meynung des Grotius beypflichten, behaupten, daß, weil die Auslegungsreguln wollen, daß man die Materie, wovon gehandelt wird, ſtets vor Augen haben müſſe, das Leiden, deſſen hier gedacht wird, nicht anders als von einer Perſon verſtanden werden könne, die zu den damaligen Zeiten gelebet. Denn wenn man, wie ſie ſagen, tauſend Jahre vorwärts und hinterwärts ſpringen will, ſo kann man aus den Propheten alles machen, was einem beliebet. Ich billige dieſe Erklärungen keinesweges. Ich habe bloß hierbey die Abſicht gehabt zu zeigen, was den Grotius bewogen, von der allgemeinen Erklärung abzuweichen, und daß man daher den Mann nicht verdammen, oder glauben müſſe, daß er in Abſicht auf die Religion übel geſinnet geweſen. Eben ein ſolches Urtheil muß man auch über diejenigen fällen, welche über dieſe oder jene Stelle der Schrift ungewöhnliche Erklärungen gemacht haben, inſonderheit, wenn man aus ihren andern Schriften ſiehet, daß ſie Vertheidiger der Religion ſind, wie Grotius gewiß geweſen

sen ist. Man kann die Ungläubigen weit eher bewegen, hohe Gedanken von dem christlichen Glauben zu fassen, wenn sie merken, daß die Vertheidiger desselben sich bloß solcher Gründe bedienen, die keinen Widerspruch leiden. Denn wenn diejenigen, deren Hauptgeschäfte es ist, die Wahrheit zu erforschen, bey gewissen Stellen zugeben, daß solche bedenklich sind, so richten sie dadurch aus, daß sie von den Feinden des Glaubens für ehrliche und redliche Leute gehalten werden, denen man auch in andern Stücken trauen könne. Wenn aber jemand nirgends Bedenklichkeiten findet, sondern alle Einwendungen verachtet, die gegen seine Meynung gemacht werden können, so macht er sich selbst, und auch zugleich seine Lehre, verdächtig, und kann nicht anders als ein Mensch angesehen werden, der allenthalben Recht haben will, ungeachtet er kein Recht hat. Nichts schwächt, nach meiner Meynung, den christlichen Glauben mehr, als eine solche Aufführung, und nichts bestärket denselben mehr, als das aufrichtige Geständniß, daß verschiedene Gründe annoch allerhand Einwürfen unterworfen sind. Daraus erhellet, daß die Religion mit starken Beweisen so wohl versehen ist, daß man der überflüssigen nicht bedarf, die man insgemein mit vorträgt. Ein Engländer übergab, vor einigen Jahren, ein Memorial bey dem Parlament von Großbritan-

tannien, worinn er bat, daß der Spruch in der ersten Epistel Johannis, von den dreyen Zeugen, bey den künftigen neuen Auflagen der Bibel möchte ausgelassen werden, weil man diesen Spruch in den alten geschriebenen Exemplaren nicht anträfe. Viele urtheilten, aus diesem seltsamen Einfalle, daß der Verfasser dieser Bittschrift gegen die Religion übel gesinnet seyn müsse. Aber allem Vermuthen nach hat diese Entschließung bloß einen Eifer und eine wahre Liebe zu dem Glauben, den er bekannt, zum Grunde gehabt, weil die Feinde desselben daher Gelegenheit genommen, das eine so wohl, als das andere verdächtig zu machen. Man kann eben dasselbe von denjenigen urtheilen, welche verlanget haben, daß das Zeugniß, welches man bey Josepho von Christo findet, ausgemerzet werden möchte, weil es scheinet, daß es von den Christen heimlich eingeschaltet worden. Man tadelt daher dergleichen Leute ohne Grund, und hält sie mit Unrecht für Feinde der Religion, insonderheit wenn man sieht, daß sie sonst in der Lehre mit uns übereinstimmen, und nur bloß in der Art und Weise, selbige zu vertheidigen, von uns abweichen. Ein anderes ist es, wenn man die ganze Lehre von der heiligen Dreyeinigkeit läugnen, und ein anderes wieder, wenn man behauptet, daß solche aus dem ersten Kapitul des ersten Buches Mosis bewiesen werden könne, wel-

ches dem berühmten **Paul Sarpi** als eine Ketzerey angerechnet ward. Man muß in dieſem Fall ſagen, was Moſes ehedem zu zweenen ſich mit einander ſtreitenden Iſraelitern ſagte: **Ihr ſeyd ja Brüder, warum zankt ihr euch denn.** Ich habe dieſes alles übrigens nicht zu dem Ende angeführet, um diejenigen zu vertheidigen, die in ihren Auslegungen von der allgemeinen Bahn abweichen, ſondern bloß um zu zeigen, daß die ſchlechten Gedanken, welche ſie, mein Herr, von dem **Grotius** gefaßt haben, ungegründet ſind. Denn wenn er in ſeinen Erklärungen ja geirret, ſo ſiehet man auch, wodurch er dazu verleitet worden. Ich bin ꝛc.

Der

Der
sieben und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie haben vollkommen recht, wenn sie glauben, daß verschiedene Menschen ohne alles ihr Verschulden sowohl bey den itztlebenden, als auch bey der Nachkommenschaft, in Verachtung gerathen, so wie andern Ehrensäulen aufgerichtet worden, die nichts weniger als solche Ehrenbezeugungen verdient haben. Ich habe bereits gezeigt, daß Americus Vesputius aus einem bloßen Irrthum und durch einen ganz ungefähren Zufall zu der Ehre gelangt, daß der vierte Theil der neu erfundenen Welt nach seinem Namen genennet worden. Man kann noch mehrere dergleichen Exempel aus der Historie anführen. Ich will aber nur bloß von zwoen Personen reden, welche von den Athenienſern fast als Götter verehret wurden, ungeachtet ihr Name billig bey der ganzen Welt verhaßt seyn sollte. Diese sogenannten Befreyer von Athen hießen, Harmadius und Aristogiton, und mit der That,

die

die sie ausübten, hatte es folgende Bewandniß. Einer von von den Söhnen des Pisistratus, Namens Hipparchus, der nach dem Tode des Vaters in Athen regierte, verliebte sich in eine Person, welche von einem athenienſischen Bürger, Namens Aristogiton gleichfalls geliebet ward. Dieſer leztere ward dadurch ſo aufgebracht, daß er mit ſeinem Freunde, dem Harmadius den Entſchluß faßte, ſowohl den Hipparchus als deſſen Bruder, den Hippianus, welche damals in der Stadt herrſchten, umzubringen. Der eine Bruder ward auch würklich ermordet, der andere aber ward ins Elend getrieben. Und weil durch dieſen Mord die Stadt wieder in Freyheit geſetzt ward, ſo wurden die beyden Mörder als Erretter und Väter des Vaterlandes angeſehen, ungeachtet ſie zu dieſer That nicht durch die Liebe des Vaterlandes, ſondern bloß durch die Rachbegierde, angetrieben wurden. Indeſſen richtete das Volk dieſen beyden Leuten, als großen Helden, Ehrenſäulen auf, weil ſolches nur auf die bloße That, nicht aber auf den Bewegungsgrund, ſahe, wodurch dieſe Mörder zu ſolcher That angetrieben worden. Ich ſage mit Bedacht, daß die Athenienſer nur auf die That an und für ſich ſelbſt geſehen, indem ſie dadurch ihrer bißherigen Regenten und Oberherren loßwurden, die man nach der Gewohnheit der damaligen Zeiten Tyrannen nannte, ungeachtet

achtet die Geschichte zeigt, daß die Stadt niemals in einem blühendern Zustand, als unter der Regierung der pisistratischen Familie, gewesen. Man findet, daß andre eben so wohlfeil zu der Ehre gelangt sind, daß man sie den größten Helden beygezählet. Ich bin ꝛc.

Der

acht und funfzigste Brief.

Mein Herr,

In der englischen Historie findet sich unter andern eine Schwierigkeit, die Rapin Thoiras fast für unauflöslich hält. Alle Skribenten sind darinn einig, daß das Land eine lange Zeit unter den Dänen und Angelsachsen getheilt, und diese beyden Nationen gleich stark gewesen, so daß die eine stets der andern die Wage halten können. Das Land ward auch bald von sächsischen bald von dänischen Königen regieret. Aber eben zu der Zeit, wie die Dänen am stärksten zu seyn scheinen, nämlich nach dem Tode, Harde Knuts, des vierten Königs, verschwindet die

die ganze däniſche Nation auf einmal, und es wird derſelben in der engliſchen Hiſtorie gar nicht mehr gedacht. Einige ſuchen zwar dieſe Schwierigkeit dadurch zu heben, daß der bekannte Harald Godwin, welcher der vornehmſte Miniſter zu den Zeiten Eduard des Bekenners war, alle Dänen in einer Nacht ermorden laſſen. Weil aber die Dänen faſt allein alle gegen Morgen und Mitternacht liegende Provinzen und den halben Theil von Mercia beſaßen, ſo iſt dieſes Vorgeben ganz unwahrſcheinlich. Denn dieſes wäre eben ſo viel, als wenn man ſagen wollte, daß die Einwohner von Seeland und Fühnen, in einer Nacht alle Einwohner in Jütland ermorden laſſen. Es iſt daher viel glaublicher, daß die Eiferſucht, die ſo lange unter den Dänen und Angelſachſen geherrſchet, unter der ſanftmüthigen Regierung Eduard des Bekenners aufgehöret, und daß beyde Nationen nachher zuſammen geſchmolzen worden, dergeſtalt, daß man ſie nachher beyde mit dem Namen der Engländer belegt hat. Allem Vermuthen nach iſt dieſe Vereinigung nachher noch mehr befeſtiget worden, da die Normänner unter Wilhelm dem Eroberer England einnahmen, und beyde Nationen an dem letzten einen gemeinſchaftlichen Herrn bekamen. Denn da die Angelſachſen ſich in in dieſe Veränderung ſchicken mußten, ſo mußten die Dänen ſolches noch viel mehr thun, weil ſie mit den Normännern,

als

als Ueberwindern, in der nächsten Verwandschaft stunden. Und da dieses sich also verhält, so kann man frey sagen, daß die gegenwärtigen Engländer nichts anders sind, als ein aus Dänen, Normännern und Holsteinern zusammengesetztes Volk, welches auch die Sprache zu erkennen giebt. Ich bin ꝛc.

Der neun und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Wie ich aus ihrem Schreiben abnehme, so haben sie neulich Theocriti Idyllia gelesen, sie ziehen aber dennoch diesem Dichter den Virgil annoch vor. Sie können vielleicht in diesem Stücke überhaupt recht haben; ob ich gleich gestehen muß, daß ich einige Stellen bey diesem griechischen Dichter gefunden, welche dem Virgil nichts nachgeben. Nichts kann schöner und natürlicher seyn, als das sieben und zwanzigste Stück, worinn Daphnis eine junge Schäferinn zugewinnen sucht. Ich will zum Beweise die Unterredung anführen, welche diese beyde Personen

nen mit einander halten. Daphnis fängt folgender gestalt an:

Der Hirte Paris entführte die schöne Helena. Die Schäferinn, die mich küsset, ungeachtet ich auch nichts mehr als ein Hirte bin, übertrifft die Helena weit an Schönheit.

Die Schäferinn. Rühme dich dessen nicht; ein Kuß ist, wie man im Sprichworte zu sagen pflegt, so viel als nichts.

Daphnis. Ach wie viel Süssigkeit steckt doch in demjenigen, was du nichts nennest.

Die Schäferinn. Ich wische den Mund ab, und speye den Kuß weg.

Daphnis. Kostet es dir sonst keine Mühe, als daß du den Mund wieder abwischest, küsse mich noch einmal.

Die Schäferinn. Gehe hin und küsse deine Schaafe und laß ein junges Mädgen mit frieden.

Daphnis. Prahle nicht so viel mit deiner Schönheit, die verschwindet als ein Traum.

Die Schäferinn. Eine Rose vertrocknet zwar, sie kann doch aber nicht gänzlich verschwinden.

Daphnis. Komme hieher unter diese Oelbäume, ich habe dir etwas zu sagen.

Die

Die Schäferinn. Dahin komme ich nicht; denn du hast mich schon einmal durch deine Schmeicheleyen betrogen.

Daphnis. So komme denn hieher unter diese Ulmenbäume, ich will dir auf meiner Flöte vorspielen.

Die Schäferinn. Vergnüge dich selbst an deinem Flötenspiel, welches ich nicht ohne Mißvergnügen höre.

Daphnis. Fürchtest du dich nicht, daß du die Göttinn Venus zum Zorne reitzest?

Die Schäferinn. Ich verehre die Göttinn Venus, aber ich verlasse mich auf die Diana, die Göttinn der Jagd.

Daphnis. Bedenke wohl, was du sagst. Die Venus, kann dir ein Netz stellen, woraus du dich nicht wieder wirst retten können.

Die Schäferinn. Das mag sie thun. Diana wird mich schon wieder retten. Rühre mich nicht an, ich beisse deine Lippen in Stücken.

Daphnis. Du must dich nicht aufsätzig gegen die Liebe erzeigen, welcher ja doch kein Mensch widerstehen kann.

Die Schäferinn. Ich schwere bey dem Waldgott Pan, daß die Liebe keine Macht über mich haben soll. Aber du willst mich unter das Joch bringen.

Daphnis. Ich besorge, daß Venus dir noch einen weit schlechtern Ehegatten geben wird, als ich bin.

Die Schäferinn. Es haben schon verschiedene junge Hirten um mich geworben, aber ich habe sie alle abgewiesen.

Daphnis. Ich werde doch unter allen allein glücklich seyn.

Die Schäferinn. Aber was willst du denn von mir haben? Ich weis, daß der Ehestand große Beschwerlichkeiten bey sich führet.

Daphnis. Wie kannst du dir doch diesen Stand beschwerlich vorstellen. Die Ehe ist so vergnügt, als ein Tanz.

Die Schäferinn. Man sagt aber, daß die Weiber vor ihren Männern zittern.

Daphnis. Davon wirst du gerade das Gegentheil erfahren. Die Weiber regieren, und die Männer sind denselben unterthänig.

Die Schäferinn. Aber die Geburt der Kinder soll mit großen Schmerzen verknüpft seyn.

Daphnis. Die Göttinn Diana, deine Freundin, soll deine Wehmutter seyn.

Die Schäferinn. Ich besorge, daß ich meine Schönheit verliere, wenn ich viele Kinder zur Welt bringe.

Daphnis. Schöne und liebenswürdige Kinder werden dich noch ansehnlicher machen.

Die Schäferinn. Wohlan denn, es sey gewagt. Wenn ich aber in dein Begehren willige, was willst du mir zum Brautschatz geben?

Daphnis. Du sollst meine ganze Heerde, und alle meine Wiesen haben.

Die

Die Schäferinn. Verpflichte dich mit einem Eyde, daß du mich nimmer verlassen willst.

Daphnis. Ich schwöre bey den Waldgott Pan, daß ich dich nimmer verlassen will, und wenn du mich auch selbst wegtreiben solltest.

Die Schäferinn. Willst du mir auch ein Bette, ein Haus, und einen Stuhl geben?

Daphnis. Ich will dir ein schönes Bette machen lassen, und du sollst diese ganze Heerde haben.

Die Schäferinn. Aber was soll ich meinem alten Vater sagen?

Daphnis. Er wird mit Freuden in diese Verbindung willigen, so bald er nur meinen Namen höret.

Die Schäferinn. Sage mir denn deinen Namen. Bisweilen wird man durch denselben allein eingenommen.

Daphnis. Ich heisse Daphnis, mein Vater Lycidas, und meine Mutter Nomea.

Die Schäferinn. Du hast ansehnliche Eltern, aber ich gebe dir in diesem Stücke nichts nach.

Daphnis. Siehe die hohe Cypreßbäume, die schenke ich dir auch.

Die Schäferinn. Gehet hin, ihr Hirten, und treibt meine lieben Schäfgen so lange auf jene Wiese, bis ich das Eigenthum dieses Schäfers besehen.

Daphnis. Führet, ihr Hirten, meine Heerde ins Gras, bis ich meiner Schäferinn dieſe Bäume gewieſen.

Die Schäferinn. Ey was machſt du Daphnis, warum greifſt du mir nach dem Buſen?

Daphnis. Ich will nur die ſanft hervorkommenden Aepfel ſuchen.

Die Schäferinn. Weg mit der Hand, du führſt mich in Verſuchung.

Daphnis. Fürchte dich nicht! warum zitterſt du ſo?

Die Schäferinn. Ey Pfuy! du wirfſt mich auf die unreine Erde nieder, und machſt meine ſchönen Kleider unrein.

Daphnis. Siehe hier iſt eine Decke, die ich dir unterlegen will.

Die Schäferinn. Halt ſtille, hier kommt jemand, ich höre etwas rauſchen.

Daphnis. Es ſind nur die Cypreßbäume, die von dem Winde bewegt werden.

Die Schäferinn. Du reiſſeſt meinen Flor in Stücken, warum entblöſſeſt du mich?

Daphnis. Ich will dir einen neuen Flor wieder geben, der beſſer ſeyn ſoll, als dieſer iſt.

Die Schäferinn. Du verſprichſt alles, aber vielleicht hälſt du nichts.

Daphnis. Wollte Gott, ich könnte dir meine ganze Seele geben.

Die Schäferinn. O Diana, vergieb es mir, nun werde ich dir untreu.

Daph-

Daphnis. Ich opfre dem Cupido ein Kalb, und der Venus einen Ochsen.

Die Schäferinn. Ich kam als Jungfrau hieher, und gehe als Frau wieder weg.

Hierauf schieden sie von einander, und die Schäferinn gieng mit niedergeschlagenen Augen und von Schaam nnd Liebe zugleich erfüllet, hinweg. Keine Unteredung kann angenehmer und natürlicher seyn, und ich zweifle, daß in allen Liedern des Virgils etwas süssers und rührenders angetroffen werden könne. Ich bin ꝛc.

Der sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich gestehe, daß es etwas ganz ausserordentliches ist, was sie mir von der bewusten Person melden, welche in ihrer Jugend niemals die Schule besucht hat, und doch im Stande ist, solche gelehrte Reden zu führen, die man nicht ohne Bewunderung anhören kann. Es ist dieses allerdings etwas ganz seltenes, indessen hat man doch schon mehrere Beyspiele hiervon. Jacob Böhm war ein Schuster, und hatte in seiner Jugend nichts gelernet; nichts destoweniger hat derselbe doch Bücher geschrieben, worinn viele Leute sehr hohe und tiefsinnige philosophische Gedanken entdecken. Wie ich zu Paris war, und wöchentlich einmal in der St. Sulpitius Kirche öffentliche Disputationes gehalten wurden, so opponirte insgemein ein Schuhflicker, der seine Bude in der Vorstadt St. Germain hatte, und den ich oft selbst in seiner Bude sitzen und alte Schuhe flicken gesehen. Zu unsern Zeiten haben wir hiervon ein noch viel merkwürdigeres und annoch lebendes Exempel an dem bekannten Thomas Chubb, welcher für

einen

einen der scharfsinnigsten und gründlichsten Skribenten in England gehalten wird. Dieser Thomas Chubb ist ein Kängießergesell in Exeter. Er hegt eigene Gedanken in Absicht auf die Religion, welche sich dem Naturalismus nähern, ungeachtet er in seinen Schriften vorgiebt, daß er keine andre Absicht habe, als die Mittel ausfündig zu machen, wodurch der Unglaube am besten bestritten werden könne, indem die Gründe, deren sich die Geistlichen insgemein bedienen, seiner Meynung nach, die Religion mehr schwächten, als daß sie solche unterstützen und bestärken sollten. Ich habe alle seine Schriften gelesen, und finde, daß weder Collins, noch Tindal, oder Morgan, der falschen Lehre einen feineren Anstrich gegeben. Ich bemühe mich mit Fleiß, von dem merkwürdigen Leben dieses Menschen eine genauere Nachricht einzuziehen, und werde nicht ermangeln, so bald ich etwas zuverlässiges davon in Erfahrung bringe, ihnen solches mitzutheilen. Ich bin ꝛc.

Der ein und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich danke ihnen gehorsamst, daß sie mir die von Gregorio Leti entworfene Historie Philipps des andern, zuschicken wollen. Ich habe diese Geschichte mit eben demselben Geschmack, wie die andern Schriften des Leti gelesen, und wunderte mich, daß ein Mann von so weniger Beurtheilungskraft und Einsicht sich unterstanden, die Geschichte so vieler Länder zu beschreiben, und, welches gewiß zu verwundern ist, von verschiedenen als ein großer Geschichtschreiber angesehen worden. Sie werden aus den Zeichen abnehmen, die ich am Rande dieser Geschichte Philipps des andern gemacht habe, wie oft die Historie durch unnütze Weitläuftigkeiten, und durch ein gemeines Gewäsche von ihm verstellet worden. Wenn er den Kayser Carl den fünften rühmet, daß derselbe das sichere Geleite nicht brechen wollen, so verwechselt er die Costnitzische mit der Baselschen Kirchenversammlung, und führet hierauf so viele Exem-

empel aus der alten und neuen Historie an, daß gewisse Personen ihr Versprechen nicht gehalten, daß der halbe Theil des zweyten Buchs dadurch angefüllet wird. Er sagt, die Geburt Philipps des anders geschahe zur Abendzeit, weil die Sonne einem größern Lichte weichen mußte, und an einem Dingstag, der auch sonst ein Tag des Kriegsgottes Mars genannt wird, wodurch gleichsam schon zum voraus angezeigt ward, daß der neugebohrne Prinz ein großer Kriegsheld werden würde. Seine Mutter, die Kayserinn, hatte einen Traum, als ob sie mit einer Landkarte schwanger gienge, wodurch die künftige Regierung dieses Prinzen über so viele Reiche und Lande vorgebildet worden. Bey den härtesten Geburtswehen gab die Kayserinn nicht den geringsten Laut von sich, weil sie hoffte, einen Sohn zur Welt zu bringen, der die Freude der Welt seyn würde. Wenn er erzählet, wie Rom von den Kayserlichen geplündert, der Pabst aber gleichsam in ein Gefängniß eingeschlossen worden, so sagt er, daß der Pabst sich dieses selbst zu danken gehabt, weil er die Vorherverkündigung eines unbekannten Menschen nicht zu Herzen genommen, der kurz vorher, ehe sich dieses Unglück zugetragen, mitten in der Nacht durch alle Gassen gelaufen, und geschrien: L'ira di Dio arrivera ben tosto a questa cita. D. i.

der Zorn Gottes wird bald über dieſe Stadt ausbrechen. An ſtatt, daß der Pabſt ſich dieſe Warnung hätte zu Nutze machen ſollen, ſo ließ er vielmehr den Menſchen ins Gefängniß werfen. Wie aber das Unglück geſchehen war, ſo verſchwand dieſer Mann auf einmal. Der Geſchichtſchreiber nimmt dieſes alles als eine Wahrheit an, und ſagt: Aviſi di queſta ſorte no ſi devono diſprezzare d. i. ſolche Warnungen muß man nicht verachten. Wenn er jemanden rühmet oder tadelt, ſo drückt er ſich auf eine mehr als poetiſche Art aus. Z. E. Wenn er den Charakter des Prinzen von Parma ſchildert, ſo ſagt er: der Prinz von Parma war der tapferſte und klügſte Feldherr, den die Welt jemals hervorgebracht. Capitano il piu valoroſo, et il piu prudente, che haveſſe mai veduto il mondo. An ſtatt zu ſagen, daß Philippus ſeine durch beſtändige Kriege ausgemergelten Unterthanen durch einen beſtändigen Frieden wieder erquicken wollen, druckt er ſich folgendergeſtalt aus: daß der König durch den ſüſſen Wein des Friedens (col dolce vino della pace) ſeine Unterthanen wieder erfriſchen wollen, denen er vorher nichts als Blut, Galle und Gift eingeſchenket; und gleich darauf heißt es, wenn er ſagen will, daß einige Leute keine Vorſtellung annehmen, gewiſſe Leute brechen

als

als rasende Thiere durch die Dämme der Vernunft. A guisa di Furio, si son rompono l' argine della ragione. Wenn er von der Liebe redet, die Kayser Carl der fünfte zu einem deutschen Frauenzimmer, Eleonora de Plombes, gefasset, so hält er eine Predigt von der unreinen Liebe, die er mit andern Lastern in Vergleichung setzt, und diese Predigt nimmt mehr als den dritten Theil des sieben und zwanzigsten Buchs ein. Bey dem Tode Carls des fünften ließ sich, wie er sagt, ein Comet sehen, der immer größer ward, je mehr die Krankheit zunahm, und seinen Schweif gegen das Kloster reckte, worinn der Kayser starb, so daß man aus dieser Beschreibung fast schließen sollte, daß dieser Comet bloß, um des Kaysers Tod zu verkündigen, am Himmel erschienen. Er sagt ferner, daß in der Nacht, worinn der Kayser gestorben, eine Lilie in seinem Garten geblühet, und mitten in der Geschichte Philipps des andern erzählt er die Krankheit, die er selbst einmal ausgestanden. Seine Historie ist übrigens durchgehends mit hochtrabenden und fast orientalischen Redensarten angefüllet. Z. E. wenn er sagen will, daß Kayser Carl der fünfte zuletzt seinen Ehrgeitz einschränken wollen, so drucit er sich folgendergestalt aus: Carolo V. volso porro il termine et piantare le Colonne d' Hercole

cole al mare ampliſſimo de vaſti penſieri. D. i. der Kayſer wollte ſich ſelbſt einſchränken, und die Säulen des Hercules für das große Meer ſeiner hohen Gedanken als einen Damm ſetzen. Fremde Skribenten begehen insgemein Fehler in der nordiſchen Hiſtorie; keiner aber hat, meinem Bedünken nach, darinn ſo gröblich geirret, als der oftangezogene Leti. Ich will nur ein Exempel davon anführen. Er ſagt, Chriſtian der andere habe ein und zwanzig Jahr gefangen geſeſſen, da doch ſeine Gefangenſchaft ſieben und zwanzig Jahre gewähret. Dieſer Irrthum iſt indeſſen doch nicht ſo grob, als der folgende, da er ſagt, daß das däniſche Volk ihm die Krone abgenommen, und ſolche Chriſtian dem dritten aufs Haupt geſetzt, an ſtatt, daß dieſes Friedrich dem Erſten heiſſen ſollen. Ferner, daß einige den Anſchlag gemacht, ihn entweder mit Gift zu vergeben, oder auch durchs Schwerdt zu tödten, wogegen ſich aber das Volk geſetzt. Bey welcher Gelegenheit er denn eine weitläuftige Predigt zum Ruhme des däniſchen Volks hält. Keine Erzählung iſt wohl leicht ſeltſamer als dieſe. Denn in der ganzen Hiſtorie iſt kein einziges wahres Wort befindlich. Indeſſen rathe ich doch, dem allen ungeachtet, niemanden ab, dieſe Geſchichte zu leſen, weil der Verfaſſer ſelbige mit einer gewiſſen Unpartheilichkeit abgehandelt.

delt. Denn er unterläßt nicht, sowohl die Fehler Philipps des andern, als seine Tugenden, abzumahlen. Es ist gewiß schwer, den Charakter dieses Königs zu schildern, indem man in seinem Leben eine Vermischung von heroischen Tugenden und zugleich auch von häßlichen Lastern antrifft. Allem Ansehen nach hat seine Religion bloß in einer übertriebenen Orthodoxie und in einem blinden Gehorsam gegen den Pabst bestanden, dessen gute und böse Anordnungen er ohne Untersuchung blindlings und so genau befolgte, als ob es göttliche Befehle gewesen wären. Die Päbste aber unterließen nicht, sich dieses zu Nutze zu machen, und bedienten sich seiner als des bequemsten Werkzeuges, die so genannten Ketzer aufzusuchen, und dem Scheiterhaufen zu überliefern, worinnen dieser König alle Regenten übertroffen hat, die in der Historie zu finden sind. Und es ist wahrscheinlich, daß dieser unmenschliche Satz, der ihm eingeprägt worden, ihn auch angetrieben, seinen einzigen Sohn, und den Erben seiner Krone, Don Carlos, aufzuopfern, und daß die vielen Laster, welche man diesem Prinzen beylegte, entweder erdichtet, oder doch auch mit gar zu gehässigen Farben abgemahlet worden, um diesen Mord zu beschönigen. Denn der König konnte sich, durch eine solche unnatürliche That, den Weg zur Canonisation bah-

nen, und es war ihm genug, daß er nur bey dem Pabste wohl angeschrieben war, der den König als einen Heiligen abmahlte, und ihn die größte Stütze der christlichen Religion nannte, ungeachtet dem Pabste der wohlgegründete Verdacht nicht unbekannt war, daß der König, außer seinem Sohne, auch die Königinn, nebst seinem natürlichen Bruder, den Don Juan d' Austria, imgleichen viele andre große Herren heimlich umbringen lassen. Leti vergißt nicht, dieses, so wie die Tugenden des Königs, anzuführen. Denn Philipp der andre hatte, in Absicht auf die Regierungskunst, zu den damaligen Zeiten keinen, der ihm darinn gleich kam, und übergieng auch alle Regenten in dem Fleiße, den er auf die Regierungsgeschäfte wandte. Leti gründet übrigens seine Historie fast ganz allein auf italiänische und spanische Skribenten, als Campana, Bentivoglio, Strada u. a. m. weßfalls man sich um so viel weniger wundern darf, daß man daran so vieles auszusetzen findet. Ueberdem hat fast der halbe Theil des Werks mit der Geschichte Philipps des andern keine Verwandschaft; denn so oft ein Prinz, eine Prinzessinn, oder ein andrer großer Herr von einem Ort zum andern gereiset, so wird dieses auf das allerweitläuftigste beschrieben. Wenn man mit dergleichen Dingen die Historie anfüllen will,

so

so ist es nicht schwer, einen großen Folianten zu Wege zu bringen. Ich bin ꝛc.

Der
zwey und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Da ich nunmehro ein hohes Alter erreichet, und mich meinem siebzigsten Jahre nähere, auch die Schwachheiten vollkommen empfinde, die das Alter mit sich führet, so habe ich in diesen Tagen des Cicero Schrift de senectute mit der größten Aufmerksamkeit durchgelesen, um zu sehen, was für ein historischer Trost darinn für alte Leute enthalten seyn möchte. Die Gründe, welche Cicero in diesem Werke vorträgt, sind zwar wohl ausgesucht, die meisten aber halten doch keinen Stich, wo man sich nicht vorstellt, daß ein jeder alter Mann ein Cato ist, bey dem in seinem hohen Alter so wenig die Leibes- als Gemüthskräfte geschwächt worden. Weil aber wenige alte Leute in diesem Stücke so glücklich als Cato sind, so ist auch dieser Satz sehr schwer zu behaupten, und die Einwendungen, wel-

welche man dagegen macht, sind von der Stärke, daß sie durch keine Beredsamkeit können widerlegt werden. Cicero gestehet zwar, daß junge Leute mit mehrern Leibeskräften begabet sind, und ihre Geschäfte mit größerer Munterkeit ausrichten können. Er behauptet aber auch zugleich, daß alte Leute dem Lande mehr Dienste durch ihren guten Rath und erworbene Erfahrung leisten, und in dieser Absicht mit reifen, und zu ihrer Vollkommenheit gediehenen Früchten verglichen werden können. Weil aber die meisten alten Männer sowohl die Leibes- als Gemüthskräfte verliehren, und bey ihnen das Gesicht, das Gehör, das Gedächtniß und andre Sinnen täglich mehr und mehr abnehmen, so ist ihnen billig zu rathen, daß sie sich aller Verrichtungen entschlagen, wodurch sie sich nur dem Gelächter und der Verachtung unterwerfen. An statt also, daß man sie mit reifen Früchten sollte vergleichen können, so sind sie vielmehr solchen Früchten ähnlich, welche angegangen und beynahe verfault sind. Cicero läugnet ferner nicht, daß die Alten allerhand Krankheiten unterworfen sind, er sagt aber auch zugleich, daß die jüngern Leute hiervon eben so wenig befreyet sind, welches seine völlige Richtigkeit hat. Man kann aber hierauf antworten, daß die Jungen zwar krank werden können, die Alten aber würklich immer krank sind. Denn das Alter ist an und für sich selbst schon eine Krankheit

heit, ja ein Zusammenfluß aller Krankheiten, wohin auch das Sprüchwort zielet: senectus omnium malorum portus. Wollte man etwa sagen, daß die alten Leute, weil sie durch viele Krankheiten und mancherley Verdruß abgehärtet worden, die Widerwärtigkeiten besser, als junge Leute, ertragen könnten, so zeiget die tägliche Erfahrung gerade das Gegentheil. Denn wie die Schwachheiten im Alter zunehmen, so nimmt die Gedult bey den alten Leuten ab. Ein beständiges Klagen und Murren begleiten das Alter allenthalben. Ja, wie die reichsten Leute die geitzigsten sind, und die Armuth am meisten fürchten, so siehet man auch, aus unzähligen Beyspielen, daß die Alten am meisten zittern, wenn der Tod sich bey ihnen anmeldet. Denn das Alter ist natürlicher Weise furchtsam, ungeachtet man bey hohen Jahren am wenigsten zu fürchten hat. Das Alter findet fast an keiner einzigen Sache mehr ein Vergnügen, ja es ist ihnen dasjenige am meisten zuwider, woran sie vorher ihr gröſtes Vergnügen gefunden haben. Cicero rechnet dieses zwar unter die gröſten Vorzüge des Alters, weil solches dadurch von den sündlichen Wollüsten befreyet wird, denen die Jugend, zu ihrem Unglück und Verderben, unterworfen ist. Man kann dieses auch nicht läugnen. Aber alten Leuten ist auch ein anständiger und unschuldiger Zeitvertreib zuwi-

der. Anstatt daß sie vormals auf eine angenehme Art mit andern umgegangen, so scheuen sie nunmehro die Menschen. Ihre Munterkeit wird in ein murrisches Wesen, und ihre Freude in Sorge und Bekümmerniß verwandelt. Die Welt scheint ihnen verkehrter zu seyn, als sie wirklich ist. Was frisch und gesund ist, das sehen alte Leute als verfault an; der Magen will die Speisen nicht mehr verdauen, die Zähne sind stumpf, das Essen will ihnen nicht schmecken, der Schlaf bleibt aus, und sie haben keinen andern Trost zu hoffen, als den Tod, den sie unaufhörlich auffordern, daß er kommen soll, ungeachtet es doch ihr wahrer Ernst nicht ist, indem sie, wenn er sich einstellet, mit jenem Manne in der Fabel sagen, nicht ich, sondern mein Nachbar hat dich gerufen. Cicero führt noch diesen Trost für alte Leute an; daß alte Leute wegen ihrer grauen Haare von allen geehret, und hochgeschätzet würden. Aber die Erfahrung zeigt, daß sie vielmehr verachtet und verspottet werden, insonderheit wenn sie fortfahren ihr Amt zu verwalten, und die Lasten noch ferner übernehmen, die ihre schwachen Schultern nicht mehr tragen können. Ich habe Männer gekannt, die in ihren blühenden Jahren mit dem größten Ansehen in Gerichten gesessen, und deren Entscheidungen als Orakelsprüche angenommen worden; welche aber in ihrem Alter in den Gerichten nichts als bloße Statuen vorgestellet,

let, und deren Worte nicht anders, als ein bloſſer Schall ohne Bedeutung, angehöret worden. Eine jede Stadt iſt nicht wie Lacedämon geſinnet, wo ein alter Mann bloß deßwegen hochgeſchätzt ward, weil er alt war. An den meiſten andern Orten haben die alten Leute kein anderes Schickſal, als der Prophet Eliſa, den die muthwillige Jugend mit dem Namen Kahlkopf beehrte. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß man einen alten Mann einen alten Sauertopf nennet, und daß man von ihm ſagt, daß er wieder in die Kindheit gerathen, wenn er bisweilen der Jugend widerſpricht, ungeachtet ſeine Einwendungen bisweilen wohlgegründet ſeyn können. Unter die Vorzüge des Alters rechnet Cicero ferner das Vergnügen, welches betagte Leute haben, wenn ſie ſich ihrer vorigen, in der Jugend ſowohl als im männlichen Alter verrichteten, Thaten erinnern. Man fragte einmal einen Philoſophen, der 107 Jahre gelebt hatte, ob er müde wäre, ferner zu leben. Er antwortete: Ich habe mich über nichts in meinem Alter zu beſchweren, weil ich meine Jugend nicht gemißbrauchet habe. Aber dieſes gilt allein von einem Cato, deſſen jüngeres Leben eine Kette von lauter rühmlichen Thaten war, die von dem Glücke begleitet wurden. Bey den meiſten andern alten Männern aber hat die Erinnerung der vorigen Begebenheiten eine ganz andere Wirkung. Aus dieſer Urſache haben die al-

ten Heyden vorgegeben, daß die Verstorbenen, ehe sie in die glückseligen Wohnungen aufgenommen würden, vorher aus dem Fluß Lethe, trinken müßten, um alles zu vergessen, was ihnen hier auf der Welt begegnet, damit ihnen die Erinnerung ihres vorigen Lebens keine Bekümmerniß verursachen, und ihr künftiges Glück vermindern möchte. Man wird mir vielleicht vorwerfen, daß ich eben denselben Fehler begehe, den Cicero begangen hat. Denn, wie jener, durch das Beyspiel des Cato und verschiedener anderer alten Männer eben so seltene Exempel, die Vortheile und Vorzüge zu erweisen suchet, wodurch sich das Alter trösten kann, so wird man mir vorrücken, daß ich meinen Satz auf einen eben so falschen Grund baue, da ich, durch das Exempel einiger wenigen alten Männer, das Elend und den betrübten Zustand des Alters zu erweisen suche. Wenn man aber nur ein Verzeichniß, sowohl von der einen als von der andern Seite, machet, und die alten Leute, so wie man sie allenthalben findet, etwas genauer betrachtet, so wird man mit leichter Mühe wahrnehmen, daß das Verzeichniß sehr ungleich ausfallen wird. Denn wenn Cicero seinen Beweis von einigen wenigen und sehr selten anzutreffenden Menschen hernimmt, so habe ich auf meiner Seite eine Menge von sowohl verstorbenen annoch lebenden alten Männern, die ihre letzten Tage überaus elend und betrübt

zubrin-

zubringen. Ich rechne mich selbst unter die letzten, weil ich merke, daß meine Schwachheiten und meine kümmerlichen Umstände, je älter ich werde, immer mehr zunehmen so wie meine Gemüthskräfte abnehmen, daß ich gegenwärtig den kränklichen Zustand meines Körpers nicht mehr so muthig, wie vormals, ertrage. Indessen habe ich dennoch Ursache mit meinen Umständen zufrieden zu seyn, indem sich noch unzählige andere alte Männer finden, die noch weit größern Schwachheiten und Leiden, als ich, unterworfen sind, und sich in dem Zustande befinden, den Juvenalis folgendermaßen beschreibet.

Ille humero, hic lumbis, hic coxa debilis: ambos
Perdidit ille oculos, & luci invidet. Hujus
Pallida labra cibum capiunt digitis alienis,
Præterea minimus gelido jam corpore, sanguis
Febre calet sola &c.

Es erhellet demnach hieraus, daß man aus der Philosophie allein keinen besondern Trost für das Alter hernehmen könne, und daher trugen viele alte Römer und Griechen kein Bedenken, auf eine oder die andere Art ihr Leben zu verkürzen, wenn sie sahen, daß das Leben ihnen

bloß zur Last war, und sie der Republik weiter keine ersprießlichen Dienste leisten konnten. Die Religion ist demnach allein vermögend, uns bey hochgestiegenen Jahren zu trösten und aufzurichten. Denn was ist wohl mehr vermögend, einen Menschen zu erfreuen, und ihn gegen alle Widerwärtigkeiten zu stärken, als die Betrachtung des zukünftigen Lebens? Diese Betrachtung richtet einen Menschen eben so sehr auf, als ein Seemann vor Freuden ganz außer sich selbst gesetzt wird, der, nach ausgestandenem Sturm und Ungewitter, sich nahe bey dem Hafen siehet. Dieses Trostes, welches der einzige und wahre Trost ist, hat sich Cicero, als ein Heyde, aus Mangel der Offenbarung, nicht bedienen können. Wollte Gott, daß dieser Trost nur bey erleuchteten Christen immer die Wirkung haben möchte, die er billig haben sollte! Aber man siehet leyder aus der Erfahrung, daß der Glaube und das Vertrauen bey den meisten viel schwächer ist, als sie selbst glauben. Ein jeder sagt: Ich glaube ein zukünftiges besseres Leben, ja ich bin davon vollkommen überführet. Wenn aber die letzte Stunde eintritt, die dem Leiden ein Ende macht, und die Thüre zu den glückseligen Wohnungen öffnet, so bittet man doch noch beständig um Aufschub. Dieses Bedenken scheint zwar dem menschlichen Geschlecht, insonderheit erleuchteten Christen, zu nahe zu treten. Aber was hilft es, der Erfahrung zu wider-

spre-

ſprechen, und dasjenige zu läugnen, wovon man durch tägliche Exempel überzeugt wird? Indeſſen finden ſich dennoch einige, welche die Ankunft des Todes, als eine fröliche Botſchaft, anſehen. Sollte aber auch wohl hierunter eine Verſtellung verborgen liegen? Sollte dieſe Freude auch wohl aufrichtig, und nicht bloß zu dem Ende angenommen ſeyn, um einen Heldenmuth zu zeigen, der aus der Noth, wie man zu reden pflegt, eine Tugend macht? Man könnte leicht die Probe machen, wenn man ſolchen Menſchen in den letzten Zügen die Verſicherung eines längern Lebens zu geben im Stande wäre. Allein was ſage ich? dieſe Probe iſt ſchon oft mit ſolchen Menſchen gemacht, die zum Tode verurtheilet worden, und mit einer heldenmüthigen Standhaftigkeit dem Tode entgegen gegangen ſind, welche aber, wenn ihnen das Leben unvermuthet geſchenket worden, für Freude in Ohnmacht gefallen ſind, und ſich dadurch ſelbſt verrathen haben. Ein griechiſcher Opferprieſter ſuchte einen jungen Lacedämonier wider die Furcht des Todes aufzurichten, und ſtellte ihm zu dem Ende die Freude des zukünftigen Lebens vor. Der junge Lacedämonier aber antwortete ihm: weil du ſo vollkommen davon überzeugt biſt, warum ſtirbſt du denn ſelbſt nicht? Eben dieſes kann man auch zu denen ſagen, die ſich

mit ihrem ſtarken Glauben ſo groß machen: warum fürchtet ihr euch denn ſo ſehr für dem Tode? Dieſe Materie verdiente weitläuftiger ausgeführt zu werden; aber ich will es für dießmal dabey bewenden laſſen; und nur bloß der Frau von Lamberth ſinnreiche Gedanken über das Alter anführen. Sie druckt ſich folgendergeſtalt aus. Sobald die Jugend entweicht, ſo fallen auch alle Entſchuldigungen weg, die man wegen der Fehler, die man begeht, ſonſt zu machen gewohnt iſt. Denn da die vorige Annehmlichkeit verſchwindet, welche unſre Fehler bisher bedecket, ſo wird unſer Vergehen nach der Strenge nunmehro beurtheilet. Ein alter Mann muß daher genau auf ſich ſelbſt achten, und ſowohl ſeine Reden, als ſeine Aufführung und ſeine Kleidertracht alſo einrichten, daß er ſich dadurch keinem billigen Tadel ausſetzet. Nichts iſt wohl leicht ungereimter, als wenn man durch äußerliche Zierrathen die Anmuth wieder zuwegebringen und erhalten will, die uns verläßt, ſobald das Alter eintritt. Wenn man es freywillig geſtehet und einſiehet, daß man alt iſt, ſo wird das Alter einem wirklich

erträg-

erträglicher. Insonderheit aber ist es ein großes Unglück für das Frauenzimmer, welches angenehm und schön in der Jugend gewesen, wenn sich dasselbe einbildet, daß es auch noch im Alter schön und angenehm sey. Das Frauenzimmer muß vielmehr alsdenn eine Stellung annehmen, die sich auf ihren gegenwärtigen Zustand schicket. Nichts ist unanständiger, als wenn man sich annoch im Alter bey glänzenden Versammlungen und in den Schauspielen einfindet, wo man sich kein Ansehen mehr geben, und kein Angesicht mehr zeigen kann, welches blendet, und die Anwesenden in Entzückung zu setzen, vermögend ist. Im Alter wird der Geschmack in Absicht auf das angenehme und widerliche mehr geschärft, denn sobald die Jugend fliehet, so wird der Schmerz verdoppelt, und die Lust vermindert. Ich bin ꝛc.

Der drey und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe bey verschiedenenen Gelegenheiten bereits meine Gedanken über die neuen Schauspiele eröffnet, die seit den Zeiten des Moliere ans Licht getreten, und zugleich auch die Ursachen angezeiget, woher dieser Unterscheid unter den Schauspielen der vorigen und der gegenwärtigen Zeiten rühre. Hauptsächlich ist der schlechte Geschmack der heutigen Zuschauer Schuld daran, nach welchem sich diejenigen, welche Schauspiele schreiben, zu richten gezwungen sind, die also, falls ihre Arbeit gefallen soll, nothwendig schlechte Stücke verfertigen müssen. Inzwischen muß man doch auch dieses gestehen, daß die Gabe, Schauspiele zu schreiben, nur bey sehr wenigen gefunden wird, ungeachtet sich ein jeder heutiges Tages damit befasset, ohne im geringsten zu überlegen, daß dazu eine ganz ausnehmende und angebohrne Geschicklichkeit erfordert werde, und daß kaum ein ganzes Jahrhundert einen

ſolchen Geiſt, als Moliere war, hervorzubringen vermögend ſey. Man kann überdem auch noch eine andere Urſache angeben, weßfalls heutiges Tages ſo viele ſchlechte Schauſpiele ans Licht treten. Wie Moliere anfing Comödien zu ſchreiben, ſo hatte man bereits einen großen Vorrath von ſpaniſchen und italiäniſchen Comödien, welche, ungeachtet ſie nicht regelmäßig waren, dennoch Anlaß gaben, gute Schauſpiele zu verfertigen, ſo daß Moliere ſolche bloß in eine andre Form gieſſen durfte, welches er auch mit einer ſo großen Geſchicklichkeit bewerkſtelliget, daß, ungeachtet ſeine Comödien keine Originale ſind, ſelbige dennoch dafür angeſehen werden können. Aus dem Verzeichniſſe, welches Riccoboni von den alten ſpaniſchen und italiäniſchen Comödien gemacht hat, ſiehet man, daß die meiſten Charaktere, deren ſich die Comödienſchreiber bedienen können, darinn ausgeführt worden, und daß Moliere daher die Materie faſt zu allen ſeinen Schauſpielen entlehnet: Solchergeſtalt iſt ſein Etourdi eine Nachahmung des italiäniſchen Stückes, Inavertito, deſſen Verfaſſer Nicolo Barieri iſt. Sein Stück, Depits amoureux, iſt nach einem italiäniſchen Schauſpiel, Gli ſtegni amoroſi, eingerichtet. Das Stück, Le Medecin malgré lui, iſt aus einem alten italiäniſchen Stück, Arlichino Medico Volante,

lante; der Tartuffe aus dem Stücke, il Dottore Bachettone; L'ecole des Maris und George Dandin aus zweyen alten Stücken, der Hahnrey in der Einbildung und Arlichino Cornuto par opinione; das Stück Festin de Pierre aus einem spanischen Schauspiel, und seine beyden Hauptstücke, der Geitzige und Amphitryon, aus dem Plautus u. s. f. entlehnet, daß also Moliere sehr wenige Comödien geschrieben hat, worinn er nicht einen gebahnten Weg vor sich gefunden, ungeachtet man dabey gestehen muß, daß er diese Schauspiele solchergestalt umgekleidet, daß man sie für Originale halten kann. Man siehet indessen doch hieraus, daß es für die neuern Comödienschreiber überaus schwer sey, gute Schauspiele zu verfertigen. Denn die vornehmsten Charaktere sind bereits so ausgearbeitet, und diejenigen, welche einen Versuch gemacht haben, die von Moliere und einigen wenigen andern so wohl ausgeführten Charaktere zum Muster neuer Schauspiele zu wählen, haben selbige nur verstellet, weil ihnen der Geist des Moliere gefehlet. Niemand kann hievon besser urtheilen, als ich selbst, der ich dreyßig Schauspiele verfertiget habe. Am beschwerlichsten ist es mir gewesen, solche Charaktere ausfündig zu machen, welche von andern noch nicht ausgeführt worden. Meine Bemühung ist indessen doch nicht ver-

vergebens gewesen, wie solches aus folgendem Verzeichnisse von den von mir verfertigten und gedruckten Schauspielen erhellet. Der politische Kanngießer, oder der Staatsmann in seiner eignen Einbildung. Die Wankelmüthige, welches Stück viel älter ist, als der Irresolu des de Touche. Der schwazhafte Valbier. Die Wochenstube, worinn die vielen Unbequemlichkeiten gezeiget werden, die mit den Wochenbesuchen verbunden sind. Der Goldmacher, oder das arabische Pulver. Ulysses, in welchem Stücke über die unförmlichen und unregelmäßigen Schauspiele gespottet wird. Melampe, welches Stück eine Satyre über die Trauerspiele ist, und worinn eine lächerliche Materie in hochtrabenden Versen ausgeführt wird. Das Schauspiel, welches den Titul führet, ohne Kopf und Schwanz, worinn gezeigt wird, wie die Menschen, wenn sie sich bey den Reformationen, die sie vornehmen, nicht wohl vorsehen, aus einem Extremo in das andre gerathen. Der blinde Lärm, welches zeigt, wie eine Kleinigkeit ein ganzes Land in Bewegung setzen, und wie die Lügen durch Zusätze vermehret werden können. Die Comödien, der Geschäftige, und der erlaubte Ehrgeiz oder die Rangsucht, worinn die Kunstgriffe gezeigt werden, wodurch die Menschen ihren Ehrgeitz zu beschönigen suchen. Ferner

das

das Stücke, welches den Titul führet, Don Ranudo, oder Armuth und Hoffart. Dieſes ſind die gedruckten Schauſpiele, worinn jederzeit ein beſonderer Charakter abgehandelt worden. Die andern Comödien ſind Plutus, wozu mir zwar der alte griechiſche Poet Ariſtophanes die Anleitung gegeben, allein beyde Stücke haben doch ſonſt keine Aehnlichkeit mit einander, indem ich in dem von mir verfertigten Schauſpiel einen ſeltenen und paradox ſcheinenden moraliſchen Satz ausgeführet, daß ſelbiges daher als ein Original angeſehen werden kann. Hiezu kommen noch die beyden Stücke, von denen ich das eine den Philoſophen in der Einbildung; und das andere, Publicum oder das gemeine Beſte genannt, und darinn über die Projektmacher geſpottet habe. In den mehreſten Schauſpielen, die ich ausgearbeitet, iſt zwar eine luſtige Geſchichte enthalten, aber allenthalben herrſcht doch auch zugleich die Critik und eine geſunde Moral, ſo daß ich verſichert bin, daß dieſe Arbeit einem Philoſophen und einem alten Manne nicht unanſtändig geweſen. Ich bin ꝛc.

Der

Der
vier und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meinen verglichenen Geschichten den Unterschied angemerkt, der sich unter einem streitbaren und siegreichen Fürsten, und unter einem Helden befindet, und daß der erste den Namen eines Helden nicht mit Recht führen könne, ungeachtet man ihm denselben fast jederzeit beylegt. So habe ich, wie ich das Leben des Ziska und Skanderbegs erzählet, geurtheilet, und behauptet, daß der letztere allein den Namen eines Helden verdiene, weil seine Tapferkeit allemal durch Tugend und Aufrichtigkeit unterstützet worden. Und wenn dieser Name auf solche Art eingeschränkt wird, so wird die Liste der Helden bey weitem so groß nicht seyn, als sie insgemein angegeben wird. Denn es werden nur sehr wenige gefunden, welche diese beyden Eigenschaften in einem gleichen Grad besitzen. Der große Feldherr Turenne gehört in diese Classe, weil er ein eben so tugendhafter Mann, als großer General, war,

und

und die Historie zeigt uns noch einen Fürsten, der bereits in seinem mittlern Alter den größten Helden beygezählt zu werden verdienet. Dieses ist Eduard, Prinz von Wallis, ein Sohn Eduard des dritten, der insgemein sonst auch der schwarze Prinz genannt wird. Dieser Eduard übernahm das Commando über das englische Kriegsheer, da er nicht viel über sechszehn Jahre alt war, und erhielt, mit einer Handvoll Volck, zweene große Siege über die so zahlreichen französischen Truppen. Was für erhabene Gedanken dessen eigner Vater, der König Eduard, von seinem Sohne gehabt, erhellet aus folgender Geschichte. Wie man ihm in der Schlacht bey Creey meldete, daß er seinem Sohne unverzüglich zu Hülfe kommen müßte, weil derselbe dergestalt von den Feinden umringet sey, daß keine Hoffnung zur Rettung übrig wäre, so erkundigte sich der König bloß, ob sein Sohn annoch am Leben sey, und wie man ihn dieses versicherte, so antwortete er: **Saget meinem Sohne, daß ich wegen des Ausfalls der Schlacht ganz unbekümmert bin, so lange er annoch lebet.** Die Geschichte sagt, daß die hohen Gedanken, welche der Vater von ihm geheget, seine natürliche Tapferkeit verdoppelt, dergestalt, daß er sich selbst übertroffen, und wie ein Löwe so lange gefochten, bis er mit seinen wenigen Truppen einen vollkommenen Sieg davon

von getragen. In der letzten Schlacht bey Poictiers erhielt er mit 12000 Mann einen vollkommenen Sieg gegen 60000 Franzoſen, die von ihrem Könige Johannes ſelbſt angeführet wurden, welchen König er zugleich gefangen mit ſich nach England brachte. Die meiſte Ehre aber erwarb ihm ſein Bezeigen, welches er gegen den gefangenen König beobachtete. Wie derſelbe den Abend nach der Schlacht in dem Zelte des Prinzen ſpeiſete, ſo wollte ſich der Prinz durchaus nicht mit an die Tafel ſetzen, ſo ſehr der König ihn auch darum bat, ſondern er blieb ſtets hinter des Königs Stuhl als ein Aufwärter ſtehen, und ſuchte denſelben in ſeinem Unglück aufzurichten, da er zu ihm ſagte: Er, der König, habe bey dieſer Schlacht genugſam gezeiget, daß er ſowohl ein guter General als Soldat ſey, die Schlacht ſey auch nicht durch ſein Verſehen verlohren gegangen, ſondern alle Engländer wären Zeugen von ſeiner Klugheit und Tapferkeit, es ſey aber Gott allein, der den Sieg austheile. Dieſe Mäßigung und dieſe Sanftmuth des Prinzen preßte dem gefangenen Könige Thränen aus den Augen, und derſelbe konnte ſich nicht enthalten, zu dem Prinzen zu ſagen: Da mir dieſes Unglück wiederfahren iſt, ſo gereicht es mir zu keinem geringen Troſte, daß ich in die Hände eines ſo edelmüthig geſinnten Fürſten gefallen bin. Wie der gefangene König nach London gebracht

ward, so hielte derselbe seinen Einzug auf einem prächtig ausgezierten Pferde; der Prinz aber sahe einem Stallknechte nicht unähnlich, da er an seiner Seite auf einem kleinen schwarzen Pferde ritte. Eine solche Aufführung ließ Prinz Eduard auch in allen andern Dingen blicken, weßfalls sein Charakter in der Historie auch folgendergestalt abgebildet wird. Prinz Eduard war der vortrefflichste Herr, den England jemals hervorgebracht hat. Er besaß alle Tugenden in einem hohen Grad. Er war ein eben so guter Soldat, als geschickter General. Er war tapfer, ohne dabey hitzig zu seyn. Er war den Feinden im Felde eben so fürchterlich, als er im Umgange freundlich und sanftmüthig war, und besaß eine Demuth, die bey allen und jeden eine Bewunderung erweckte. Seinem Vater war er gehorsam, und bewieß gegen denselben eine solche Unterthänigkeit, als ein Bedienter seinem Herrn nur immer leisten kann. Er war edelmüthig und freygebig, und belohnte mit einem innerlichen Vergnügen die Tugenden und Verdienste, wo er sie antraf. Diese großen Eigenschaften verursachten, daß er so wohl von den Engländern als von den Fremden geliebt und bewundert ward. Insonderheit schätzte ihn der König von Frankreich, ein Sohn des gefangenen Königs Johannes, so hoch, daß er sein Leichbegängniß zu Paris mit der größten Feyerlichkeit begieng, und demselben in eigner Person beywohnte, ungeachtet er sonst ein geschworner Feind von

Eng-

England war. Ein jeder Herr, der also gesinnet, und dessen Aufführung solchergestalt beschaffen ist, verdient mit dem vollkommensten Rechte den Namen eines Helden. Ich bin ꝛc.

Der
fünf und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich bin ihnen gar sehr verbunden, daß sie an mich gedenken, und sich in ihrem letztern Schreiben nach dem Zustande meiner Gesundheit erkundigen wollen, wie solche in dem letzt abgewichenen Winter beschaffen gewesen. Ich habe nach meiner alten Gewohnheit eine drey monatliche Schwachheit ausgestanden, und es scheint, daß ich alle Winter hinführo drey Monate krank seyn werde. Sie glauben zwar, daß die Vorstellung und Einbildung sehr vielen Antheil an meiner Krankheit habe. Ich will dieses nicht streiten, aber es mag nun die Einbildung daran Theil haben oder nicht, so bin ich doch wirklich krank. Denn die Krankheit, die von der Einbildung herrühret, ist eine wirkliche Krankheit, und oft gefährlicher als eine Krankheit, die andre Ursachen zum Grunde hat, denn

keiner, der gesundes Geblüt und frische Säfte hat, kann aus Einbildung krank werden, und die Erfahrung zeigt, daß wenn der Leib sich wohl befindet, das Gemüth gleichfalls im guten Stande sey; dahero ist auch die Comödie, der Kranke in der Einbildung, mehr sinnreich als gegründet. Die hauptsächlichste Einwendung, welche man hiergegen machen kan, besteht darinn, daß die eingebildeten Kranken über alles unruhig werden, was nicht ihnen allein, sondern allen Menschen, täglich begegnet, u. von der Beschaffenheit ist, daß die Kranken sich selbst entsetzen, ihre darüber geschöpfte Unruhe zu erkennen zu geben. Aber eben eine solche Zärtlichkeit bey geringen Vorfällen verursachet, daß die Krankheit dadurch nach immer empfindlicher wird. Denn wenn man eine große Widerwärtigkeit erlebet, die das Blut und die Säfte eines jeden in Bewegung bringet, so schickt man sich einigermaßen darein, weil man eine wichtige Ursache hat sich zu grämen, und es gereichet einem zum Troste, daß der Schmerz, den man empfindet, einem jeden zu Herzen gehet. Wenn aber Kleinigkeiten das Gemüth niederschlagen, und den Leib in Unordnung bringen, so wirft man sich selbst seine Schwachheit vor, wodurch denn das Leiden um so viel empfindlicher vermehret wird. Das dieses sich wirklich also verhalte, und die Beschaffenheit des Leibes hieran den meisten Antheil habe, solches bezeugt die tägliche Erfahrung. Denn eben dieselben Menschen, welche bisweilen durch

klei-

kleine und geringe Beschwerlichkeiten beunruhiget werden, sind zu einer andern Zeit, wenn sich dieselben wieder eräugnen, ganz unbeweglich. Ich habe einen Mann gekannt, welcher, weil er einmal in einem gewissen Hause in der Seadt krank geworden war, immer dieselbe Krankheit fühlte, so oft er dieses Haus wieder betrat. Das letztere rührte von der Einbildung her. Aber die Einbildung hätte doch diese Wirkung nicht hervorbringen können, wenn nicht in dem Geblüte und in den Säften ein Fehler vorhanden gewesen wäre, der dieses verursachet hätte. Und da dieses sich also verhält, so scheint die von mir angeführte und dem ersten Ansehen nach etwas paradox klingende Meynung nicht so gar ungegründet zu seyn, daß die Krankheiten, die man insgemein dem Gemüthe zuschreibt, durch Kräuter, Pulver und Tropfen vertrieben, und daß der Geitz, die Ehrsucht u. d. durch eine wohlangebrachte Salivation, wo nicht gänzlich gehoben, doch wenigstens vermindert werden können. Ich bin ꝛc.

Der sechs und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich statte ihnen für die mir zugeschickten Memoires de Brandenbourg den gehorsamsten Dank ab. Ich habe wenige Schriften mit einem solchen Vergnügen durchgelesen, und halte dieses Werk, so wohl in Absicht auf die Schreibart, als auch in Absicht auf den Inhalt, für ein Meisterstück, indem man daraus weit mehr lernet, als aus vielen andern dicken Folianten, worinn die Geschichte andrer Länder beschrieben werden. Der Verfasser hat, bey der Verfertigung dieser Schrift, das Muster der alten Geschichtschreiber vor Augen gehabt. Alles was man darinn findet, ist merkwürdig, und kann nicht zu oft gelesen werden. Nichts ist aber mehr zu bewundern, als die Unpartheylichkeit, welche allenthalben darinn hervorleuchtet, so daß, wenn diese Schrift nicht von einem großen Regenten verfasset worden, dem man solche insgemein zuschreibt, so scheint es doch, daß solche nicht aus einer andern, als einer erhabenen Feder habe fließen können. Weil indessen doch der Geschmack der Leser verschieden ist, so haben sich doch verschiedene gefunden, welche sich an einige

ge darinn befindliche Stellen geſtoſſen; worinn ich aber denenſelben nicht beytrete. Denn mich dünkt, daß der erhabene Verfaſſer dieſer Schrift dadurch zeigen wollen, wie eine Geſchichte müſſe abgefaſſet werden. Und man kann mit Wahrheit ſagen, daß zu unſern Zeiten nichts nothwendiger iſt, da die Hiſtorien, welche gegenwärtig ans Licht treten, faſt in keinem Stücke von den Leichenpredigten unterſchieden ſind, indem ſie nichts als heuchleriſche Schmeicheleyen enthalten, die man nicht ohne Aergerniß und Ekel leſen kann, und in Abſicht auf das unnütze und überflüſſige Zeug, welches darinn vorkommt, mit den waſſerſüchtigen Leibern verglichen werden können, die durch ungeſunde und überflüſſige Säfte aufgetrieben worden. Bey ſo bewandten Umſtänden war es demnach ganz natürlich, daß viele über eine Schrift in Verwunderung gerathen müſſen, die auf eine ganz ungewöhnliche Art eingekleidet war, und zu einer Zeit ans Licht trat, da man der Wahrheit den Namen einer Satyre beyleget, und den Grundſatz feſtgeſetzt, daß man von den Verſtorbenen nichts Uebels reden oder ſchreiben, noch die Fehler ſeines Geſchlechts und ſeiner Anverwandten aufdecken müſſe. Solche Urtheile mußte man freylich vermuthen. Wie übel gegründet dieſelben aber ſind, ſolches erhellet daraus, daß der erhabene Verfaſſer der oberwehnten Schrift dennoch nicht unterläßt, dasjenige zu rühmen, was gerühmt zu werden verdienet, und daher den

Churfürsten Friedrich Wilhelm allen Regenten zum Muster darstellet. Ich meines Theils vertausche diese Schrift nicht gegen alle dicke Folianten des Theatri Europäi, und wünsche nichts sehnlicher, als daß viele dergleichen Schriften ans Licht treten mögen; denn solche Werke können der Historie das Ansehen wieder geben, welches dieselbe zu unsern Zeiten verlohren hat, da das historische Studium, welches an und für sich selbst das nützlichste und wichtigste ist, durch die elenden Geschichtschreiber in Verachtung gerathen. Ich bin ꝛc.

Der
sieben und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe an verschiedenen Orten der streitigen Erzählungen Erwehnung gethan, die in den ältesten Historien angetroffen werden, und welche bey denen, welche selbige lesen, nothwendig einen Ekel erregen müssen. Denn die Verschiedenheit ist so groß, daß man in gewissen Historien nicht die geringste Uebereinstimmung unter den alten Skribenten findet, und ich halte deßwegen die Zeit, die man darauf wen-

wendet, für verlohren. Man behauptet zwar, daß, wenn man einen Bericht mit dem andern vergleichet, man doch einigermaßen zu einer Art der Gewißheit gelangen könne. Aber der Widerspruch ist oft so groß, daß die darauf gewandte Arbeit gänzlich vergebens ist. Ich habe in diesen Tagen des Photii Bibliothek gelesen, wo ich bey dem Apollodorus Grammaticus folgenden Bericht von Troja finde. Wie Paris mit Tode abgegangen war, so stritten die beyden Söhne des Priamus, nämlich Helenus und Deiphobus, um die Helena. In diesem Streite behielt Deiphobus, als der stärkste die Oberhand. Helenus ward darüber so ungedultig, daß er auf den Berg Ida flohe. Hier ward er, auf Anstiften des Calchantis, von den Griechen aufgehoben, welche eben damals Troja belagerten, und offenbarte denselben, entweder weil er durch Drohungen dazu gezwungen ward, oder auch weil er der belagerten Stadt feind war, daß die Götter beschlossen hätten, daß Troja nicht anders, als durch ein hölzernes Pferd, eingenommen werden könnte. Das übrige stimmt eben so wenig mit demjenigen überein, was andre Schriftsteller hievon berichten. Ich bedaure demnach alle diejenigen, welche sich in dergleichen Alterthümer vertiefen, und verdenke es niemanden welcher glaubt, daß der trojanische Krieg ein bloßes Gedicht sey. Das schlimmste hiebey ist, daß das ganze Studium so schwer, als unnütz ist,

und daß oft die scharfsinnigsten Köpfe, welche durch ihre Bemühungen den schwersten Stellen ein Licht hätte anzünden können, sich ganz hierinn vertiefen, und als grundgelehrte Männer angesehen werden, da doch ihre ganze gründliche Gelehrsamkeit darin bestehet, daß sie Dinge zu erforschen suchen, von denen man Ursache zu zweifeln hat, ob sie jemals sich zugetragen haben oder da gewesen. Ich habe allenthalben dergleichen Widerspruch bey den Apollodorus wahrgenommen, und es ist nicht zu zweifeln, daß er seinen Bericht auf die Erzählung älterer Skribenten gegründet, indem er sich auf die Erforschung der Alterthümer legte, und daher den Beynamen Grammaticus erhielt, welcher Name damals eben die Bedeutung hatte, die man gegenwärtig mit dem Namen eines Antiquarii verbindet. Ich bin ꝛc.

Der

Der
acht und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Sie erkundigen sich bey mir nach der Ursache, weßfalls man bisher das von mir verfertigte Schauspiel, welches den Titel führet, ohne Kopf und Schwanz, auf unsrer Schaubühne noch nicht vorgestellet. Ich kann ihnen davon die Ursache nicht anzeigen. Denn das Stück ist mit lustigen und angenehmen Stellen angefüllet, und enthält zugleich die wichtigste Moral, die jemals in einem Schauspiel vorgetragen worden. Denn es handelt von denjenigen, die, bey einer angenommenen Reformation, aus einem Extremo in das andere fallen, wovon die Historie viele Beyspiele an die Hand giebt. Man hat wahrgenommen, daß Personen, welche vormals übertrieben keusch gewesen, in die äusserste Ausschweifungen gerathen, daß feige Leute verwegen, und fromme Personen grausam geworden, ja daß eine ausserordentliche Gottseligkeit sich in die größte Ruchlosigkeit verwandelt, so daß man immer in Furcht stehen muß, wenn eine gar zu heftige Leidenschaft einen Menschen beherrschet. Ich will,

um

um dieſes zu beweiſen, nur eine einzige Geſchichte anführen, welche der Abt St. Pierre aufgezeichnet. Der Abt von Vatteville, welcher, wie einige glauben, ein Bruder von dem ſpaniſchen Ambaſſadeur in England, dem Baron von Vatteville oder Batteville, geweſen, ward in ſeiner Jugend einmal während der Predigt, welche von der Hölle handelte, von einer ſolchen Furcht überfallen, daß er ſich in ein Capuciner-kloſter begab, um daſelbſt ſtrenge Buße zu thun. Weil ihm aber dieſes noch nicht hinlänglich zu ſeyn ſchien, indem er glaubte, daß Gott annoch eine größere Andacht von ihm forderte, ſo beſchloß er, den ſtrengſten geiſtlichen Orden anzunehmen, und ſich in ein Carthäuſerkloſter zu begeben. In dieſem letztern Kloſter blieb er drey bis vier Jahr, und führte mittlerzeit ein erbauliches Leben. Endlich aber ward er der hier herrſchenden Strenge überdrüßig, und die Welt fieng an ihm wieder zu gefallen. Dieſe neue Leidenſchaft nahm ſo ſehr überhand, daß er auf Mittel und Wege bedacht war, aus dem Kloſter zu entfliehen, worauf er ſich einen fremden Namen zu geben, und ſein Glück im Kriege zu verſuchen gedachte. Wie er aber eben im Begriff war, über die Kloſtermauer zu ſpringen, ſo ward er von dem Prior überraſchet, der alle ſeine Beredſamkeit anwandte, um ihn von ſeinem Vorhaben abwendig zu machen. Wie derſelbe aber dadurch nichts bey ihm auszurich-

ten

ten vermögend war, ſo ſuchte er Gewalt zu gebrauchen. Vatteville aber ſtach ihm einen Dolch in den Leib, und wie der Prior davon todt zur Erden nidergeſunken war, ſo nahm er ungehindert die Flucht. Er begab ſich hierauf ſogleich in ein Wirthshaus, worinn nur eine kleine Kammer war, in welcher zwey Betten ſtunden. Wie er dieſe Kammer gemiethet, und die Mahlzeit beſtellet hatte, ſo langte in eben demſelben Wirthshauſe ein Officier an, der gleichfalls daſelbſt zu eſſen und zu ſchlafen verlangte. Der Wirth antwortete, daß die einzige Kammer, welche im Hauſe befindlich wäre, bereits von einem andern gemiethet worden, er zweifle aber nicht, daß dieſer Fremde ihm ein Nachtlager in dem zweyten ledigen Bette verſtatten würde, wenn er denſelben darum begrüßte. Der Officier bat hierauf den Vatteville, ihm dieſes zu erlauben, er erhielt aber eine abſchlägige Antwort, und Vatteville brauchte die Entſchuldigung, daß er nicht ſchlafen könnte, wenn jemand neben ihm in der Kammer ſchliefe. Der Officier ward dadurch heftig aufgebracht, und wollte ſich im Anfange mit Macht in die Kammer drängen, er bedachte ſich aber nachgehends wieder, und ſchlief des Nachts auf dem Stroh. Wie Vatteville an dem folgenden Morgen dem Officier auf dem Hofe begnete, ſo redete er denſelben folgendergeſtalt an: Was urtheilen ſie, mein Herr, von meiner geſtrigen Aufführung? Der Officier antwortete, ich kann nicht anders urtheilen, als daß

ſie

ſie ſich ſehr unhöflich aufgeführet. Vatteville verſetzte: Ich wünſchte, daß ſie ſich deßwegen an mir rächen möchten. Der Officier erwiederte hierauf: Man hat keine Ehre davon, wenn man ſich an Prieſtern und Aebten rächete. Vatteville antwortete, das hat nichts zu ſagen, mein Diener hat zwo Piſtohlen und einen Degen, laſſen ſie uns unſer Glück gegen einander verſuchen. Der Officier konnte dieſe Ausforderung nicht abſchlagen; er ward aber von Vatteville erſtochen, der hierauf gleich ſeine Zuflucht zu einem von ſeinen Anverwandten nahm, und von demſelben mit Kleidern, Gelde und Empfehlungsbriefen nach Madrit verſehen ward. Auf dem Wege nach Madrit ſchwächte er eine Jungfrau, welcher er die Ehe zuſagte, die er aber nicht zu vollziehen gedachte. Wie er in Madrit ankam, ſo ließ er ſich Ritter Hautecour nennen. Währender Zeit, daß er in Madrit Dienſte ſuchte, gerieth er mit einem vornehmen Herrn in einen Streit, und erſtach denſelben. Und weil der Erſtochene ein Sohn eines Grand d'Eſpagne war, ſo flohe er in eine kleine Stadt, worinn ein Nonnenkloſter befindlich war, deſſen Aebtiſſinn zu ſeiner Anverwandtſchaft gehörte. Hier verliebte er ſich in eine Nonne, und unterhielt mit derſelben einen geheimen Briefwechſel. Wie aber die Aebtiſſinn davon Nachricht erhielte, ſo mußte er dieſen Ort wieder verlaſſen; Er entführte aber zu gleicher Zeit die Nonne, in welche er ſich verliebt hatte, und langte mit derſelben

glück-

glücklich in Liſſabon an. Hieſelbſt ſchiffte er ſich auf ein Fahrzeug ein, welches nach Smirna beſtimmt war, an welchem Orte die Kloſterjungfrau mit Tode abgieng, und dieſes war der einzige Verluſt, welcher dieſem Grauſamen zu Herzen gieng. Er begab ſich hierauf nach Conſtantinopel, wo er eine Stelle unter den türkiſchen Truppen zu erhalten ſuchte, und ließ ſich ohne Mühe bereden, den mahometaniſchen Glauben anzunehmen. Dieſes ward ihm als ein Verdienſt angerechnet, und er erhielt einen anſehnlichen Poſten in der türkiſchen Armee, daß er auch im Stande war, ſechs Sclavinnen zu halten. Wie aber der Aga, der ſein Beförderer geweſen war, mit Tode abgieng, und der andere Aga, der wieder des vorigen Stelle erhielte, ſein Freund nicht war, ſo bemühete ſich Vatteville eine Gelegenheit ausfündig zu machen, um wieder nach ſeinem Vaterlande zu kommen. Dieſes aber konnte nicht eher geſchehen, als bis er bey dem Pabſte die gehörige Diſpenſation ausgewirket, und von demſelben die Freyheit erhalten hatte, nicht wieder in ſein Kloſter zurück kehren zu dürfen. Er wandte ſich daher an den Pabſt, und gab vor, daß er ein büßender Sünder ſey, und daß ſein Gewiſſen ihm nicht erlaubte, ſich länger unter den Feinden des chriſtlichen Namens aufzuhalten. Er berichtete zugleich alles, was ihm wiederfahren war, und erbot ſich zu aller Pönitenz, die der Pabſt ihm auflegen würde. Zu gleicher Zeit fertigte er auch Briefe

an

an den König von Spanien, und an den kayserlichen General in Ungarn ab, und versprach, daß, wenn sie sein Begehren bey dem Pabste unterstützen würden, er ihnen vier tausend Türken, die unter seinem Commando stünden, aufopfern wollte. Dieser Antrag ward angenommen, und nachdem er alles erhalten, was er verlangt hatte, so stellte er seine Völker an einen solchen Ort, daß sie nothwendiger Weise alle aufgeopfert werden mußten. Hautecour, oder wie sein eigentlicher Name war, Vatteville, kam solchergestalt nach seinem Vaterlande zurücke, wo er mit reichen Einkünften begnadiget ward, und nach der Zeit in Ruhe und Wohlstand lebte, bis er endlich im Jahr 1702 mit Tode abgieng. Man kann aus dieser Geschichte sehen, daß viele, welche durch einen gar zu starken Affekt der Devotion eingenommen worden, überaus leicht auf allerhand Abwege zu gerathen vermögend sind. Man kann aber auch zu gleicher Zeit daraus abnehmen, daß diejenigen ganz unverantwortlich handeln, welche ihren Kindern erlauben, das Klosterleben zu erwählen, ehe sie ein solches Alter erreicht haben, daß sie sich selbst prüfen und untersuchen können, ob sie auch im Stande sind, der Welt zu entsagen. Ein gewisser Schriftsteller nennet die unzeitige Begierde zum Klosterleben die Blattern des Gemüths, von welchen diejenigen oft überfallen werden, die zwischen 15 bis 18 Jahren sind. Endlich wird hiedurch dasjenige bestärket, was ich bereits vordem

dem geschrieben, von einigen aber getadelt worden, nämlich, daß die Strafen und Belohnungen sich bloß auf das künftige Leben beziehen. Denn hier siehet man einen Menschen, dessen Leben eine Kette von Ruchlosigkeit gewesen, der dennoch sein Leben in Ruhe und Wohlstand geendiget. Wollte man etwa sagen, daß eine Schwalbe keinen Sommer mache, und ein Exempel diese Sache zu entscheiden nicht vermögend sey, so darf man nur die Geschichte und die tägliche Erfahrung zu Rathe ziehen, um überzeugt zu werden, daß es den Frommen in dieser Welt eben so oft widrig, als den Gottlosen wohl, gehet. Wollte man sagen, daß es nützlich sey, den Menschen die Lehre von den in die Augen fallenden und annoch in dieser Welt erfolgenden Strafen einzuprägen, so kann man darauf antworten, daß dieses auch vielen Gelegenheit giebt, an der göttlichen Vorsehung zu zweifeln, andre aber bilden sich daher ein, daß sie Gott angenehm und wehrt sind, wenn sie sehen, daß ihre Feinde ins Unglück gerathen. Alles dieses aber kann gehoben werden, wenn man festsetzt, daß die Strafen und Belohnungen eigentlich erstlich nach dem Tode statt haben. Ich bin ꝛc.

* * *
* *

Der neun und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Die stoischen Weltweisen schätzen diejenigen für glücklich, welche wissen, wozu sie geschickt sind, und welche Lebensart sie ergreifen sollen. Davon können indessen doch Kinder und junge Personen nicht urtheilen, indem sehr wenige in der Jugend mit der Fähigkeit begabt sind, sich selbst zu prüfen. Es ist aber die Pflicht der Schulmeister und Lehrer, dieses zu untersuchen, und ihre Schüler derjenigen Lebensart zu widmen, wozu die Natur dieselben bestimmt zu haben scheint. Und wenn dieses geschiehet, so wird man, wie schon oft von mir erinnert worden, gewiß nicht so viele ganz untüchtige Menschen finden, als man täglich herumwandern siehet. Es ist auch kein ander Mittel auszufinden, eine Stadt mit tüchtigen Bürgern zu versehen. Einige schreiben zwar der Geburt, der Luft und der Nahrung hiebey einen großen Einfluß zu, aber die Erfahrung zeiget, daß sowohl Bauerhütten, als fürstliche

lich Paläſte groſse Männer hervorgebracht, und daſs auch etwas gutes aus Nazareth kommen könne. Einige unter den Alten haben vorgegeben, daſs ſie die Kunſt verſtünden, kluge Kinder zu zeugen. Unter denſelben iſt auch Democritus befindlich. Es iſt nicht bekannt, worinn ſein Geheimniſs beſtanden, doch ſcheint es, daſs er und andre, welche ſich für ſolche künſtliche Werkmeiſter ausgegeben, gleichſam die Fehler verbeſſern wollen, welche von dem Schöpfer begangen worden. Unter denen, welche in neuern Zeiten dergleichen thörichte Sätze vorgetragen, iſt inſonderheit der ſpaniſche Skribent Huartius merkwürdig, welcher in einer Schrift, die er Scrutinium ingeniorum nennet, die Eltern unterweiſen wollen, wie ſie kluge Kinder zeugen ſollten. Claude Quillet, ein franzöſiſcher Abt, hat in ſeiner ſo genannten Callipädia der Welt einen gleichen Unterricht gegeben, aber man hat nicht bemerkt, daſs jemand bisher ſeinen Reguln und Vorſchriften zu folgen Luſt bezeuget. Er hat vielmehr nichts anders ausgerichtet, als daſs er ſich dadurch eine billige Nachrede zugezogen, daſs er eine Materie mit mehrerer Sorgfalt ausgeführet, als es einem Abte anſtändig geweſen, und, als ein Geiſtlicher, das Handwerk Kinder zu zeugen beſſer, als ein Laye, verſtanden. Ein ſolches Urtheil fället man über dergleichen

Skribenten, und es scheint, daß sie dieses mit Recht verdienen. Doch hätte vielleicht das Urtheil gelinder ausfallen können, wenn die angezogenen Schriftsteller von dieser Materie etwas behutsamer gehandelt, und davon nicht mit so vieler Zuversicht geredet hätten. Denn man kann nicht läugnen, daß oft durch Beyhülfe einer vernünftigen Vorsicht frische und gesunde Kinder gezeuget werden können. Ich sage mit Bedacht oft, weil diese Regul dennoch auch oft ihre Ausnahmen leidet. Daß aber eine billige Vorsichtigkeit in diesem Stücke nicht gänzlich zu verachten sey, solches bestätiget die Erfahrung. Denn man siehet insgemein, daß den Kindern die Krankheiten der Eltern ankleben, insonderheit wenn diese Krankheiten beyden Eltern gemein sind. Daher haben gewisse Gesetzgeber solche Ehen verboten, woraus, allem Vermuthen nach, schwache Kinder dürften gebohren werden, und diese Anstalt hatte eine vortreffliche Wirkung bey den alten Lacedämoniern. Denn da die Vereinigung der Seele mit dem Leibe so sehr genau ist, und die Eigenschaften des Gemüths oft ihren Grund in der Beschaffenheit des Leibes haben, so kann das eine leicht eine Folge des andern seyn. Es ist eine bekannte Regul, daß man sich bestreben müsse, eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe zu haben. So zeigt auch die Erfahrung, daß der Mensch heute träge und ungeschickt

zu allen Geschäften, morgen aber wieder munter und geschickt sey, alles zu unternehmen; und hievon kann ich selbst einen Beweis abgeben. Die Erfahrung giebt auch Beyspiele von andern Menschen an die Hand, die nach einer langwierigen Krankheit, wodurch die bösen und ungesunden Säfte gleichsam ausgekocht worden, gleichsam einen andern Leib und eine neue Seele bekommen haben. Alles dieses kann nicht geläugnet werden; aber wenn man in diesem Stücke gewisse Reguln vorschreiben will, so handelt man nicht nur verwegen, sondern auch thöricht. Man handelt verwegen, weil man dem Schöpfer eingreift, und denselben meistern will. Man handelt aber auch thöricht, weil außer dem Blute, den Säften, der Luft und Nahrung, annoch ein andrer Hauptumstand erfordert wird, der in keines Menschen Macht stehet, und woraus die Stärke und Schwäche des Leibes sowohl als des Gemüths fließet, nämlich die Organisation. Denn die Erfahrung zeigt, daß von zweenen Menschen, welche von einerley Gemüthsbeschaffenheit und von gleichen Säften sind, welche einerley Nahrung und einerley Luft genießen, dennoch der eine eben so einfältig, als der andre klug und hurtig seyn könne. Am sichersten thut man, wenn man hierinn den Mittelweg erwählet, daß man nämlich an der einem Seite den Einfluß des Blutes und der Säfte

in den Leib und in das Gemüth der Menschen nicht läugnet, an der andern Seite aber auch nicht alle Eigenschaften daher leitet, welches eben so viel ist, als wenn man die Menschen zu bloßen Maschinen machet. Ich bin ꝛc.

Der siebzigste Brief.

Mein Herr,

Sie halten das Urtheil, welches ich über die Schauspiele des de Touche gefället, für ungegründet und partheyisch. Sie werden es mir aber verzeihen, wenn ich das Urtheil, welches sie in diesem Stücke über mich gefället, für gar zu hart erkläre. Ich raube dem de Touche die Ehre nicht, die ihm zukommt, ich halte ihn vielmehr für einen guten französischen Dichter, und finde hin und wieder in seinen Stücken artige moralische, und andre wohl eingekleidete und ausgesuchte Stellen und Redensarten. Aber dieses ist auch alles, was man von ihm sagen kann. Und was sollte mich doch wohl bewegen, eine größere Partheylichkeit gegen diesen fremden Comödienschreiber, als gegen einen andern, blicken

zu

zu lassen. Moliere und de Touche sind mir gleich nahe verwandt. Und sollte mich ja die Eifersucht bewegen, einen von beyden zu tadeln, so würde es gewiß der erste seyn, dessen Stücke wechselsweise mit den meinigen vorgestellet worden. Die Comödien des letztern aber haben bey mir keine Eifeesucht erwecken können. Denn die von ihm verfertigten, und in die dänische Sprache übersetzten Schauspiele sind, wie man sie bey uns vorgestellet, verachtet worden. Wollte man etwa sagen, daß die übersetzten Comödien vielleicht nicht die besten, die er verfertiget, so kann man darauf antworten, daß auch dasjenige Schauspiel, welches von vielen für sein Meisterstück gehalten wird, nämlich L' irresolû, eine eben so schlechte Wirkung, wie alle die übrigen, hieselbst gehabt habe. Und dieses kann man dem schlechten Geschmacke der Zuschauer keinesweges zuschreiben. Denn wenn man das Stück genau ansiehet und untersucht, so wird man mit leichter Mühe finden, daß es unmöglich gewesen, daß dieses Stück ein andres Schicksal haben können. Sein Verschwender ist zwar hier mit ziemlichem Beyfall aufgeführet worden, und man hält dieses Schauspiel für das beste unter den übersetzten Stücken des de Touche, welche auf dem dänischen Schauplatz vorgestellet worden. Meinem Bedünken nach aber hat an diesem glücklichen Erfolg mehr die Fertigkeit und

Geschicklichkeit der Schauspieler Antheil, als daß man solches dem Stücke selbst und dessen Einrichtung zuschreiben könnte, indem darinn verschiedenes enthalten ist, welches Zuschauern, die Einsicht besitzen, nothwendig anstössig seyn muß, und welches zeigt, daß der Verfasser sich auch in diesem Stücke ähnlich geblieben. Denn zuförderst ist es ärgerlich, wenn man siehet, daß ein vernünftiges Frauenzimmer mit solcher Beständigkeit einen thörichten Menschen liebet, der den Vorsatz hat, durch ein lüderliches und wollüstiges Leben alles zu verzehren, und herdurch zu bringen, und der ihr überdem so untreu ist, daß er bey der ersten Zusammenkunft sich mit einer andern Jungfer in ein Ehebündniß einläßt, und seiner alten Verlobten nicht nur auf eine überaus spöttische Art die ihr versprochene Treue wieder aufsagt, sondern ihr auch Geld anbietet, wenn sie von ihrem Rechte wieder abstehen wollte. Eine solche Aufführung muß nothwendig bey einem ehrliebenden Frauenzimmer einen Abscheu gegen eine solche Person erwecken, mit welcher sie eine vergnügte Ehe zu führen um so viel weniger hoffen darf, als sie zum voraus sehen kann, daß derjenige, den sie im Brautstande, da die Liebe am heftigsten zu seyn pfleget, nicht im Zaum zu halten vermögend ist, ihre Vermahnungen noch um so viel mehr währender Ehe verachten werde. Die Kunst soll aber darinn bestehen, daß, da sie siehet, daß der Verschwender

der sich von einem jeden betrügen läßt, sie gleichfalls alles, was sie nur kann, von ihm zu erhalten sucht, um dadurch zu verhindern, daß sein großes Vermögen nicht gänzlich in fremde Hände gerathen möge. Dieser Einfall ist artig genug, und könnte eine vortreffliche Wirkung haben, wenn ein Moliere dieses Schauspiel verfertiget hätte, oder wenn diese Betrügerey etwas feiner und besser wäre eingekleidet worden. Aber dieses ist es eben, was man hier vermisset. Denn zuerst stellet sie sich an, als wenn sie zwanzig tausend Reichsthaler im Spiel verlohren, und beredet den Verschwender, diese Summe zu bezahlen. Dieses will ich noch einigermaßen gelten lassen, obgleich dieser Betrug schon ziemlich grob ist. Der andre Betrug aber ist so ungereimt als unanständig. Sie kauft seine Güter unter einem fremden Namen an sich, und stellt sich, als ob sie über diesen Verkauf heftig erbittert sey, und seine Aufführung allenthalben kund machen wolle. Doch verspricht sie endlich, es zu verschweigen, sie bedinget sich aber für diese Höflichkeit 6000 Rthlr. aus; kein verlobtes Frauenzimmer kann sich gegen ihren Bräutigam unanständiger aufführen, und kein Räuber kann es gröber machen. Diese große Summe erhält sie auch augenblicklich, und man sollte daher glauben, daß der Verschwender stets Wechsel auf ganze Tonnen Goldes in der

Tasche getragen. Die letzte Betrügerey besteht darinn, daß sie sich mit ihm in ein Spiel einläßt, und ihn mit einer Karte sein übriges ganzes Vermögen abgewinnet. Dieses kann man keine Tour d'une friponne nennen. Denn sie konnte eben so gut, wie er, verlieren, und mußte sich vorstellen, daß wenn dieser Streich fehlschlüge, alle ihre Anschläge zurücke gehen würden. Dieses ist demnach vielmehr ein Unternehmen eines verwegenen Waghalses zu nennen. Der Verfasser hat aber keine andre Erfindung zur Entwickelung des Stückes aussinnen können. Daß der Vaterbruder des Verschwenders der Wittwe sein ganzes Vermögen durch ein Testament vermacht, ist nicht weniger ungereimt. Endlich aber wird zum Beschluß der Verschwender doch ein Herr von dem ganzen Vermögen, indem die Wittwe sich nebst allem, was sie besitzet, ihm übergiebt. Das einzige, was die Zuschauer, insonderheit diejenigen, welche auf die vorigen Auftritte nicht acht gegeben, einigermaßen in Bewegung setzen kann, ist die Verzweifelung des Verschwenders, welcher sich selbst das Leben nehmen will, nachdem er sieht, daß er sich an den Bettelstab gebracht, und von seinen ehemaligen Tischfreunden verlassen worden. In dem Augenblicke aber tritt seine vorige verlobte Braut herein, und übergiebt sich ihm mit ihrem ganzen Vermögen. Dieses kann Zuschau-

schauer in Bewegung setzen, die auf das Stück selbst und dessen Einrichtung keine Achtung gegeben; obgleich die Rede, welche der Verschwender in seinem Elende hält, die Zuhörer mehr zum Lachen als zum Weinen zu bewegen vermögend ist. Denn er beklagt sich über die Untreue seiner Braut, da er doch selbst dazu Gelegenheit gegeben, und sich mit einer andern Jungfer verlobet hatte. Kann auch wohl in einem Schauspiele eine größere Verwirrung und Ungereimtheit herrschen? Einige lustige Auftritte und Unterredungen zwischen dem alten Vaterbruder und dem Verschwender, machen das Stück einigermaßen erträglich. In der letzten Handlung ist auch die Moral enthalten, wie wenig man sich in seinem Unglücke auf die Scheinfrunde verlassen könne. Indessen ist doch diese Moral nicht neu. Sie ist auch nicht so gut ausgeführet, als man solche in dem von mir verfertigten Stücke, welches ich das arabische Pulver genannt, ausgeführt findet. Denn in dieser Comödie tritt ein Mann auf, der sich fruchtlos auf das Goldmachen gelegt, und dabey alle seine Mittel zugesetzet, und in Verachtung gerathen. Wie es aber in der Stadt bekannt wird, daß er den Stein der Weisen gefunden, so wird die Verachtung in Heucheley verwandelt. Er wird von Hohen und Niedern mit Glückwünschen bestürmet, und die Poeten

unterlassen nicht, ihn mit ihren Gedichten zu beehren. Mitten in dieser großen Bewegung wird die Betrügerey offenbaret, worauf ein jeder ihm wieder den Rücken kehret, und seine Lobeserhebungen und Gedichte zurücknimmt. Hier zeigt sich diese Moral in ihrem schönsten Glanze. Vielleicht urtheilen sie gegewärtig schon gelinder, mein Herr, und vielleicht scheinen ihnen meine Urtheile über des de Touche Schauspiele nicht mehr so gezwungen und partheyisch, wie vormals, zu seyn. Denn die Fehler der von diesem Comödienschreiber verfertigten Stücke sind so groß, daß sie sogleich einem jeden in die Augen fallen. Mich treibt zu der genauen Untersuchung der neuern Schauspiele nichts anders an, als der Vorsatz, den ich habe, einen schlechten Geschmack zu bestreiten, da man siehet, daß solche Comödienschreiber von einigen nicht allein dem Moliere an die Seite gesetzt, sondern demselben noch wohl gar vorgezogen werden. Ich bin ꝛc.

Der

Der
ein und siebzigste Brief.

Mein Herr,

Sie werfen in ihrem letztern Schreiben die Frage auf, ob ein Herr, der entweder im Kriege unglücklich gewesen, oder doch auch keine Eroberungen gemacht, mit dem Namen eines Helden, oder des Großen, beehret werden könne? Nach dem gemeinen Begriff, den man sich von einem Helden macht, kann dieses nicht geschehen, und daher ist einigen der Beyname, der Große, anstößig gewesen, den man unserm König Christian dem vierten beygelegt. Wenn man sich aber die Thaten und Eigenschaften vor Augen stellt, die von einem Regenten erfodert werden, so kann wohl niemand einen gerechtern Anspruch auf einen solchen Beynamen machen, als dieser König. Es wird nicht von einem Regenten erfordert, sein Land zu erweitern, oder seine Provinzen zu vermehren, seine Pflicht aber erfordert, sein Land stärker zu machen, als es vorher gewesen. Dieses letztere geschiehet, wenn man die Wohlfahrt der Unterthanen befördert, und sie durch sein eigen Exempel zum

Fleiß

Fleiß und zur Arbeit aufmuntert, wenn man die Handlung erweitert, das Land mit Städten, Festungen und beqvemen Hafen versiehet, die Wissenschaften befördert, die Gerechtigkeit handhabet, die Verdienste belohnet, und die Laster strafet, und sich durch seine Aufführung sowohl eine allgemeine Liebe als Hochachtung erwirbt. Alle diese Pflichten erfüllte höchstbemeldeter König in einem solchen Grad, daß wenige Regenten ihm in diesem Stücke an die Seite gesetzt werden können. Aber solchen Königen richten die heutigen Geschichtschreiber keine Altäre auf. Die wichtigsten und nützlichsten Dinge fallen ihnen so wenig in die Augen, daß sie solche oft für gar zu niedrig halten, als daß sie solche ihren Geschichtbüchern einverleiben sollten. Was sie aber für groß und prächtig halten, solches ist ein prächtiger Hofstaat, glänzende und kostbare Gebäude, und glückliche Kriegsunternehmungen, d. i. solche Dinge, wodurch die Unterthanen in Knechtschaft gesetzt, und die Schatzkammern ausgeleeret werden, die Macht des Reichs aber abnimmt, so wie die Gränzen desselben sich erweitern. Nichts, als was nützlich ist, verdient groß und erhaben genannt zu werden. Die ägyptischen Pyramiden, die Labyrinthen und andre dergleichen in die Augen fallende Unternehmungen sind zwar vermögend, eine Bewunderung zu erwecken, sie können uns aber keine Hochachtung gegen diejenigen beybringen, welche

diese

dieſe Wunderwerke der Welt gebauet haben. Eine einzige Anſtalt eines chineſiſchen Kayſers, um den Ackerbau zu befördern, iſt größer und königlicher, als hundert andre glänzende Dinge, wodurch gewiſſe Regenten ſich unſterblich zu machen geſucht haben. Ein einziger Verſuch, Meere und Flüſſe zum Nutzen der Handlung durch Canäle mit einander zu vereinigen, verewiget einen Regenten weit mehr, als alle koſtbare Einrichtungen zu Verſailles und Marly. Durch die Eroberung neuer Provinzen wird ein Land mehr geſchwächt, als daß es dadurch verſtärkt werden ſollte. Ein Land wird dadurch größer und breiter, es wird aber auch, wenn man ſo reden darf, dünner, und in dieſem Stücke einer zuſammengepreßten Luft ähnlich, welche immer dünner wird, je mehr ſie ſich ausbreitet. Spanien war niemals ſchwächer, als unter den letzten Königen aus dem Oeſterreichiſchen Hauſe, da die Monarchie ſich ſo weit ausbreitete; und England war niemals ohnmächtiger, als unter Henrich dem ſechſten, da der größte Theil von Frankreich bezwungen war. Dieſes Reich ward unter der Regierung der Königinn Eliſabeth nicht mehr erweitert, als es bereits vor ihren Zeiten war, aber es ward doppelt ſo ſtark. Wir wollen uns zweene Regenten vorſtellen, von denen der erſte eine Provinz durch die Waffen erobert, die ihm jährlich eine Million einträgt; der andre aber durch die erweiterte Handlung der Unterthanen, und durch Fa-

briken eben so viel zuwege bringet. Die Einkünfte des ersten bestehen in dem bloßen Namen, indem solche wieder auf neue Festungen, und Truppen verwandt werden müssen, die man zum Schutz der eroberten Provinz unterhalten muß. Nicht einmal zu gedenken, daß der neue Landesherr stets auf seiner Hut seyn, und in Furcht stehen muß, um dasjenige nicht wieder zu verlieren, was er er durchs Schwerdt gewonnen hat. Durch die Einkünfte aber, welche der letzte durch den Handel und durch nützliche Fabriken dem Lande zuwegebringt, wird die Schatzkammer wirklich bereichert, und das Wohl der Unterthanen zugleich befördert. Vielleicht wendet man ein, daß ein Land durch neue Eroberungen den Nachbarn fürchterlicher werde. Aber auch dieses ist nicht gegründet. Denn die Erfahrung zeigt, daß die großen Reiche stets den kleinern Staaten schmeicheln, und, durch Geld und Subsidien, die das Ansehen eines Tributs haben, ihre Freundschaft erkaufen müssen, um von denselben im Nothfall Beystand zu erlangen, oder doch wenigstens selbige dahin zu vermögen, daß sie neutral bleiben. Die grossen Reiche sind daher den demüthigen Solliciranten, die kleinern Staaten aber Patronen und Beförderern, gleich. Nichts ist leichter, als diese so parador scheinende Meynung aus der Historie und Erfahrung zu beweisen. Es ist hiemit auf gleiche Art, wie mit den rangsüchtigen Bürgern in einer Stadt, beschaffen, welche,

um ſich neue Titul zu erwerben, ſtets Sollicitanten abgeben, und ſich klein machen müſſen, um gröſſer zu werden, oder eigentlich zu reden, um ſich den eitlen Namen der Hoheit zu erwerben. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der
zwey und ſiebzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe aus ihrem letztern Schreiben bemerkt, daß ſie durch den ſeltſamen Traum, den ſie neulich gehabt haben, in eine nicht geringe Unruhe geſetzt worden. Sie müſſen ſich aber dergleichen Dinge aus dem Sinne ſchlagen. Ich meines Theils gebe gegenwärtig gar nichts mehr auf Träume, indem ich aus der Erfahrung gemerkt, daß auch die ſeltſamſten Träume, welche das meiſte Nachdenken hätten verurſachen können, nicht die geringſten Folgen gehabt haben. Woran man des Abends am meiſten gedenket, davon träumet man des Nachts. Im abgewichenen Winter hatte ich einen lächerlichen und ſeltſamen Traum, den ich gleich-

falls keiner andern Ursache zuschreiben kann. Ich las auf dem Bette des Fontenelle Gespräche der Todten, und wie ich hierauf einschlief, so hatte ich folgenden Traum, der bis Mitternacht währte. Mich dünkte nämlich, daß ich in dem Reiche der Todten angelangt wäre, und der erste, der mir entgegen kam, war der englische Zuschauer, den ich in meinen jungen Jahren in London gesehen hatte, und augenblicklich wieder kannte. Er erkundigte sich bey mir, wie es gegenwärtig auf der obern Welt zugienge. Ich antwortete ihm, daß die Welt noch immer so verkehrt sey, wie zu seinen Zeiten, und daß die meisten Menschen so lebten, als wenn sie niemals zu sterben gedächten. Aber, fuhr ich fort, weil ich, ungeachtet ich nicht weiß, auf welche Art es geschehen ist, in diesen unterirrdischen Wohnungen angelangt bin, so bitte ich mir von dir eine Nachricht von diesem Orte aus: denn ich möchte gar zu gerne wissen, ob die Verstorbenen noch eben dieselben Neigungen, wie auf der Welt, haben, ob sie unter einer Regierung leben, oder ob sie gewisse Gesellschaften unter sich aufgerichtet. Denn niemand kann mir hieron besser Nachricht geben, als ein Zuschauer, falls du deine alte Neigung nicht verlohren hast. Er antwortete mir: Ich habe meine vorige Neigung nicht verlohren, ich habe nach meiner Ankunft in die-

dieſen Wohnungen vielmehr alles aufs genaueſte erforſcht, und fahre auch darinn annoch beſtändig fort. Wir leben hier in einer großen Geſellſchaft und beobachten die Geſetze, welche der große unterirrdiſche Regent Minos gegeben hat. Dieſer ſiehet nicht auf den Stand oder die Würde, die man vormals auf der Welt bekleidet, ſondern er theilt die Aemter bloß nach der Geſchicklichkeit der Perſonen aus. Wir ſuchen auch ſelbſt keine andre Aemter, als wozu wir, da wir noch auf Erden lebten, die meiſte Luſt und Neigung gehabt haben; und daher wird alles hieſelbſt hurtig und geſchickt ausgerichtet. Ich wunderte mich hierüber und mußte geſtehen, daß keine Einrichtung beſſer ſeyn könnte, weil mir die üblen Folgen bekannt waren, die auf der Welt daher entſpringen, daß man gewohnt iſt, mehr auf den Stand, auf die Geburt und das Vermögen eines Menſchen, als auf deſſen natürliche Geſchicklichkeit, zu ſehen, und welcher Gewohnheit man es zuzuſchreiben hat, daß die wichtigſten Aemter oft ſchlecht verwaltet werden. Ich bat ihn daher, mich weiter in dieſe Wohnungen hinein zu führen, und mir von denen Dingen, die mir in die Augen fallen würden, einigen Unterricht zu geben. Er führte mich hierauf gleich durch eine breite Gaſſe auf einen großen Platz, wo ich zwey Schlöſſer ſahe, von welchen das eine bereits fertig war, an dem andern aber

annoch gebauet ward. Ich erkundigte mich nach der Ursache, weßfalls man zwey Schlösser so nahe bey einander angelegt, und erhielt folgende Antwort: Das erste Schloß, welches fertig ist, und dessen Bau so künstlich und glänzend in die Augen fällt, ist von dem großen Baumeister Cartesio nach dem Risse aufgeführet worden, worinn er sich bey seinen Lebzeiten verliebt hatte. Die Arbeit ist eine Zeit lang von allen bewundert, und als ein Meisterstück in der Baukunst gepriesen worden. Weil man aber nachher wahrgenommen, daß der Grund, worauf er dieses Schloß angelegt, so schwach ist, daß man befürchten muß, daß das Schloß mit der Zeit gar einstürzen und über einen Haufen fallen dürfte, so hat man den Cartesius für die Baucommission gefordert, welche, nach einer genauern Untersuchung, den Bau für unüberlegt, und für zu schwach gehalten, weßfalls Cartesius seines Amtes entsetzt, und solches dem Isaak Neuton wieder übertragen worden, der zugleich den Befehl erhalten, einen neuen Pallast zu bauen, welches derjenige ist, an dem gegenwärtig gebauet wird. Es ist übrigens nicht zu beschreiben, welche Bewegungen dieses Urtheil verursachet. Denn der vorige Baumeister hat annoch viele Anhänger, welche seine Arbeit noch itzo bewundern, und das Urtheil deßwegen für übel gegründet halten. Weil das bereits vollendete

Schloß

Schloß mir sehr in die Augen fiel, so bat ich meinen Wegweiser, mir auch die innern Zimmer desselben zu zeigen. Er antwortete mir, daß er dieses zwar sehr gerne thun wollte; weil aber der Schloßvogt, welches der vorige König von Spanien, Philipp der andre, war, fast niemals zum Vorschein käme, sondern beständig mit der Feder in der Hand in seinem Zimmer sässe, und man ohne dessen Erlaubniß nicht in die Gemächer dieses Schlosses kommen könnte, so müßte ich mich daran begnügen lassen, daß Schloß nur von außen zu beschauen. Diese Rede meines Begleiters setzte mich in ein solches Erstaunen, daß ich mich nicht enthalten konnte, überlaut auszurufen, wie ist das möglich? keine Verwandlung kann seltsamer, und kein Anblick erstaunenswürdiger seyn, als einen von den mächtigsten Monarchen, die jemals in der Welt gelebt, in einen unterirrdischen Schloßverwalter verwandelt zu sehen. Mein Begleiter antwortete mir: Ich habe dir ja bereits gesagt, daß man hier keine Geburt noch Stand weiter ansiehet, sondern die Aemter bloß nach der Fähigkeit der Personen austheilet. Weil nun die Haupteigenschaft Philipps des andern darinn bestanden, die Ketzer aufzutreiben, und Listen und Register über alles zu verfertigen, so ward er bey seiner Ankunft an diesem Orte erstlich zum Hofjäger gemacht, weil man aber merkte, daß er zu stark jagte,

und ohne Unterscheid zahme und wilde Thiere fällete, so nahm man ihm dieses Amt wieder ab, und trug ihm an dessen statt auf, das Inventarium des Schlosses in Ordnung zu halten, welches Amt er auch noch bekleidet und vom Morgen biß zum Abend in seinem Zimmer mit der Feder in der Hand sitzet. Ich mußte mich also damit begnügen lassen, den äußern Bau dieses Schlosses zu betrachten. Mein Begleiter führte mich hierauf nach einem andern großen Platze, wo der unterirrdische König vordem viele hundert Jahre seine Residenz gehabt hatte, gegenwärtig aber nichts als ein großer Steinhaufen zu sehen war. Ich erkundigte mich nach der Ursache, wie diese ungeheure Menge von Stein und Graus dahin gekommen; und erhielte von meinem Begleiter die Antwort: dieses sind die Ueberbleibsel des alten Schlosses, welches niedergerissen worden. Dieses Schloß hat Aristoteles vordem erbauet, und seine Anhänger haben es sehr lange Zeit im Stande erhalten. Der Bau ist auch jederzeit als ein Muster in der Baukunst angesehen worden, und man pflegte keine Arbeit etwas zu achten, wo sie nicht nach diesem Plan angelegt worden, ja man hielt es für eine Verwegenheit, auch nur einen Fuß breit davon abzuweichen. Dieses währte biß auf die Zeiten des Carteſius, welcher den Entschluß faßte, mit eignen Augen zu sehen, und alle Vorurtheile bey-

beyſeite zu ſetzen. Derſelbe entdeckte alſo, bey genauerer und unpartheyiſcher Unterſuchung, daß die alte Bauart ungereimt und ſeltſam war, und erkühnte ſich ſo gar, dieſelbe öffentlich anzugreifen, und zwar mit einem ſolchen Nachdruck, daß er viele Anhänget erhielte, ſo daß die alte Bauart gänzlich verworfen ward, und niemand ſich mehr erkühnte, dieſelbe zu vertheidigen. Gegenwärtig giebt ſich Ariſtoteles nicht mehr mit dem Bauen ab. Er beſchäftigt ſich vielmehr mit der Mahlerkunſt, und verfertigt Schildereyen, die einige wegen der feinen Arbeit und Sauberkeit bewundern, ob er gleich im Treffen nicht ſonderlich glücklich iſt. Denn auch die allerkünſtlichſten Stücke ſind ſo dunkel und unverſtändlich, daß niemand errathen kann, was ſie bedeuten, oder wohin ſie zielen ſollen. Ich nehme daraus ab, verſetzte ich, daß Ariſtoteles annoch eben derſelbe iſt, der er auf der Welt geweſen, und daß ſeine Arbeit hier eben daſſelbe Schickſaal erfahren, welches ſie auf der Welt gehabt hat. Der Grund des eingefallenen Schloſſes wimmelte von Schweinen, welche der Geſtalt nach unſern Schweinen ähnlich waren. Der Unterſcheid beſtand allein darinn, daß dieſe Schweine reden konnten. Wie ich mich darüber wunderte, ſo ſagte mein Begleiter, daß dieſe Schweine vordem Capucinermönche geweſen, hier aber in Schweine, ihrem eignen Verlangen nach,

verwandelt worden, so wie die Dominicaner hier Stubenheitzer wären, weil sie auf der Welt Mitglieder der heiligen Inquisition gewesen, und sich gebrauchen lassen, für die Ketzer Scheiterhaufen aufzurichten. Wie wir noch mit einander sprachen, so fuhr ein Wagen vorbey, worauf ein Mann saß, der in ein Posthorn bließ. Wie ich mich bey meinem Begleiter darnach erkundigte, so antwortete derselbe: dieses ist die fahrende Post, und der Mann, der darauf sitzet, ist Carl der fünfte, der vordem über den halben Theil von Europa geherrschet. Was, sagte sch, ist das Carl der Fünfte, der über halb Europa regieret? Mein Begleiter sagte, er ist es selbst. Er folget hier annoch seinen alten Neigungen, und daher ist ihm dieses Amt aufgetragen worden. Wo du seine Geschichte gelesen hast, so wirst du bemerket haben, daß er auf der Welt ein rechtes Perpetuum Mobile gewesen, und niemals lange an einem Orte bleiben können, sondern sowohl zu Lande als zu Wasser, von einem Reiche zum andern herumgeschwärmet, so daß es eben so wenig ungereimt ist, daß man ihn zum Wagenmeister bestimmt, als daß sein Sohn Schloßverwalter geworden. Mein Begleiter führte mich hierauf weiter herum, um mir alles merkwürdige und ausserordentliche in dieser Stadt und Gegend zu zeigen, und ich bedaure nur, daß mir das meiste, was ich gesehen habe, entfallen ist. Dieses einzige habe ich noch

nicht

nicht vergeſſen, weil es mir gar zu ſeltſam vorkam, da nämlich ein Mann auf den andern ritte. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, und erkundigte mich, was dieſes bedeuten ſollte. Mein Begleiter ſagte mir, dieſes iſt der König Waldemar, der auf den König Magnus Schmeck reitet. Wie ich hierauf erwiederte, daß mir dieſes ſehr unanſtändig zu ſeyn ſchiene, ſo antwortete mein Begleiter: dieſe Beyde folgen annoch ihren alten Neigungen, denn der König Waldemar ritte ja ſtets, ſo lange er lebte, auf den König Magnus Schmeck. Ich ſahe hierauf ein Frauenzimmer mit einer Peitſche in der Hand, welche einen alten Mann mit der andern Hand an einem Zaum leitete, und mein Begleiter ſagte, dieſes iſt die Agrippina welche den Kayſer Claudium vordem eben ſo regieret. Ich ſahe noch andre Dinge auf dieſem Wege, welche eben ſo ſeltſam waren, welche ich aber nicht alle wieder erzählen kann, da ſie meinem Gedächtniſſe entfallen ſind. Nachdem mein Wegweiſer mich allenthalben in der Stadt herum geführt, ſo nahmen wir den Weg wieder nach dem Schloſſe zu. Wie wir nahe bey der Schloßpforte waren, ſo begegnete uns ein anſehnlicher und prächtig gekleideter Mann mit einem Fliegenwedel in der Hand, welcher ohne uns zu grüſſen, in das Schloß hinein gieng. Mein Begleiter ſagte, dieſes iſt der Kayſer Domitianus, welcher zum Hofkammerjäger

bestellet worden, und bey seiner Ankunft in den unterirrdischen Wohnungen selbst um dieses Amt angehalten, weil sein grösstes Vergnügen auf der Welt darinn bestanden, Fliegen zu jagen. Nachdem ich eine lange Zeit alles bey mir überlegt, was ich hier wunderswürdiges gehöret und gesehen, so bat ich meinen Begleiter, mir von dem Zustande des Hofes einige Nachricht zu geben, worinn er mir auch folgendergestalt willfahrte. Der König Minos, sagte er, hält einen prächtigen, und zahlreichen Hofstaat. Sein vornehmster Minister ist der athenienſische Weltweise Socrates. Der Großkanzler ist der Cardinal Ximenes. Der königliche Geheimerath besteht aus fünf Personen, und solche sind, Pericles, Fleury, Michel d'Hopital, Oxenstirne und der vormalige Bischoff Absalon. Die Einkünfte werden durch zweene Schatzmeister, den Phocion und Aristides verwaltet. Der ehemalige Pabst Julius der andre ist Generalfeldmarschall, und die andern Generals sind Cyrus, Scanderbeg, Trajanus, Julius Cäsar, und Alexander der Große. Wie ich mich nach der Ursache erkundigte, weßfalls man nicht den Cäsar oder Alexander zum Generalfeldmarschall gemacht, so antwortete mein Begleiter, die ietzterwehnten sind zwar große Feldherren gewesen, keiner von ihnen aber hat eine solche Begierde zum Kriege gehabt, als der Pabst Julius der andre. Er nannte mir hierauf auch die

andern Bedienten, welche die geringern Stellen bekleidoten. Er sagte, Pabst Alexander der sechste ist Aufseher über das königliche Serail, worinn des Königs Beyschläferinnen eingeschlossen sind. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm in die Rede zu fallen, und sagte, daß man einen Bock zum Gärtner gesetzet. Er aber antwortete mir: ietztgedachtem Pabste ist diese Stelle auch nicht anders, als nachdem er ungemein oft darum angehalten, anvertrauet worden. Man hat aber doch vorher die Vorsicht gebraucht, und ihm seine Mannheit nehmen lassen. Er fuhr hierauf fort und sagte: Cornelius Sylla ist Hofbalbier, weil er die Kunst die Ader zu öffnen, auf der Welt so sehr gut verstanden. Pabst Sixtus der fünfte ist Generalgewaltiger, und hat den Titul eines Justitzmajors. Der Kayser Nero war eine Zeit lang Capellmeister, nachher ist er auf sein Ansuchen Hofmetzger geworden. Diogenes ist Hofnarr, und erlustiget den Kayser sowohl durch seine Geberden, als durch seine Schertzreden. Er sagt aber auch zugleich viele Wahrheiten. Eben wie mein Begleiter mir dieses erzählte, so kam einer in vollem Galop geritten, der zugleich in ein Horn blies, und mein Begleiter sagte mir: dieses ist die reitende Post, und man erfährt viel neues durch diese Zeitungen. Hat man hier auch wöchentliche Zeitungen? rief ich aus. Er antwortete mir: Allerdings. Diese Zeitungen

schreibt

schreibt der alte griechische Dichter Homerus, der den Varillas, Lyschander, Rudbeck und Strelen zu Gehülfen hat. Diese Zeitungen sind aufrichtig und zuverläßig, und der königliche Geschichtschreiber, Gregorius Leti, nimmt bloß daher den Stoff zu seiner Historie. Homerus hatte auch vorher mit den Calendern zu thun; aber nunmehro ist diese Arbeit dem alten französischen Propheten Nostradamo übertragen. Der königliche Leibarzt ist = = hier fiel ich ihm wieder in die Rede, und sagte: Ich habe geglaubt, daß hier keine Krankheiten herrschen, und daß man deßwegen keines Arztes benöthiget wäre. Er antwortete mir, wir wissen hier auch von keinen solchen Krankheiten, denen die Menschen auf der Welt unterworfen sind. Die größte Plage, die man hier spühret, besteht darinn, daß verschiedene unter uns des Nachts keine Ruhe haben. Diejenigen, welche damit behafftet sind, bedienen sich des Stadtphysici, der vordem ein Barbier in Jüttland gewesen, und den Nahmen Gerdt Westphaler geführet. Dieser gebraucht bey seiner Cur weder Tränke noch Pillen, sondern bringt seine Patienten durch ein weitläuftiges und unnützes Geschwätze im Schlaf, wie er bey seinen Lebzeiten zu thun gewohnt gewesen. Andre Krankheiten sind hier nicht bekannt, außer, daß verschiedene an einer Verrückung des Verstandes darnieder liegen, bey denen keine Hülfe statt hat,

hat, und die man in das Tollhaus der Stadt einsperret. Deren Anzahl ist gar zu groß, als daß sie alle könnten genannt werden. Die vornehmsten sind Pyrrho, Arcesilaus, Zeno Elcates und andre sceptische Philosophen, Theodorus Stylita, St. Franciscus, Ignatius Lajola, und andre fanatische Personen, welche in der römischeu Kirche als Heilige verehret werden. Ich kann das Erstaunen nicht beschreiben, worein ich über alle diese Berichte gesetzt ward. Ich wollte daher beym Abschiednehmen meinen Begleiter umarmen, um ihm meinen Dank zu bezeugen. Ich fand aber nichts, als einen Schatten an statt des Leibes. Die Person verschwand auf einmal nebst der ganzen Stadt, so daß ich mich so gleich wieder bey dem Ausgange der unterirrdischen Wohnungen sahe, wo der erschreckliche Höllenhund Corberus auf mich wartete, um mich sowohl seinethalben als andrer Hunde wegen zu züchtigen, weil ich, als ein großer Feind der Hunde, dieselben so übel abgemalet. Er that es auch redlich. Denn nachdem er eine Zeit lang auf das gräßlichste geheulet, so riß er mich zur Erden nieder, und verwundete mich auf das erbärmlichste. Mitten in dieser Angst erwachte ich, und freute mich, daß es ein Traum gewesen, welcher durch das Buch verursachet worden, welches ich kurz vorher gelesen, ehe ich eingeschlafen. Ich bin ꝛc.

Der

Der
drey und siebzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe bey Erwehnung des Streits von dem Ursprunge des Bösen, und von der Nothwendigkeit des freyen Willens alles angeführet, was von beyden Theilen gesagt werden kann. Ich habe es nicht verhehlt, daß die von dem Herrn Bayle angeführten Gründe, dem ersten Ansehen nach, vielen Schein haben. Ich muß aber auch gestehen, daß alle Gründe, welche dieser Weltweise zu Behauptung seiner seltsamen Meynung beygebracht, mir lange nicht so schwer aufzulösen geschienen, als einige Einwendungen, welche einige unwissende und unerfahrne Grönländer unsern Missionarien gemacht haben. Wenn man ihnen die Erbsünde erkläret, und den Fall der ersten Eltern und die Folgen desselben bey den Nachkommen erzählet, so haben sie geantwortet: warum tödtete Gott nicht Adam und Eva, und erschuf zweene andre Menschen, an ihrer statt? Nichts wäre Gott leichter als dieses gewesen, und dadurch hätte allem Un-

Unglücke auf einmal vorgebeuget werden können, worein das menschliche Geschlecht gerathen ist. Diese Einwendung, welche sie auf eine grobe und ungesittete Art vortragen, lautet in einer feinern Sprache also: Warum strafte Gott die Missethat nicht allein an denjenigen, welche solche begangen, oder warum ließ er Eva nicht unfruchtbar bleiben, um die sündige Nachkommenschaft der ersten Menschen zu verhindern. Keine Schwierigkeit, die der Weltweise von Rotterdam aufgeworfen, kann, meinem Bedünken nach, stärker seyn, als diese. Indessen kann solche doch gehoben werden, und ich glaube, daß ich dieses in einem von meinen Briefen gethan, worinn ich die Nothwendigkeit des freyen Willens gezeiget, und die Ursachen zu erkennen gegeben, warum die Menschen, welche durch die Zeugung fortgepflanzt werden, nicht solchergestalt erschaffen werden können, als die Engel gegenwärtig sind, oder die Seligen in jenem Leben seyn werden. Der andre Einwurf, den die Grönländer unsern Missionarien gemacht haben, lautet folgendergestalt: Wenn man mit ihnen von der Schwachheit des Menschen, und von der List und Gewalt redet, welche der Teufel brauchet, die Menschen zu verführen, so antworten sie: warum tödtet Gott den Satan nicht, oder warum schließt er denselben nicht ein, damit er nicht allenthalben herumgehen, und die Seelen der Menschen verführen

ren möge? Dieser Einwurf ist noch schwerer zu beantworten, insonderheit für diejenigen, welche so viel von der Gewalt des Teufels reden, und ihm die Macht beylegen, den Menschen böse Gedanken einzugeben, wodurch die Lehre der Manichäer von den beyden Grundwesen bestärket wird. Man thut also am besten, wenn man die Macht des Teufels nicht so hoch erhebet, und die deßfalls gewöhnlichen Redensarten mäßiget, wovon ich bey einer andern Gelegenheit in meinen Schriften geredet habe. Wenn übrigens von den unnützen und bösen Dingen die Rede ist, die man in der Schöpfung antrifft, und woher man einen Einwurf gegen die göttliche Regierung zu entlehnen pflegt, so will ich hier die Erinnerung widerhohlen, die ich an einem andern Orte bereits gegeben habe, daß man alle Einwendungen mit leichter Mühe heben könne, wenn man, anstatt ein jedes Ding an und für sich selbst zu betrachten, sich die ganze Schöpfung überhaupt vorstellet. Ich bin ꝛc.

Der

Der
vier und siebzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe die berühmte Schrift durchgelesen, welche unlängst ans Licht getreten, und den Titul Esprit des loix führet. Ich bin mit denenjenigen vollkommen einig, welche diese Schrift für ein Meisterstück halten, und bewundere die artigen Gedanken, die Gründlichkeit, und die tiefe Einsicht des Verfassers in Staatssachen; ungeachtet ich seinen Entscheidungen und Meynungen nicht durchgehends beypflichte. Denn die meisten Sätze, die er vorträgt, sind also beschaffen, daß dagegen aus der Historie und Erfahrung starke Einwendungen gemacht werden können; was also der Verfasser für ein Axioma hält, ist dennoch, wie vorher, nichts weiter, als ein Problema. Um dieses zu beweisen, so will ich die ersten Bücher ein wenig genauer untersuchen, worinn von der vierfachen Regierungsform, nämlich der republicanischen, der aristocratischen der monarchischen und der despotischen Regierung gehandelt wird. Er setzt in seinen

Betrachtungen über die Natur und Eigenschaft dieser Regierungen die Tugend zum Grunde der Aristokratie, und der Regierung des Volks, ob er gleich dieselbe minder vollkommen in der letzten als in der ersten annimmt; der Ehrgeitz macht, nach seiner Meynung, den Grund der Monarchie, und eine sklavische Furcht den Grund des Despotismi aus. Hierauf gründet er die Erziehung der Jugend, und stehet in den Gedanken, daß der Unterricht der Kinder nach diesen Grundsätzen eingerichtet werden müsse, um solche zu guten Bürgern in einer jeden Regierung zu machen; woraus denn folget, daß die Erziehung und der Unterricht sehr ungleich ausfallen muß, indem die Tugend, welche der Grund der ersten Regierungsform ist, sich nicht zu den andern Regierungsarten schicket. Diesen Satz sucht er durch Beyspiele, aus der Erfahrung und Geschichte darzuthun. Weil aber eben so viele Beyspiele angeführet werden können, die das Gegentheil beweisen, so wird diese Schwierigkeit dadurch nicht gehoben, sondern die Meynung ist und bleibt die gegründeste, daß die Regierungsform die beste, und derjenige Staat der glückseligste sey, der von einer rechtschaffenen und tugendhaften Obrigkeit regieret wird, die durch ihr Exempel, welches mehr als alle Gesetze ausrichtet, ein ganzes Land tugendhaft machen kann. Man darf nur, um diese Sache in ein noch helleres Licht zu setzen, die römische

Hi-

Historie durchgehen, da der römische Staat allen Arten der Regierungen unterworfen gewesen. Die Römer stunden zuerst unter einer durch Gesetze eingeschränkten königlichen Regierung, die der Verfasser eine Monarchie nennet, bey welcher, nach seiner Meynung, die Tugend nicht den Grund abgiebt, sondern welche durch den Ehrgeitz erhalten wird, der in die Stelle der Tugend tritt. Aber die Historie zeigt, daß die Römer niemals größere Tugenden und heldenmüthigere Thaten ausgeübt, und niemals erhabnere Proben von ihrer Liebe gegen das Vaterland abgelegt, als unter dieser Monarchie, da das Beyspiel tugendhafter König sie aufmunterte, die Wohlfahrt der Stadt höher als ihr Leben zu achten. Wie die Könige vertrieben wurden, so büßten die Römer so gleich nichts von ihren vorigen Eigenschaften ein; Denn ungeachtet die Regierung, dem Namen nach, verändert war, so blieb sie doch, was die Sache selbst betraf, eben dieselbe, wie vorher. Denn die Gewalt, womit die Könige vorher bekleidet waren, ward in eben demselben Grad, von den beyden Bürgermeistern ausgeübt, so daß die Tugend nicht eher erkaltet, als bis die Monarchie aufhörte: denn jemehr sich die Regierung der Demokratie näherte, jemehr nahmen die guten Eigenschaften der Bürger ab, und je grösser die Freyheit ward, desto matter ward die Tugend. Der Eifer für die Wohlfahrt des

Landes ward in eine sträfliche Eigenliebe, und der bisherige Gehorsam gegen die Obrigkeit ward in Ungehorsam und Wiederspenstigkeit verwandelt. Der geringste Bürger sahe sich als eine Stütze des Staats an, und weil ein jeder anfieng, an der Regierung theil zu nehmen, so sahe das Volk die obrigkeitlichen Personen, und die Kriegsbefehlhaber als seine Gevollmächtigten an, weil sie von ihnen zu diesem Amte erkohren, und bestellet worden. Der Verfasser glaubt zwar, daß der gemeine Mann am geschicktesten sey, eine solche Wahl vorzunehmen, und daß derselbe in der Bestellung obrigkeitlicher Personen nicht fehlen könne. Aber die Meynung ist so beschaffen, daß man derselben nicht beypflichten kann; auch wenn man ein solches Volk voraussetzet, dessen Sitten annoch nicht verdorben worden. Denn die Geschichte aller Länder zeigen, und eine tägliche Erfahrung bestättiget es, daß der gemeine Mann insgemein den Schatten anstatt des Körpers ergreift, sich durch den äußerlichen Schein blenden läßt, und eine unbesonnene Hitze mit der Tapferkeit, und die Schwatzhaftigkeit mit der Fähigkeit vermenget. Wenn dieses auch gleich nicht von allen gesagt werden kann, so kann man es doch von den meisten behaupten, und weil die Stimmen nicht gewogen, sondern gezählet werden, so ist der Zustand eines solchen Staats demjenigen gleich, den Antisthe-

tisthenes in Athen vorfand, wo kluge Männer die Befehle der Thoren vollziehen mußten. Diese Unbequemlichkeiten merkte man in der neu aufgerichteten Republik nicht. Denn der Anfang neuer Stiftungen ist insgemein gut; aber dieser Zustand währte nicht lange, und man hätte auch Ursache gehabt, es als ein Wunder anzusehen, wenn er lange gewähret hätte. Denn sobald die Ungleichheit, die der Verfasser für so schädlich ansiehet, aufhörte, und ein jeder Bürger und Handmerksmann an der Regierung theil nahm, so öffnete sich gleichsam die Büchse der Pandora, und ein Unglück folgte auf das andere, welches dem Staate den Untergang drohete. Die Tribuni Plebis, oder die Beschützer des Volks, können also mit Recht als solche angesehen werden, die dem Staate alles Unglück zugezogen habe. Denn, so wie die so genannte goldne Freyheit zunahm, so nahm auch die Unordnung zu. Sollte man vielleicht einwenden, daß ich die Meynung des Verfassers nicht recht begriffen, indem derselbe dieses nicht läugne, sondern vielmehr selbst sage, daß solche Früchte aus einer Regierung des Volkes fließen, sobald das Verderben sich darinn eingeschlichen, und er allein von einer unbefleckten Demokratie rede, wo die Tugend am Ruder sitze, und in ihrem hellesten Glanze zu sehen sey, so kann man darauf antworten, daß man sich solchergestalt eine platonische Republik erdichte, die weder jemals vorhanden gewe-

sen, noch jemals gehoffet werden kann. Ich sage mit Bedacht, daß eine solche Republik nicht gehoffet werden könne, indem selbige nicht aus Engeln, sondern aus schwachen und den Lastern ergebenen Menschen, bestehet, welche selbst zugeben müssen, daß es unmöglich sey, in einer vollkommenen Freyheit, und zugleich auch in einem vollkommenen Frieden, zu leben; sondern, daß den Bürgern, wenn sie ausschweifen wollen, ein Zaum und ein Gebiß ins Maul gelegt werden müsse. Eine solche Republik aber ist auch niemals vorhanden gewesen, denn man wird nicht vermögend seyn, in der ganzen Geschichte ein Exempel von einer Volksregierung aufzutreiben, wobey man auf die Tugend sein beständiges Augenmerk gerichtet, und solche als den einzigen Grund des Staats angenommen. Eine solche Demokratie ist wie ein Irrlicht, welches sich auf einmal sehen läßt, und in dem Augenblicke auch wieder verschwindet. Der Zustand der Volksregierung in Rom war also beschaffen, wie ich denselben beschrieben habe, ehe der gemeine Mann daselbst aus der Art schlug, und ehe derselbe anfieng, die Aemter u. Ehrenstellen den Meistbietenden zu verkaufen. Eben so waren auch andre freye Republiken, auch zu ihren besten Zeiten beschaffen, und ehe das Verderben recht überhand nahm. Denn auch zu dem besten Zeiten, mußten die redlichsten und tugendhaftesten Bürger ihr Vaterland mit dem Rücken

cken anſehen, und wurden, nach den Grundgeſetzen, nicht nur von allen Aemtern ausgeſchloſſen, ſondern auch noch dazu, und zwar in Athen durch den Oſtracismum, und in Syracus durch durch den Petalismum, ins Elend getrieben. Der Verfaſſer behauptet zwar, daß man dieſes mehr als eine Ehre, als wie eine Strafe, anzuſehen habe. Aber ſo viel man aus der Hiſtorie abnehmen kann, ſo hätten die damals lebenden, und alſo mißgehandelten Perſonen dieſe Ehre gerne andern überlaſſen. Man findet bloß, daß die tugendhaften Männer dieſes mit Gedult ertragen haben. Es war auch zu den guten Zeiten, daß das Volk, den alleruntüchtigſten Perſonen die höchſten Aemter auftrug, und ihnen die Anführung der Kriegsheere anvertraute. Denn wie die Römer zu den allerbedenklichſten Zeiten den Terentius Varro zum General gegen den ſiegreichen Hannibal erwählten, ſo vertraueten die Athenienſer eben einen ſolchen hohen Poſten dem großen Prahler Cleon an, welches dem Ariſtophanes zu einen von ſeinen Schauſpielen Anlaß gegeben. Wenn demnach jemand behauptet, daß bey der Volksregierung die Tugend in ihrem vollen Glanze zu ſehen ſey, ſo ſcheint derſelbe die Natur und Eigenſchaft einer Demokratie nicht genugſam erwogen zu haben, und es iſt offenbar, daß ſich jemand bey dieſen Umſtänden bloß die Vorſtellung gemacht, wie die Sachen billig beſchaffen ſeyn

sollten, nicht aber, wie sie wirklich beschaffen sind. Denn wie kann doch diejenige Regierungsform die glücklichste genannt werden, welche gleich nach der Errichtung wieder zu Grunde gehet, oder welche gleich in so viele Unordnungen geräth, daß man beständig daran zu bessern hat, und mit einem solchen Staate, wie ein Arzt mit einem kranken Körper, umgehen muß, wie davon der römische Staat ein unwidersprechliches Zeugniß ablegt. Bey so bewandten Umständen muß ein geschickter Lehrer, der die Eigenschaft der Volksregierung erforschet, und die Früchte eingesehen, welche die so genannte goldene Freyheit, und die bezaubernde Gleichheit der Personen in einem Staate nach sich ziehet, sich nicht der Lehren bedienen, die der Verfasser vorschreibt, sondern vielmehr seinem Schüler folgende Vorschrift ertheilen: weil du zu einem Bürger in einem freyen Staate bestimmt bist, der von dem ganzen Volke regieret wird, so must du dich mehr auf den Schein als auf das Wesen befleißigen, weil die Erfahrung lehret, daß das gemeine Volk insgemein den Schatten anstatt des Körpers ergreifet. Du must ferner alle Anstalten der Obrigkeit beständig tadeln und durch die Hechel ziehen. Denn dieses wird dir ein Ansehen unter deinen Mitbürgern erwerben, und dir den Weg zu hohen Ehrenstellen bahnen. Du must dich nich weniger auf die Redekunst legen, und fein

schwatz-

ſchwatzhaft ſeyn. Denn dieſes wird dir bey den groſſen Zuſammenkünften des Volks ungemein zu ſtatten kommen. Denn die Erfahrung zeigt, daß die Redekunſt jederzeit eine Hauptbeſchäftigung für junge Leute in freyen Staaten geweſen, indem ein künſtlicher und verſchmitzter Redner das Volk zu allem, was er nur will, bereden kann. Du muſt dich endlich ſcheinheilig anſtellen, wodurch wundernswürdige Dinge in einer Demokratie können ausgerichtet werden. Solche und andere dergleichen Reguln müſſen jungen Leuten eingeprägt werden, die beſtimmt ſind, Mitglieder einer Demokratie zu werden, bey welcher Regierungsform die Tugend und deren Ausübung weniger Einfluß hat, als bey irgend einer andern Art der Regierung. Denn weil das Regiment in den Händen des ganzen Volks iſt, und die meiſten Menſchen entweder gottlos oder unwiſſend ſind, ſo kann man gewiß verſichert ſeyn, daß durch die meiſten Stimmen oft nicht das beſte und nützlichſte beſchloſſen werde, ſondern daß kluge und rechtſchaffene Männer dasjenige ins Werk ſetzen müſſen, was Narren und gottloſe Menſchen befehlen. Ich behaupte indeſſen doch nicht, daß dieſe Regierungsform nicht auch etwas gutes und nützliches bey ſich führen ſollte. Ich ſuche überhaupt, keine Regierungsform anzuſchwärzen, was es auch immer für eine ſeyn mag. Ich halte es doch aber auch zugleich

für meine Pflicht, das Gute sowohl als das Böse bey einer jeden anzuführen, welches aber der Herr von Montesquiou nicht thut, und welches billig als ein Fehler in seinem sonst so schönen Werke anzusehen. Denn derselbe führet bey der einen Regierungsform alles Gute, und bey der andern alles Böse an, was man bey derselben antrifft, und gründet sein Urtheil darauf, da man doch gestehen muß, daß sich bey allen Regierungsarten Fehler finden, und es noch nicht ausgemacht ist, welche unter allen die beste zu nennen sey. Was ich hier von den Demokratien angeführt, solches kann von den Aristokratien ebenmäßig gesagt werden. Beyde Regierungsarten sind gleich unbeständig. Wollte man etwa, um hievon das Gegentheil zu beweisen, Holland, die Schweitz, Genua, Venedig, und andre sowohl demokratische als aristokratische Staaten anführen, so ist ja einem jeden bekannt, daß diese Staaten längst auf schwachen Füssen gestanden. Das Volk in den vereinigten Niederlanden hat bereits oft eine Veränderung in der Regierung, und sich dem Hause Oranien zu unterwerfen, gewünschet. In der Schweitz hat man oft einen Canton gegen die andern bewaffnet, und zu Felde ziehen gesehen. In Venedig ist die Regierung solchergestalt auf Schrauben gesetzet, und die Vorsichtigkeit gehet dorten so weit, daß auch ein an eine despotische Regierung gewohnter Unterthan billig Bedenken tragen muß,

muß, ein venetianiſcher Bürger zu werden. Genua hat zu verſchiedenenmalen geſucht, ſich einer fremden Herrſchaft zu unterwerfen, und Pohlen, wo die Regierung ariſtokratiſch iſt, kann mit Recht dasjenige Land genannt werden, wo die Göttinn der Uneinigkeit ihren rechten Wohnplatz aufgeſchlagen. Nichts kommt mir ſeltſamer vor, als der Abriß, den der Verfaſſer von den eingeſchränkten Monarchien macht, von denen er behauptet, daß die Ausübung der Tugend dieſer Regierungsform nicht gemäß, ſondern die Begierde nach einem groſſen Namen hier der einzige Zunder zu großen und heldenmüthigen Unternehmungen ſey, gerade als wenn es bereits ausgemacht wäre, daß die Republikaner alleine durch die Tugend zu allem, was ſie vornehmen, getrieben würden, und daß die Begierde nach Ruhm und Ehre, und das Verlangen einen großen Namen bey den Nachkommen zu erhalten, bey ihnen keinen Bewegungsgrund zu großen und heldenmüthigen Thaten abgeben könne. Man muß wiſſen, was in dem Herzen der Menſchen verborgen iſt, um hievon mit Grund urtheilen zu können. Kann ein Republikaner ſein Vaterland lieben, ſo kann ein Unterthan, der unter einer monarchiſchen Regierung lebet, ſowohl ſein Vaterland, als ſeinen König, lieben, unter deſſen Schutz er lebet, und dem er ſeine Wohlfahrt zu danken hat, ſo daß, da der erſtere nur eine einfache, der letztere eine dop-

pelte

pelte Urſache zur Liebe gegen ſeine Obrigkeit hat. Die Tugend aber, welche ohne die geringſte Abſicht dabey zu haben ausgeübet wird, iſt ſo ſelten, daß viele mit Recht daran gezweifelt haben, und annoch daran zweifeln, ob ſolche jemals anders, als in Gedanken und in der Vorſtellung vorhanden geweſen; und daher hat ein bekannter Schriftſteller nicht unrecht geurtheilet, daß die Begierde nach Ruhm und Ehre und nach einem großen Namen die meiſten Hoſpitäler erbauet. Was der Verfaſſer unter der ſogenannten deſpotiſchen Regierung verſtehet, welche er mit ſo gehäſſigen Farben abmahlet, und von welcher er behauptet, daß weder Ehre noch Tugend, ſondern bloß eine ſklaviſche Furcht, dabey ſtatt habe, ſolches kann ich nicht ſagen. Weil unter dem Namen deſpotiſcher Regenten ſowohl Tyrannen, als unumſchränkte Monarchen, verſtanden werden können, die nach eignem Gefallen regieren, und keinen Geſetzen unterworfen ſind, ſo wäre es nothwendig geweſen, daß der Verfaſſer ſich hierüber deutlicher erkläret hätte. Wo er hierdurch überhaupt alle unumſchränkte Monarchen verſtehet, welches ſeine Meynung zu ſeyn ſcheint, indem er die Deſpoten als Regenten beſchreibet, welche, vermöge der unumſchränkten Macht, womit ſie bekleidet ſind, keine gute Fürſten, wie er meinet, ſeyn können, ſondern ihre Unterthanen nur als gekaufte Sklaven anſehen, ſich ſelbſt

aber

aber der Wollust und dem Müssigang ergeben, und alle Regierungssorgen einem Vezir oder erstem Minister anvertrauen; wo er, sage ich, hiedurch alle unumschränkte Monarchen verstehet, und glaubt, daß die Tugend und eine absolute Gewalt nicht mit einander vereiniget seyn können, so widerspricht er aller Erfahrung. Man trifft vielmehr in der Geschichte eine Menge von unumschränkten und zugleich tugendhaften Monarchen, oder solchen Fürsten an, die er Despoten nennet. Die Historie zeigt gleichfalls, daß viele Fürsten, wenn sie eine absolute Herrschaft erlanget, ihre vorigen Fehler und Untugenden abgelegt, und aus lasterhaften Herren die besten Regenten geworden sind, so daß sie denen besten Fürsten, von denen die Geschichte nur zu sagen weiß, an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Eine solche Veränderung ist auch nicht übernatürlich, sie ist vielmehr der Natur gemäß, wo man nicht sagen will, daß ein Regent, nach dem Maaße wie derselbe an Macht und Ansehen zunimmt, also an Ehrbegierde und an dem Verlangen, einen guten Nahmen bey der Nachkommenschaft zu erhalten, wieder abnehme. Die Fehler und Laster also, welche der Verfasser der Regierung beylegt, muß man bloß den Regenten zuschreiben. In Rom war einerley Regierungsform, sowohl unter dem Trajan, als unter dem Nero, sowohl unter den Antoninen, als unter dem Commodus, sowohl unter dem Vespasianus und Titus, als unter

dem

dem Domitian, und dennoch lebten die Römer unter den erstern von diesen Regenten eben so glückselig, als sie unter den letztern elend und unglückselig waren, woraus offenbar erhellet, daß das Wohl und Weh der Unterthanen nicht von der Regierungsform, sondern von den Regenten abhängt. Der Verfasser sucht seinen Satz zwar durch das Beyspiel orientalischer und türkischer Monarchen zu behaupten; und man muß gestehen, daß unter denselben verschiedene grausame Tyrannen befindlich gewesen, allein von allen kann man dieses dennoch nicht sagen. Denn man findet auch unter ihnen einen Cingis Kan, einen Tamerlan, einen Abas, einen Solymann, einen Akebar, einen Oranzeb, einen Saladin, und verschiedene andere, welche an Tugend und Regierungskunst auch den vortrefflichsten Regenten nichts nachgeben. Und gesetzt auch, daß diese Fürsten alle Tyrannen gewesen, wie man solches doch nicht behaupten kann, so rühret dieses dennoch nicht von der Regierungsform, sondern von der Beschaffenheit der orientalischen Länder, und von den daselbst herrschenden bösen Gewohnheiten u. eingeführten unanständigen Sitten her. Denn wenn einer von den grausamsten Tyrannen in Orient in einem andern Lande regiert hätte, wo man einen bessern Begriff von der Tugend und den Lastern hat, so würde sein Regiment weit milder gewesen seyn, ungeachtet die Regierungsform in allen Stücken

cken eben dieſelbe geblieben. Es mag alſo eine Monarchie durch gewiſſe Geſetze eingeſchränkt, oder ganz abſolut ſeyn, ſie mag als ein Fideicommiß, oder als ein väterlich Erbgut regieret werden, ſo kann, wenn ein Regent tugendhaft iſt, Tugend und Ehre daſelbſt blühen, und ſowohl unter dieſer Regierungsform, als unter andern Regierungen, ausgeübet und angeflammet werden. Und daher muß auch die Erziehung der Jugend weit anders, als wie der Verfaſſer es vorſchreibt, eingerichtet, und keine ſklaviſche Furcht bey ihrem Unterrichte zum Grund gelegt werden. Denn man kann nicht wiſſen, wie ein Deſpot ſich aufführen wird, ob er ſeine Macht mißbrauchen, und ſeine Unterthanen als Knechte und Leibeigene, oder, nach dem Beyſpiel der alten Patriarchen, welche mit einer gleichen unumſchränkten Macht bekleidet waren, als ſeine Kinder, anſehen wird. Es muß demnach der unter einer deſpotiſchen Regierung lebenden Jugend Ehre, Liebe, Furcht und Tugend eingeprägt werden. Ich weiß nicht, ob ich den Verfaſſer recht verſtanden. Sollte ich ſeine wahre Meynung verfehlet haben, ſo iſt er ſelbſt ſchuld daran, weil er die barbariſchen deſpotiſchen Herren nicht von andern unumſchränkten Fürſten unterſchieden, die, was die Regierungsform anbelanget, eine gleiche Gewalt in Händen haben. Unſer Verfaſſer aber mahlet den Deſpotismum überhaupt als eine Regierung ab, worinn, ſeiner Meynung

rung nach, weder Tugend noch Ehre statt haben können. Keine Regierung ist wohl jemals mehr absolut und despotischer gewesen, als die Russische, und kein Regent hat doch mit grösserer Sorgfalt daran gearbeitet, seine Unterthanen gesittet zu machen, und ihnen Tugend und Ehre einzuprägen, als Peter Alexiowitz. Das alte Syracus ist niemals in einem glückseligern Zustande gewesen, als unter des Gelons und Hierons unumschränkter Regierung. Diese und andere Exempel werfen den Satz des Verfassers über einen Haufen. Meinem Bedünken nach hätte er, anstatt des Despotismi überhaupt, bloß die afrikanischen tyrannischen Regierungen anführen sollen, welche aus andern Quellen, als aus der Regierungsform, herfliessen. Er sollte bloß von dem Mißbrauch, welcher bisweilen von solchen Regierungen gemacht wird, geredet, und solchen mit dem Unglück verglichen haben, das aus den verdorbenen Volksregierungen und Aristokratien herfliesset, so würde der Schluß ganz anders ausgefallen seyn. Er sollte eine rechte Beschreibung von dem Despotismo gegeben haben, den er mit so gehässigen Farben abmahlet, und durch das Beyspiel der meisten afrikanischen, und orientalischen Regierungen vollends abscheulich zu machen suchet, da doch in diesem Lande nicht eine Funke von einem gesitteten und tugendhaften Wesen anzutreffen ist. Meinem Bedünken nach aber hat er sich nicht getrauet,

eine

eine rechte Beſchreibung von dem Deſpotismo zu geben. Denn der Deſpotismus, er mag nun entweder in Afrika, oder in Europa, in einem geſitteten, oder in einem ungeſitteten Lande, eingeführet ſeyn, kann nicht anders beſchrieben werden, als eine willkührliche Regierung, wo die Regenten, nach dem Exempel der alten Patriarchen, das Recht des Lebens und des Todes über ihre Unterthanen haben, und wo der bloße Wille der Regenten dem Lande ſtatt eines Geſetzes dienet. Dieſe Beſchreibung iſt derjenigen gemäß, welche alle Moraliſten und Politici von dem Deſpotiſmo machen, und es zeigen unzählige Beyſpiele, daß unter guten Deſpoten die Unterthanen vollkommen glücklich leben, und daß Tugend und Ehre eben ſo ſowohl unter einer ſolchen Regierung, als bey einer Demokratie, Ariſtokratie, und eingeſchränkten Monarchie, ſtatt haben können. Ich will den Verfaſſer nicht beſchuldigen, daß derſelbe die Abſicht gehabt, alle unumſchränkte Regierungen hiedurch anzuſchwärzen und verhaßt zu machen. Vielleicht iſt ihm dieſes niemals in den Sinn gekommen. Ich ſage bloß, daß er ſich deutlicher hätte erklären ſollen. Ob man gleich ſagen kann, daß dieſe Schrift dadurch etwas an ihrem Werthe gewonnen, indem den Leſern unſerer Zeiten keine andre Schreibart gefällt, als welche kurz und gleichſam abgewogen iſt, und worinne ein jeder Satz wie ein Epigramma ausſiehet, ſo daß man heutiges

Tages alles verwirft, was man bey dem ersten Anblick sogleich fassen kann. In diesem Stücke ist es dem Verfasser vortrefflich gelungen. Indessen erkühne ich mich doch, da ich nicht allemal der herrschenden Meynung folge, zu behaupten, daß alle diejenigen, welche in der Absicht schreiben, um zu unterrichten und zu lehren, sich mehr einer weitläuftigen, als einer gedrungenen und gleichsam abgewogenen, Schreibart bedienen müssen. Denn in dieser Art Schriften kann die Weitläuftigkeit, bis auf die Wiederholungen und Tautologien, entschuldiget werden. Die Schriften, wodurch man dieses Werk zu widerlegen gesuchet, und die harten Urtheile, welche man darüber gefället, benehmen demselben nichts von seinem Werthe. Es sind nur gute und wohlausgearbeitete Schriften, denen das Schicksal vorbehalten bleibet, angegriffen und widerlegt zu werden, und es ist nicht der Eifer für die Religion und die Liebe zur Wahrheit, sondern Neid und Mißgunst, wodurch die meisten Schriftsteller in Bewegung gesetzt werden. Gegen gemeine und schlechte Bücher wird niemand leicht die Feder schärfen. Man lässet solche, und alles, was darinn vorgetragen worden, unangefochten, und übersieht auch die größten Fehler. Sobald aber eine Schrift ans Licht tritt, welche mit Fleiß ausgearbeitet worden und deßwegen gerühmt wird, so ist des Beschuldigens und Widerlegens kein Ende. Bald ist der Verfasser ein Naturalist,

bald

bald ein Hobbesianer, und bald ein Spinozist. Man haſcht hier und da ein Wort, und giebt ſich nicht die geringſte Mühe, die wahre Meynung des Verfaſſers zu erforſchen. Ich habe dergleichen unlängſt in einer Widerlegung einer gewiſſen Schrift angetroffen, wo der Refutant es als eine nicht zu entſchuldigende Gottloſigkeit anſiehet, daß der Verfaſſer der Schrift Baylen einen großen und berühmten Mann genennet. Gleichergeſtalt ward ein anderer hart angegriffen, weil derſelbe den Calvin wegen ſeiner Gelehrſamkeit und Scharfſinnigkeit gerühmet. Ich trete denenjenigen willig bey, welche dieſe Schrift des Herrn Montesquiou für eben ſo lehrreich als zierlich halten, und wenn man ja einige Fehler darinn antrifft, ſo können ſolche nicht anders, als einige kleine Flecken auf einem ſchönen Angeſichte, angeſehen werden. Das hauptſächlichſte, was ich an dieſer Schrift ausſetze, beſtehet darinn, daß der Verfaſſer alle despotiſche oder unumſchränkte Regierungen mit der Regierung zu vermengen ſcheint, die zu Rom unter dem Caligula, Nero ꝛc. eingeführt war, welchen Fehler Gordon in ſeinen Anmerkungen über den Tacitus gleichfalls begangen. Man kann mit Recht behaupten, daß, wenn die Regenten tugendhaft ſind, alle Regierungsarten gut ſind, es mögen übrigens Monarchien, Ariſtokratien, oder Demokratien ſeyn, und viele Beyſpiele werden einen überführen, daß die Unterthanen einer Monarchie

einer größern Freyheit genossen, und wenigern Lastern unterworfen gewesen, als diejenigen, welche in einer so genannten freyen Republik gelebet. Ich bin ꝛc.

Der

fünf und siebzigste Brief.

Mein Herr,

Ein gewisser Heyde ward einmal gefragt, welche Religion er für die sicherste, und welchen Gottesdienst er für den besten hielte? Er antwortete, daß seinem Bedünken nach derjenige Gottesdienst der beste wäre, der die meiste Übereinstimmung mit einer wohleingerichteten und auf das Gesetz der Natur gegründeten Regierung hätte, und daß derjenige, der eine neue Religion stiften wollte, seine Absicht nicht sicherer und besser erreichen könne, als wenn er den gründlichen Entwurf weltlicher Gesetzgeber zum Muster nähme, und alles auf eine solche Art eingerichtete, daß die Religion und die bürgerliche Regierung in allen Stücken mit einander übereinstimmten, weil solchergestalt niemand

etwas

etwas daran auszuſetzen finden würde. Man muß geſtehen, daß keine vernünftigere Antwort von einem Manne ertheilet werden können, der keinen andern Wegweiſer hatte, als das Licht der Vernunft und die natürlichen Geſetze, worauf die bürgerlichen ſich gründen. Wir aber, die wir die Offenbarung zum Wegweiſer haben, müſſen derſelben folgen, und ſolche in unſerm Gottesdienſt unſre vornehmſte Richtſchnur ſeyn laſſen, ſo daß wir auch in vielen Stücken, die uns befohlen worden, unſre Vernunft unter dem Gehorſam des Glaubens gefangen nehmen, und nicht den Gottesdienſt, der uns der beſte zu ſeyn ſcheinet, ſondern denjenigen annehmen müſſen, der uns befohlen worden, wobey wir uns gegen alle Einwendungen, welche die Weiſen dieſer Welt zu machen pflegen, mit einem beſtändigen αυτος εφα, oder, der Herr hats geſagt, bewaffnen müſſen. Bey einem Volke aber, welches keine Offenbarung kennet, kann ein Stifter einer neuen Religion nicht ſicherer gehen, als wenn er den Gottesdienſt nach dem Modell einer vernünftigen bürgerlichen Regierung einrichtet. Wie alſo eine wohleingerichtete Regierung hauptſächlich erfordert, daß die höchſte Macht in den Händen einer einzigen Perſon ſey, es mag ſelbige übrigens, daß ich mich dieſes Ausdrucks bediene, Simplex oder Compoſita ſeyn, ſo muß auch der vor-

nehmste Religionsartikul dieser seyn: Es ist nur ein einziger Gott. Denn, wie eine Societät durch nichts mehr verwirret und deren Untergang durch nichts mehr beschleuniget wird, als wenn man die höchste Majestät theilet, so ist auch bey der Stiftung einer Religion nichts thörichter und schädlicher, als viele von einander unabhängige Götter zu lehren. Wie es ferner bey einer wohleingerichteten Regierung erfordert wird, daß die Unterthanen ihre verordnete Obrigkeit dafür halten, selbige verehren, und keinen andern für ihren rechtmäßigen Regenten erkennen müssen, so wird auch in der Religion erfordert, daß die Verehrung allein an Gott gerichtet, und kein anderes Wesen solcher Verehrung mit theilhaftig gemacht werde. Ferner, wie die Projectmacher in einer Societät für die schädlichsten Bürger gehalten werden, weil sie allerhand Vorschläge thun, die auf nichts anders abzielen, als die Grundsätze der Regierung zu schwächen, so müssen auch diejenigen für die strafwürdigsten und gottlosesten Lehrer gehalten werden, welche eine Lehre fortzupflanzen suchen, die zur Schwächung vorerwehnten Hauptartikuls abzielet. Wie nicht weniger diejenigen für die besten und tüchtigsten Bürger gehalten werden, welche sich bemühen, denen Gesetzen des Landes eine Gnüge zu thun, und durch Fleiß und Arbeit das Beste der Societät zu befördern, so müssen auch diejenigen in der Religion für die Gottseligsten angesehen werden,

den, welche sich guter Werke befleißigen. Denn, wie ein vernünftiger Regent diejenigen nicht als seine getreuesten Unterthanen ansiehet, welche sich beständig in seinem Vorgemach krümmen, zu seinem Ruhme Lobgesänge verfertigen, und beständig mit neuen Bittschriften in der Hand herumgehen, sondern diejenigen mit Recht seine treuen und besten Unterthanen nennet, die, ohne vieles Geräusche, in der Stille der Pflicht eines treuen Bürgers und eines rechtschaffenen Unterthanen eine Gnüge zu leisten suchen, so können auch diejenigen nicht für ächte Kinder Gottes gehalten werden, welche gleichsam an die Kirchen und andere heiligen Oerter angeleimet sind, und beständig Herr, Herr, rufen, oder, welches einerley ist, Bettler vorstellen, welche, in Absicht auf die Religion, in eben dieselbe Classe gesetzt werden müssen, worinn in einer bürgerlichen Gesellschaft die müßigen und faulen Bettler gesetzet werden, und wohin die Mönche gehören, deren Verrichtung einzig und allein darinn bestehet, daß sie lesen, singen und betteln. Wie ferner bey der Einrichtung aller Regierungen, die Strafe und Belohnungen als Mittel angesehen werden, die Regierung zu unterstützen, und solche vor dem Umsturz zu sichern, so kann auch keine Religion den Namen einer Religion behaupten, wo nicht die Lehre von den Strafen und Belohnungen in jenem Leben darinn einen Hauptartikul ausmacht. Ein epicuräischer Gottesdienst

ist demnach kein Gottesdienst, und die Ehrerbietung und Andacht, welche Epicurus den Göttern erwies, hat das Ansehen eines Schauspiels. Die Pracht bey dem äußerlichen Gottesdienst hat auch viele Uebereinstimmung mit der Einrichtung einer Societät. In wohleingerichteten Staaten sucht man die Ueppigkeit und den Ueberfluß zu hemmen. Bey der Religion müssen auch keine prächtige Ceremonien statt haben, welche den Aberglauben nach sich ziehen. Wie man ferner in einer jeden wohleingerichteten Societät darauf bedacht ist, die Anzahl der Bürger zu vermehren, indem die Stärke des Landes auf der Menge der Bürger beruhet, so kann und muß in einer jeden Religion der Artikul als schädlich und nachtheilich angesehen werden, der die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts hindert, und das Klosterleben als einen heiligen Stand anpreiset. Wie ein vernünftiger Gesetzgeber weiter solche Anordnungen macht, welche das Volk zur Arbeit aufmuntern, und wodurch eine Societät nicht nur bestärket wird, sondern auch allerhand schädliche Leidenschaften und Wollüste erstickt werden, so ist es eben sowohl nöthig, daß man in der Religion nicht zu viele Feste und heilige Tage anordnet, wodurch allerhand nützliche Arbeiten verhindert werden, die Gottseligkeit aber mehr erkaltet, als angeflammet wird. Daher kann eine jede Religion, welche mit gar zu vielen Festen, und daher entsprin-

ſpringenden müßigen Tagen, beſchweret iſt, nichts anders zu ihrer Vertheidigung, als den göttlichen Willen, anführen, und daß es Gott alſo gefallen, zu befehlen, daß dieſe Tage von den Menſchen gefeyert werden ſollten. Hier aber kommt es auf den Beweis an, und ſodann wird es ſich bey einer angeſtellten Unterſuchung finden, daß dieſe Verordnungen nicht in dem göttlichen Cabinet abgefaßt, ſondern bey einer Prieſterverſammlung ausgeſonnen, und den Leuten nachher als göttliche Geſetze aufgedrungen worden. Wie ferner in einem wohlbeſtellten Staate die Sünden und Miſſethaten nach dem Verhältniſſe abgemeſſen werden, welches ſie mit der Societät und dem gemeinen Beſten haben, als welches das rechte und eigentliche Verhältniß iſt, ſo muß man ſich auch eben derſelben Waagſchale in der Religion bedienen. In einer Societät werden die Friedensſtörer, die Rebellen, die Diebe, Mörder, Ehrenſchänder, und andere dergleichen Böſewichter für die größten Sünder gehalten, und, weil ihre Unternehmungen auf den Untergang des Staates abzielen, mit Recht auf das härteſte beſtraft, wogegen man im Gegentheil mit andern gelinder verfähret, deren Verbrechen keinen Einfluß in den Staat haben. In der Religion müſſen auch diejenigen allein als Ketzer angeſehen und beſtraft werden, deren Lehren auf den Umſturz der Religion abzielen. Hingegen muß man nicht gegen alle Irrende überhaupt

sogleich mit der Strafe verfahren, am wenigsten aber diejenigen strafen, die in einer guten Absicht irren, und deren Irrthümer nicht gegen die Hauptartikul der Religion anstoßen. Es muß auch hier, wie in einem weltlichen Staate, heissen: Minima non curat Praetor. Ein vernünftiger Gesetzgeber giebt ferner acht, daß das Land nicht mit gar zu vielen Verordnungen beschweret werde, so wie ein rechtschaffener Arzt seine Patienten nicht mit gar zu vielen Recepten quälet. Denn eben dadurch, daß man die Gesetze vervielfältiget, und alles gar zu genau fassen will, wird insgemein die Hauptsache versäumt. Eben dieses setzt man auch an verschiedenen Religionen aus, welche bisweilen mit so vielen Künsteleyen bedecket werden, daß man den Grund derselben einzusehen nicht vermögend ist. Die Juden, deren Religion mit so vielen Verordnungen und Ceremonien beschweret war, konnten sich durch den von Gott erhaltenen Befehl entschuldigen, dessen Absicht ihnen verborgen seyn konnte. Die Christen können, in Absicht auf verschiedene Lehren und Verordnungen, eben dasselbe anführen und sagen, wir können deßwegen keine Rede und Antwort geben, oder erklären, worauf sich dieses oder jenes gründet. Weil aber Gott mit klaren und deutlichen Worten dieses und jenes befohlen, so müssen wir glauben, daß es wohlgegründet sey, ob es gleich den eingeschränk-

ſchränkten Begriff der Menſchen überſteiget, übrigens aber doch gegen die andern Hauptgebothe nicht anſtößet. Wenn ich von gewiſſen Anordnungen rede, ſo verſtehe ich diejenigen, welche in der Lutheriſchen und Reformirten Gemeine angenommen und eingeführet worden, nicht aber diejenigen, welche in der Römiſchcatholiſchen Kirche als Glaubensartikul angeſehen werden, ungeachtet man nicht im Stande iſt, einen göttlichen Befehl, wodurch ſelbige gebothen worden, vorzuzeigen, ſondern dieſelben ſich allein auf menſchliche Geſetze gründen, die zu den Zeiten abgefaßt worden, da der Theil der Welt, den wir bewohnen, in der dickſten Finſterniß und Unwiſſenheit begraben war, ſo daß die itztlebenden Römiſchcatholiſchen Urſache haben, ſehr wohl zufrieden zu ſeyn, daß die Religion nicht noch mehr verſtellet worden. Denn wenn der Pabſt und die Geiſtlichkeit des mittlern Alters gelehret hätten, daß der Mond von grünem Käſe ſey, ſo würde dieſe Lehre unverzüglich, ohne das geringſte Bedenken, als ein Glaubensartikul angenommen worden ſeyn, und die Nachkommen würden ſich verbunden gehalten haben, mit denjenigen zum Scheiterhaufen zu wandern, die deßwegen auch nur den geringſten Zweifel zu äußern ſich unterſtanden hätten. Ein vernünftiger Geſetzgeber ahmt ferner dem Beyſpiel eines klugen Landmannes nach. Denn, wie dieſer das Erdreich vorher unterſucht, zu welcher Art von Getrayde daſſelbe

ſelbe ſich wohl am beſten ſchicken dürfte; ſo hat auch ein kluger Geſetzgeber die Beſchaffenheit des Landes, die Art und Eigenſchaft der Einwohner und andere dahin einſchlagende Umſtände jederzeit vor Augen, und ſchärft und mildert nach Maaßgebung derſelben ſeine Geſetze und Verordnungen. Denn, was bey dem einen Volcke, durch mäßige Strafen, durch Drohungen und Erinnerungen, ausgerichtet werden kann, darzu werden bey einem andern Volcke Geiſſel, Schwerdter und Folterbänke erfordert. Und ſo muß man es auch in der Religion für einen Glaubensartikul halten, daß Gott eben dieſe Umſtände vor Augen habe, und gleiche Miſſethaten nicht mit gleicher Strafe belege. Denn, wenn Zweene einerley thun, ſo iſt es deßwegen nicht immer einerley. Der Eine wird durch heftige und ihm natürliche Leidenſchaften überwältiget, und begehet eine Sünde. Der Andere begehet mit kaltem Blute eben dieſelbe Sünde. Die That iſt an und für ſich ſelbſt zwar gleich, aber, in Abſicht auf die Perſonen, welche ſolche begehen, dennoch ungleich. Denn der Erſte ſündiget, weil er durch Schwachheit und durch ein hitziges wildes Geblüt hingeriſſen wird. Der Andere aber ſündiget aus freyem Willen. Daher pflichten viele vernünftige und billige Geiſtliche den harten Urtheilen derjenigen nicht bey, welche ſolche Perſonen, die durch Angſt, Krankheit und Schmerzen überwältiget, ſich ſelbſt

das

das Leben nehmen bis in die unterſte Hölle verdammen. Ein Geſetzgeber giebt auch genau acht, daß die Strafe dem Verbrechen gemäß ſeyn möge. Er richtet ſolche nicht gar zu geringe ein, damit die Bosheit nicht geſtärket werden möge. Er ſchärft ſie aber auch niemals zu ſehr, damit die Strafe nicht das Anſehen einer Tyranney gewinnen, und die Menſchen in Verzweiflung ſtürzen möge. Man findet in verſchiedenen bürgerlichen Geſetzen Beyſpiele von gar zu geringen Strafen, die daher keine Wirkung haben, und wodurch die Geſetze ſelbſt nur lächerlich werden. Hier in Norden konnte vordem ein Mord mit einer gar geringen Geldſumme gebüßet werden. Nach den Friſiſchen Geſetzen durfte man demjenigen, den man mit einem Stocke geſchlagen, nicht mehr als einen Sechsling geben. Nach dem Saliſchen Geſetze aber bezahlte man drey ſous, oder ungefehr vier Schillinge, für eine ſolche That. Nach dem Geſetze der zwölf Tafeln büßte man eine Ohrfeige mit zwanzig Schillingen, und deßwegen ließ ein muthwilliger junger Herr in Rom ſeinen Diener allemal mit einem Beutel voll Geld hinter ſich her gehen, und, nachdem er denjenigen, welche ihm auf der Gaſſe begegneten, Ohrfeigen gegeben, ſo ließ er ihnen ſogleich durch ſeinen Diener zwanzig Schillinge auszahlen. Im Gegentheil kann man aber auch eben ſo

viele

viele Exempel von gar zu harten Strafen aus den Gesetzbüchern anführen. Ich will nur der einzigen Verordnung erwehnen, welche man in den zwölf Tafeln findet, und wodurch ein Gläubiger die Freyheit erhält, wenn der Schuldner in einer gewissen Zeit nicht bezahlte, Stücke von dessen Leibe abzuschneiden. Solche Gesetze können in gesitteten Ländern eben so wenig, als in der Religion, statt haben, und ein zeitliches Verbrechen kann nicht mit einer ewigen Strafe angesehen werden. Ich verstehe hierdurch bloß die natürliche Religion. Denn, wenn diese Strafe von Gott, und zwar mit deutlichen Worten, auf ein Verbrechen gesetzt wird, so muß man selbige für gerecht und dem Verbrechen gemäß erkennen. Ich sage mit Bedacht, wenn dieses mit klaren und deutlichen Worten geschehen, um dadurch zu erkennen zu geben, daß die Strafen, deren in der Schrift gedacht wird, selbst unter den Kirchenlehrern zu streitigen Auslegungen und Erklärungen Anlaß gegeben. Ein Stifter einer Religion handelt demnach klüglich, wenn er eben demselben Plan folget, den vernünftige Gesetzgeber beobachtet haben, und dasjenige zu einem Hauptartikul in der Religion macht, was ein Grundgesetze in einem wohleingerichteten Staate abgiebt. Beyde Gebäude sind auf einem gleichen Grund gebauet, und erfordern einerley Baumaterialien. Denn, ungeachtet das eine Gebäu-

bäude geiſtlich, das andere aber weltlich, das eine gleichſam von Marmor, und das andere von Mauerſteinen, iſt, ſo muß doch die Form und die Baukunſt einerley ſeyn, und das eine nach dem Vorbilde des andern eingerichtet werden. Die erſten vernünftigen Geſetzgeber haben bey den Stiftungen und Einrichtungen der Staaten ſich des Lichts der Natur zum Wegweiſer bedienet, und daher haben diejenigen, welche in den folgenden und ſpätern Zeiten eine Religion geſtiftet, dafür gehalten, daß ihre Lehrbegriffe am beſten nach dem Plan ſolcher Regierungen könnten eingerichtet werden. Es iſt als ein Hauptartikul in der Religion anzuſehen, was auch ein Grundgeſetz in einem wohleingerichteten Staate iſt, daß diejenigen Lehren für die allerſtrafwürdigſten zu halten, die gegen dieſe Grundgeſetze anſtoßen. Man muß ferner die Religion mit keinen andern Lehren bebürden, als welche von Gott mit klaren und deutlichen Worten vorgeſchrieben, und zu glauben befohlen worden. Ich ſage wohlbedächtlich, mit klaren Worten. Denn wenn die Worte ſolchergeſtalt abgefaßt ſind, daß man nicht deutlich ſehen kann, ob darinn ein Befehl, oder bloß nur eine Zulaſſung in gewiſſen Fällen enthalten, und man über deren wahre Erklärung ſich nicht vereinigen kann, ſo thut man am ſicherſten, daß man keine gleichgültige Dinge zu Glaubensartikuln macht. Sollte

etwa

etwa jemand sagen, es sey ungereimt und verwegen, einen Stifter einer Religion dahin anzuweisen, die Einrichtung einer bürgerlichen Societät zum Muster zu nehmen, so kann man darauf antworten, was ich schon vorher gesagt habe, daß hiedurch nur solche Stifter einer Religion verstanden werden, die von keiner Offenbarung etwas wissen. Denn wenn Gott etwas befiehlet, so muß man dasselbe glauben, auch wenn solches die Gränzen unsers Verstandes übersteiget. Denn alsdenn werden solche Dinge, die dem Anschein nach gleichgültig sind, groß und wichtig, und Gesetze, die dem Ansehen nach mit einander streiten, sind nicht mehr an und für sich selbst streitig, sondern sie scheinen nur der eingeschränkten Vernunft mit einander zu streiten. Wenn man dieses alles überlegt, so kann man mit jenem vornehmen und scharfsinnigen Moralisten frey sagen, daß die gegründesten und reinesten Lehren, die ein Stifter einer Religion festgesetzt, sehr üble Wirkungen haben können, wenn selbige nicht mit den Grundgesetzen einer wohleingerichteten Regierung oder einer Societät übereinstimmen. Und daß im Gegentheil die irrigsten Lehren die herrlichsten Folgen nach sich zu ziehen vermögen, so bald sie diesen Grundgesetzen gemäß sind. Wenn sie, mein Herr, dieser Sache ein wenig genauer nachdenken, so werden sie finden,

daß

daß diese meine Gedanken von der Orthodoxie nicht im geringsten abweichen. Ich bin ꝛc.

❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀

Der sechs und siebzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe bereits an verschiedenen Orten in meinen Schriften, insonderheit aber in den verglichenen Geschichten großer Helden und anderer berühmten Männer, mit mehrerm dargethan, daß der Unterscheid, der sich unter den Nationen, in Absicht auf die Tugend und Tapferkeit findet, nicht der Luft, der Nahrung und den Eigenschaften des Landes, sondern einzig und allein guten Gesetzen, und einer vernünftigen Erziehung zugeschrieben werden müsse, und daß die Einwendungen, die man hiergegen zu machen pflegt, von selbst hinwegfallen. Ich gebe zwar zu, daß die Luft und die Art der Nahrung, welche man genießet, starke und dauerhafte Menschen hervor zu bringen vermögend sey. Aber daraus fließt nichts anders, als daß aus natürlichen Ursachen in gewissen Ländern starke und fette Poltrons gezeuget werden können. Der berühmte Verfasser des Buchs,

Esprit des Loix, folgt in diesem Stücke der allgemeinen Meynung, und weil seine Urtheile und Bedenken von einem großen Gewichte sind, so wird dieses die Anzahl dererjenigen noch mehr vergrößern, welche die Tugenden und Laster an einen gewissen Ort binden, und solche als natürliche Wirkungen der Luft, der Erde, und der Nahrung ansehen. Dieser berühmte und ansehnliche Schriftsteller handelt in dem 17 Buche allein von dieser Materie, und fängt solche mit folgenden Worten an: Die Hitze schwächt die Stärke und den Muth der Menschen. Die kalten Länder aber geben, sowohl dem Leibe als dem Gemüthe, die erfoderliche Stärke. Dieses bemerkt man nicht nur, wenn man eine Nation mit der andern vergleicht, sondern auch an verschiedenen Personen in der Nation selbst. Solchergestalt sind die gegen Mitternacht wohnenden Chineser mit größerm Muthe begabet, als diejenigen, welche den gegen Mittag liegenden Theil des Landes inne haben. Und man darf sich daher nicht wundern, wie er sagt, daß die Einwohner in den warmen Ländern Sklaven sind, und sich mit leichter Mühe darein finden, unter einer despotischen Regierung zu leben, woran sich diejenigen, die in den kalten Ländern wohnen, niemals gewöh-

wöhnen können. Solches fließt aus natürlichen Ursachen. Er fährt ferner fort: Amerika kann hierinn nicht weniger zum Beyspiel dienen. Die despotischen und unumschränkten Regierungen von Mexico und Peru waren nicht weit von der Linie entfernt. Alle freye Völker aber wohnen nahe bey den Polen. Ich will hier nicht wiederholen, was ich hiervon bereits an einem andern Orte beygebracht, und durch viele historische Beyspiele so ausführlich bewiesen habe, daß solches fast unwidersprechlich zu seyn scheinet. Ich will nur diese angeführten Worte des Verfassers ein wenig genauer untersuchen. Ich räume ihm gerne ein, daß die kalten Länder dem Leibe Stärke und Kraft zu geben vermögend sind, aber die Tapferkeit, die Tugend, und die Begierde zur Freyheit rühren keinesweges von der Luft und Nahrung her. Man wird stark gebohren, aber die Tapferkeit und Tugend hat man der Erziehung zu danken. Man merkt nicht das geringste Merkmaal der Tapferkeit bey den Samojeden, Grönländern, und andern in dem äussersten Norden wohnenden Völkern. Die Russen sind, ehe sie durch Gesetze gesittet gemacht, und durch gute Beyspiele und Belohnungen ermuntert worden, von allen und jeden für ein feiges und unstreitbares Volk gehalten worden. Ob die Einwohner des nordlichen Theils von Amerika mehr Muth besitzen,

als diejenigen, welche den mittägigen Theil dieſes Landes inne haben, ſolches kann man nicht ſagen, indem dazu genauere Nachrichten erfordert werden, als wir davon haben. Unſer Verfaſſer ſagt, daß die Einwohner der warmen Länder gleichſam dazu erſchaffen worden, in der Sklaverey und unter einer unumſchränkten Herrſchaft zu leben. Man ſollte alſo faſt daraus ſchließen, daß wenige oder gar keine Beyſpiele von freyen Republiken in den mittägigen Theilen der Welt angeführet werden könnten, da doch die Hiſtorie zeigt, daß die erſten perſianiſchen Könige vor den Zeiten des Cyrus weit eingeſchränkter, als die alten nordiſchen Fürſten regieret, und daß ſie mehr wie primi inter pares, oder Vorſteher des Volks, als für Monarchen, angeſehen worden. Eben daſſelbe kann von den alten Aegyptiſchen Königen geſagt werden, welche von ihren Unterthanen ſo ſehr geliebet wurden, als Kinder nur immer ihre Eltern lieben können. Beyde Staaten wurden durch gründliche, vernünftige und gemäßigte Geſetze, regieret, die man noch nicht genug bewundern kann. Die Einwendungen, welche der Verfaſſer gegen die chineſiſche Regierung macht, ſind nicht vermögend die Berichte umzuſtoßen, welche die Miſſionarien uns davon mitgetheilet. In Amerika blühete bey der Ankunft der Spanier die tlaſcalteliſche Republik, welche ſo groß und mächtig war, daß ſie der mexicani-

canischen Monarchie die Waage halten konnte. Meden, eine große Landschaft in Asien, ward eine lange Zeit als eine Republik regieret. In Palästina, oder in dem Lande der Philister, war dir Regierung aristokratisch. Die Tyrier und Phönizier waren vordem Republikaner. Carthago, welches lange mit Rom um die Herrschaft der Welt stritte, war eine afrikanische Republik. Daselbst hatte also die Hitze der Sonne eine andere Wirkung. Denn kein Volk hat jemals eine größere Begierde zur Freyheit und Unabhängigkeit bewiesen, als Carthago. Lydien, eine große Landschaft in Asien, bestand aus 23 Freystädten, und ward als ein Muster angesehen, wie eine solche große Republik eingerichtet werden müßte. Die griechischen Städte, welche gegen Asien liegen, und kaum den Namen der Kälte kennen, sahen vordem die Freyheit als das größte Kleinod der Menschen an, und man kann mit Wahrheit sagen, daß kein nordisches Land die Unabhängigkeit jemals mehr geliebet. Bosmann, Artus, Barbot und andre reden in ihren Reisebeschreibungen von Aristokratien auf der Goldküste in Afrika, und erwehnen verschiedener kleinen Könige, die an einigen Orten regieren, aber keine Gewalt ausüben. Ich könnte, um dieses zu beweisen, noch mehrere Beyspiele anführen, aber es mag dasjenige, was ich beygebracht, genug seyn, um zu beweisen, daß gegen die Sätze des Verfassers annoch verschiedene

wichtige Einwendungen gemacht werden können. Kein Beweis aber, den man dem Verfaſſer entgegenſetzen kann, iſt ſtärker, als der von den Veränderungen hergenommen wird, denen eine Nation unterworfen geweſen; und woraus erhellet, daß Tugend und Tapferkeit ſich eben ſo, wie die Gelehrſamkeit und die Sitten, aus einem Lande in das andere begeben, ja daß ſie in einem jeden Lande gleichſam ihre Fluth und Ebbe haben. Ein ſchlechter Regent kann ein ganzes Land untüchtig machen, ſo wie ein vernünftiger Regent ein ſchlechtes und unfruchtbares Land fruchtbar und blühend zu machen vermögend iſt. Die Perſianer ſind bald ſtreitbar, bald feige, und bald wieder ſtreitbar geweſen. Vormals ſchien alle Tugend, alle Tapferkeit und alle Wiſſenſchaft in Griechenland allein den Wohnplatz zu haben. Nunmehro aber ſind alle dieſe groſſen Eigenſchaften in Unwiſſenheit und Zaghaftigkeit verwandelt. Von Rom kann man gegenwärtig mit Recht ſagen: Hier war vordem Rom. Hic ſeges, ubi Troja fuit. Die Ruſſen ließen ſich im vorigen Jahrhundert herumtreiben und todtſchlagen, wie die Schaafe, nun aber fechten ſie wie Löwen. Ich enthalte mich mehrere Beyſpiele anzuführen, um dasjenige nicht zu wiederholen, was ich bereits an einem andern Orte von dieſer Materie geſchrieben habe. Man ſiehet zur Gnüge aus dem, was ich beygebracht, daß die Hitze der Sonnen,

und Kälte im Norden hierzu wenig beytragen. Ich bin ꝛc.

Der
sieben und siebzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir in ihrem letztern Schreiben, daß sie die Erinnerungen, welche ich über einige Stellen gemacht, die in dem Buche, Esprit des Loix, befindlich sind, nicht ungegründet finden, sie glauben aber, daß es besser gewesen wäre, wenn ich ein solches Buch nicht getadelt hätte, welches von allen für unverbesserlich gehalten wird. Ich tadele aber die Schrift nicht. Ich eröffne bloß mein Bedenken über gewisse Stellen, welche demjenigen entgegen sind, was ich in dieser Materie vordem stückweise geschrieben habe. Denn was das Werk überhaupt betrifft, so pflichte ich den ruhmvollen Urtheilen bey, die darüber gefället worden, und bin vollkommen überzeugt, daß wenige Schriften ans Licht getreten, welche mit grösserer Einsicht, und besser, sowohl in Absicht auf die Schreibart, als auf die Materie, ausgearbeitet worden. Und aus dieser Ursache habe ich

dieſe vortreffliche Schrift mehr als einmal durchgeleſen, welches ich nicht anders, als bey ſehr gut geſchriebenen Werken, zu thun gewohnt bin. Denn obgleich verſchiedene Sätze darinn enthalten ſind, denen ich nicht beypflichten kann, ſo ſind ſelbige doch auf eine ſolche Art eingekleidet, daß ſie nicht anders, als gefallen können. Ich will nur bloß eine einzige Stelle anführen, womit der Verfaſſer das ſehr gründlich ausgearbeitete Kapitul von der engliſchen Regierung endiget. Solche Stelle lautet folgendergeſtalt: Si l'on veut lire l' admirable ouvrage de Tacite ſur les moeurs des Germains, on verra, que c'eſt d'eux, que les anglois ont tiré l' idée de leur gouvernement politique. Ce beau Syſteme a été trouvé dans le bois. Nichts kann zierlicher und ſchöner ausgedrückt werden. Allein nichts iſt auch zu gleicher Zeit ungegründeter. Denn, wenn man die engliſche Hiſtorie lieſet, ſo ſiehet man, daß die gegenwärtige Regierungsverfaſſung nicht anders, als bey gewiſſen Gelegenheiten, und nach gewiſſen entſtandenen Verwirrungen, zu Stande gekommen, als wodurch die Engländer veranlaſſet worden, eine Verordnung nach der andern zu machen, bis der Staat endlich diejenige Geſtalt bekommen, die wir annoch an demſelben gegenwärtig wahrnehmen. Zu den Zeiten Wilhelm des Eroberers war die Regierung faſt deſpotiſch. Der Succeſſionsſtreit, der hierauf

unter seinen Söhnen und Nachkommen entstand, gab Gelegenheit zur Veränderung und zur Erneurung der Gesetze des heiligen Eduards. Die schlechte Regierung des Königs Johannes veranlaßte die Einschränkung der königlichen Gewalt. Das Volk hatte unter den ersten Königen nichts zu sagen. Der Streit und die Eifersucht unter den Königen, dem Adel und der Geistlichkeit gab Gelegenheit, daß das Unterparlament gestiftet ward. Kurz, die ganze Historie zeigt, daß die Regierung verschiedenen Veränderungen unterworfen gewesen, und daß England, so wie Rom, beständig an dem Staat gebessert. Die Gestalt von England ist also niemals einerley gewesen, und man hat hiebey sein Absehen so wenig auf den Tacitus, als auf den Staat der alten Deutschen, gerichtet. Und wenn ja der englische Staat nach der bey den alten Deutschen gewöhnlichen Verfassung eingerichtet gewesen, so hat ein bloßer ungefährer Zufall daran Theil gehabt. Ich bin überzeugt, daß ein englischer Staatist selbst nicht läugnen wird, daß der englische Staat, so wie andre Regierungen, großen Schwachheiten und Veränderungen unterworfen gewesen. Denn wenn sich nicht beständige Krankheiten eräugnet, so hätte man nicht nöthig gehabt, sich ohne Aufhören nach Arzeneyen umzusehen. Die beständigen Bemühungen, wodurch man einen Fehler nach dem andern zu verbessern gesuchet, geben unwidersprechlich zu erkennen, daß, wie die Aerzte

reden, ein vitium in prima concoctione gewesen, und daß der Hauptbau so wenig ordentlich aufgeführt, als hinlänglich und stark genug mit einander verbunden worden. Es kommt nunmehro nur auf die Frage an, ob dieser Bau, nach einer genauen Untersuchung, keiner weitern Ausbesserung nöthig habe? Wenn dieses ausgemacht ist, so kann man mit unserm Verfasser sagen, daß man dasjenige gefunden, was man von jeher mit so vielem Eifer gesucht, und in der Einrichtung einer vermischten Regierung gewünscht hat. Eine einzige Schwierigkeit ist annoch übrig aufzulösen, und eine Frage muß annoch entschieden werden, woher es denn komme, daß der Sturm annoch zu rasen nicht aufgehöret, warum die Einigkeit unter den drey Mächten in England noch nicht nach Wunsch hergestellet ist, warum die Könige, das Oberparlament und das Unterhaus stets gegeneinander gleichsam bewaffnet sind, warum man annoch darüber streite, wie weit sich die Macht eines jeden erstrecke, und warum man noch jetzo jederzeit so viel von dem Gleichgewichte redet, und dasselbe zu erhalten suchet? Sollte man etwa sagen, daß alles gegenwärtig ruhig sey, so kann man darauf antworten, daß man dieses mehr der Klugheit und großen Regierungskunst der letzten Könige, als der Verfassung der Regierung und der Einrichtung des Reichs, zuschreiben müsse, indem bloß dadurch die Gemüther

des

des Volkes in Ordnung gehalten werden, daß sie nicht unruhig werden, u. in Gährung gerathen, so, daß es auch hier heissen kann, praeiente Medico non nocet. Man ist sonst lange noch nicht einig darüber, wie das Parlament soll gehalten, wie es soll zusammen berufen werden, und wie lange es dauren soll. Man redet noch von den Fehlern, die sich bey den Wahlen der Parlamentsglieder finden. Man wünschet noch, daß alle Personen, welche ein Gehalt vom Könige bekommen, wie auch alle königliche Bedienten, aus dem Parlamente ausgeschlossen werden möchten. Viele halten es annoch für einen Fehler, daß diejenigen, welche zum Parlamente deputiret werden, nicht genugsam durch genaue Instructiones eingeschränkt sind, welches verursachet, daß, sobald das Parlament versammlet ist, die Glieder desselben unumschränkt selbst über diejenigen befehlen, von denen sie deputiret worden, so daß ihre Entscheidungen als Schlüsse der ganzen Nation gelten, ungeachtet öfters solche Dinge beschlossen und festgesetzt werden, welche der Nation unangenehm und zuwider sind. Man streitet noch über die Einschränkung und Vermehrung der Vorzüge. Man siehet noch, daß das Parlament in wichtigen Dingen nichts beschließet, daß nicht eine Menge von solchen Mitgliedern sich findet, die dagegen protestiren. Ob der Verfasser in diesem Kapitul den Engländern schmeicheln wollen,

len, kann ich nicht ſagen. Wenn dieſes ſeine Abſicht geweſen, wie ich doch nicht glaube, ſo hat er die Eigenſchaft dieſer Nation nicht genau genug erforſcht, indem ſelbige, ſo wohl in Abſicht auf die Religion, als auf die Regierung, in allen Stücken frey heraus gehet. Ich bin ꝛc.

Der
acht und ſiebzigſte Brief.

Mein Herr,

Es iſt mir überaus angenehm, daß ſie mit meinen Gedanken zufrieden ſind, die ich über verſchiedene Stellen geäußert, die in dem Buche, Eſprit des Loix, angetroffen werden, und weil ich ihnen gemeldet, daß ich noch verſchiedenes bemerket, welches entweder einer Verbeſſerung, oder einer weitern Erklärung bedarf, ſo verlangen ſie von mir zu wiſſen, worinn dieſes beſtehe. Ich habe aber das Werk nicht in der Abſicht durchgeleſen, um ſolches zu tadeln, und daher habe ich bey dem Durchleſen auch nichts aufgezeichnet. Ich bin alſo auch nicht im Stande, etwas beſonders anzuführen, als einige wenige Stücke, die mir annoch in friſchem Andenken ſind. Einige von dieſen Stellen

len sind also beschaffen, daß man ihnen unmöglich beyfallen kann, andre haben noch einiger Erläuterung nöthig, mit einigen aber ist es so bewandt, daß man eben so viel um selbige zu widerlegen, als zu behaupten, beybringen kann, und welche daher, meinem Bedünken nach, nicht als Axiomata hätten angegeben werden müssen. Im 17 Kap. des 7 Buchs, wo von dem Weiberregimente die Rede ist, drückt sich der Verfasser folgendergestalt aus: Es streitet wider die Vernunft, und wider die Natur, daß die Weiber das Regiment im Hause führen. Es ist aber so wenig der Vernunft als der Natur entgegen, daß sie ein großes Reich regieren. Denn was das erste betrifft, so verstattet der schwache Zustand, worinn sie sich befinden, ihnen keine Herrschaft. Was aber das andre anbelanget, so kann, weil ihre Schwäche eine gewisse Art von Mitleiden und Milde bey sich führet, dadurch einem Reiche mehr, als durch strenge Tugenden, gedienet seyn. Dieser Meynung des Verfassers kann man nicht beypflichten. Denn wenn es wider die Vernunft und Natur streitet, daß ein Frauenzimmer in einem Hause herrschet, so ist es auch wider die Natur und Vernunft, daß ihr ein höheres Regiment anvertrauet wird. Daß aber dennoch das letztere geschiehet, solches rühret daher, weil gewisse Völker es als

eine

eine Nothwendigkeit angesehen haben, nicht von dem königlichen Geschlechte in absteigender Linie abzugehen, und wenn daher vom königlichen Geblüte in gerader Linie niemand näher ist, als eine Prinzessinn, so erhält solche, wo sonst keine besondere Gesetze vorhanden sind, die Krone, um nicht von der einmal festgestellten Erbfolgsordnung abzuweichen. Denn sonst ist kein Exempel vorhanden, daß man sich in einem Wahlreiche dem Weiberregimente unterworfen. Dieses rühret also nicht aus der von dem Verfasser angegebenen Ursache, sondern von den Grundgesetzen des Reichs her, die zu dem Ende gemacht worden, um die Erbfolge in der geraden Linie zu erhalten. Eine gar zu große Gelindigkeit kann übrigens weit schlimmere Folgen haben, als eine gar zu große Strenge. Außerdem zeigt die Geschichte, daß unter den Weibern die Männer, und unter den Männern die Weiber regieren. Ich habe mich übrigens erkühnet, diese Meynung zu behaupten, nämlich, daß man, nach dem Gebot der Natur und der gesunden Vernunft, sowohl das öffentliche, als das besondere Regiment demjenigen, der dazu am geschicktesten ist, auftragen, und mehr auf die Gemüthsgaben, als auf die Leibesbildung hiebey sehen müsse. Wenn an einem andern Orte von der Sicherheit einer Regierung die Rede ist, so sagt der Verfasser, in eingeschränkten Reichen hat man Festungen nöthig, in unumschränk-

schränkten und souverainen Reichen aber fürchtet man sich, Festungen zu haben. Dieses widerspricht sowohl der Eigenschaft der Regierung, als der täglichen Erfahrung. Denn unter einem souverainen Regimente, wo die Regierung stets stehende geworbene Völker auf den Beinen hält, und besoldet, und die an verschiedenen Orten müssen einquartiret, und hin und wieder verlegt werden, sind fast in einer jeden Provinz Festungen nöthig; denn alle Festungen an einem Orte zu haben, ist so wenig sicher als dienlich. Aus dieser Ursache mußten die römischen Kayser endlich auch ihre Leibtruppen trennen, und solche hin und wieder in die Städte legen. Wenn die türkischen Kayser dieses gleichfalls gethan hätten, so würden so viele betrübte Begebenheiten in Constantinopel nicht vorgegangen seyn. In eingeschränkten Staaten aber, wo die Unterthanen in einem geringern Zwange leben, wo sich viele Leute finden, die Ehrgeitz genug haben, sich über ihre Mitbürger empor zu schwingen, und wo kein so unumschränkter und vollkommener Gehorsam erfordert wird, sind keine Festungen nöthig, als welche nur mächtigen und ehrsüchtigen Männern dazu dienen können, daß sie sich dahinein begeben, und das Land beunruhigen. Daher hat man in solchen Staaten, nach verschiedenen bürgerlichen und auswärtigen Kriegen, für gut gefunden, alle Festungen, die innerhalb dem Lande belegen,

zu

zu schleiffen, und es allein bey befestigten Gränzstädten gegen auswärtige Feinde bewenden zu lassen. Das Königreich England kann hievon einen Beweis abgeben. Ferner verwirft der Verfasser diejenigen Gesetze, welche denen eine Leibesstrafe auflegen, welche eine Conspiration, oder einen andern gefährlichen Anschlag gegen die Regierung, nicht offenbaren, wo sie nicht selbst an der Conspiration Theil nehmen. Dieser Satz ist eben so wenig richtig. Denn, wenn die Zusammenverschwörung von der Beschaffenheit ist, daß solche eine Lebensstrafe verdienet, so ist derjenige, der solche nicht offenbaret, eben so strafbar, als derjenige, der mit in eine solche Conspiration verwickelt ist, es wäre denn, das gewisse besondere Umstände die Strafe etwa milderten, als z.E. wenn man die Conspiration nicht anders entdecken könnte, als ohne zugleich seine Eltern, seine Kinder, oder seinen Ehegatten zu verrathen. Denn sonst wird allemal derjenige, der eine solche Conspiration nicht angiebt, für eben so schuldig, als die Zusammenverschwornen selbst, gehalten, indem er gleichsam stillschweigends dazu seine Einwilligung giebt. Auch unter den gelindesten Regierungen siehet man diese Sache also an, insonderheit, wenn eine solche Conspiration obhanden ist, die den Staat beunruhigen kann. Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Verfasser diese Sache etwas weitläuftiger, als bloß in ein paar Linien, ausgeführt, und nicht nur den wahren Begriff der Conspira-

ra-

ration genauer bestimmt, sondern auch die Umstände etwas weitläuftiger erkläret hätte, worinn oft jemand, der eine solche Conspiration verschweiget, sich befinden kann. Einige moralische Gesetze, die er verwirft, will ich nicht untersuchen, sondern diese Beschäftigung denen überlassen, die sich mit der Ketzermacherey abgeben. An einem andern Orte, wo von Bestrafungen die Rede ist, tadelt er dieses an einigen Regenten, daß selbige nicht dulden können, daß man sich eines in Ungnade gefallenen Menschen annimmt, und zu dessen Besten redet. Hier hätte der Verfasser sich auch etwas umständlicher herauslassen und untersuchen müssen, ob hiebey sich ein bloßer Eigensinn einmische, oder ob wichtige, oder geringe Ursachen hiezu die Veranlassung gegeben. Wenn die Ursache billig ist, und die Ungnade eine Nothwendigkeit zum Grunde hat, so muß dieses billig als eine Tugend und Standhaftigkeit bey dem Regenten angesehen werden, daß derselbe keine Vorbitten leidet und annimmt. Denn die Erfahrung zeigt, daß die Gerechtigkeit solchergestalt gehandhabet wird. Wenn aber ein Regent Vorbitten anhöret, und solchen endlich nicht widerstehen kann, so bleiben oft viele Missethaten ungestraft. Viele Fehler werden auf diese Rechnung begangen, und viele sündigen ungescheut, weil sie sich auf ihre Gönner verlassen, durch deren Vorbitte alles wieder gut gemacht werden kann. Wenn der Verfasser ferner von den Wirkungen redet, die

durch die Himmelsgegend eines Landes, durch deſſen Wärme und Kälte veranlaſſet werden, und man ihm die Einwendung macht, daß die indianiſchen Weiber ſich nach dem Tode ihrer Männer aus freyen Stücken ſelbſt auf den Scheiterhaufen ſetzen, und mit dem erblaßten Körper ihres Mannes verbrennen laſſen, ſo ſucht er ſich durch einen gewiſſen Unterſcheid, den er macht, zu helfen, der aber ganz unverſtändlich iſt. Es iſt unläugbar, daß dieſes aus Muth und Verachtung des Todes geſchiehet, und daß man in kalten Ländern keine Beyſpiele von einem ſolchen Muthe findet. Aber der Verfaſſer iſt an ſeinen Satz gebunden, vermöge deſſen er die Tugend und das Laſter, die Freyheit, die Tapferkeit, die Sklaverey und Furchtſamkeit der Kälte oder Hitze eines Landes zuſchreibt. Und was würde er auf den Einwand antworten, den man von China und Japan entlehnen, und ihm entgegen ſetzen kann? Die Einwohner in China und Japan leben faſt unter einer Himmelsgegend. Die erſten ſind feige und nichts weniger als ſtreitbar. Die letzten aber ſind das tapferſte Volk, welches auf dem ganzen Erdkreis zu finden iſt. Man muß einem Ruſſen das Fell abziehen, ſagt der Verfaſſer, wenn man ihn zu einiger Empfindung bringen will, und derſelbe ſchreibt, dieſes ſeiner gewöhnlichen Art nach, wieder der Himmelsgegend zu. Aber die Reiſebeſchreibungen verſichern uns, daß gewiſſe gegen Mittag belegene Völker alle andere Nationen

an

an Dummheit und Einfalt übertreffen. Der Verfaſſer ſagt auch ſelbſt an einem andern Orte, daß die Reformation der Ruſſen leichter geweſen, als der Zaar Peter ſelbſt geglaubt. Was das Bedenken betrifft, welches er über das weibliche Geſchlecht in den ſüdlichen Ländern anſtellet, ſo leidet auch ſolches ſeine Ausnahme. Er ſagt nämlich, daß die Weiber daſelbſt von Natur ſo lüderlich wären, daß ſie aus Noth eingeſchloſſen werden müßten, und führt zum Beweis einen chineſiſchen Schriftſteller an, der es als ein Wunder anſieht, wenn man ein Weibsbild mit einer Mannsperſon allein in einer Kammer anträfe, ohne daß ſelbige mit einander Unzucht getrieben. Meinem Bedünken nach aber muß dieſes mehr dem Zwang, als der Luſt zugeſchrieben werden. Denn die Reiſebeſchreibungen erwehnen gewiſſer warmer Länder, wo die Weiber ganz nackend bey den Mannsperſonen herumgehen, von letzten aber ohne alle Anfechtung oder Empfindung geſehen werden. Die Hitze iſt in den ſüdlichen Provinzen von Frankreich eben ſo groß, als in Italien, weil aber der Zwang an beyden Orten nicht gleich iſt, ſo iſt auch der Erfolg verſchieden. Man darf nur den Verſuch machen, und die Weiber in Provence, Languedoc und Dauphine einſchließen, den Weibern in Italien aber einen freyen Umgang mit den Männern verſtatten, ſo wird man augenblicklich wahrnehmen, daß die Wirkung davon ſich in beyden Ländern auf eine umgekehrte Art

äußern wird. Der Verfaſſer ſagt ſelbſt an einem andern Orte, daß die Eiferſucht entweder von einer gar zu heftigen Liebe, oder auch von den Gewohnheiten und Eigenſchaften des Landes, herrühre. Wenn der Herr von Montesquiou ferner behauptet, daß die ſouverainen Regierungen größtentheils in fruchtbaren, die Republiken (gouvernement des plusieurs) aber in unfruchtbaren Ländern gefunden würden, ſo dürfte es ihm wohl an Beyſpielen fehlen, dieſes zu beweiſen. Betrachtet man den gegenwärtigen Zuſtand von Europa, ſo findet man, daß Rußland, welches unfruchtbar iſt, unumſchränkt beherrſcht wird. Das Regiment in Polen aber, welches ein fettes Kornland, iſt ariſtokratiſch. Welches Land iſt fruchtbarer als England, und in welchem Lande herrſcht wohl eine größere Freyheit als hier? Holland, welches der Garten von Europa genannt zu werden verdienet, und in welchem Lande erſtaunliche Reichthümer angetroffen werden, iſt eine Republik. Eben dieſes kann man faſt von allen europäiſchen freyen Staaten ſagen. In magern und unfruchtbaren Landen hingegen, als in Rußland, in der großen Tartarey und ſo fort herrſcht ein unumſchränktes Regiment. Die Regierungsform rührt auch aus andern Urſachen, als von der Beſchaffenheit der Himmelsgegend und des Erdreichs, her. Sie hat insgemein einen ungefehren Zufall zum Grunde.

Wenn

Wenn sich Laster in die Volksregierung einschleichen, so entstehet daraus die Aristokratie, und wenn die Großen im Lande ihr Ansehen gar zu weit treiben, so wird die Regierung insgemein absolut und monarchisch. Und wenn die unumschränkte Gewalt gemißbrauchet wird, und in eine Tyranney ausschlägt, so entstehet ein Aufstand, woraus wieder die Freyheit entspringet. Dieses stimmet mit der Geschichte und mit der Erfahrung überein. Aber der Verfasser sucht da stets natürliche Ursachen ausfündig zu machen, wo es doch lediglich und allein auf politische Ursachen ankommt. Eben so wenig kann ich dasjenige begreifen, was der Verfasser an einem andern Orte schreibt, daß man in Asien größere Reiche antreffe, welche in Europa keinen Bestand haben könnten. Die alte römische Monarchie währte doch einige hundert Jahre, und das ottomannische Reich, welches vor einigen hundert Jahren allererst gegründet worden, stehet noch. Die Ursache dieses Satzes aber nimmt er wieder aus der natürlichen Beschaffenheit des Landes her. Daß das weitläuftige und mächtige Reich Carls des Grossen, welches im mittlern Alter errichtet ward, keinen Bestand hatte, solches rührte daher, weil das Reich, nach der Gewohnheit damaliger Zeiten, als ein Erbgut unter den Kindern des Stifters getheilet ward. Der Fall des spanisch-österreichischen Hauses rührte auch aus ganz andern Ursachen her, als weil in Spanien viele große und dürre

Felder und bergigte Gegenden befindlich sind, wie der Verfasser vorgiebt. In Europa sind alle Potentaten auf ihrer Huth, und vereinigen sämtlich ihre Kräfte gegen denjenigen, der ihnen zu mächtig zu werden scheinet. Wenn die asiatischen Könige eben so wachsam gewesen wären, so würde kein Reich in diesem Theil der Welt zu einer solchen Macht gediehen seyn, als wir gegenwärtig wahrnehmen. Der Verfasser sagt ferner: kein Land wird in Absicht auf dessen Fruchtbarkeit, sondern in Absicht auf die Freyheit der Einwohner, gebauet. Aber kein Land ist fruchtbarer als China, u. kein Land wird mehr gebauet, ungeachtet die Chineser unter einer unumschränkten Herrschaft leben. Eben dieses kann man auch von Frankreich und andern Ländern sagen, die unter einer gleichen Herrschaft stehen, woselbst aber die Einwohner ebenso arbeitsam und fleissig, als in der Republik Polen faul und tumm, sind. Es bedarf nicht mehrerer Beyspiele, ungeachtet dergleichen annoch in großer Menge könnten angeführet werden. Meinem Bedünken nach giebt die Freyheit weit mehr zur Faulheit und zur Wollust, als zum Fleiße und zur Arbeitsamkeit, Anlaß. Die Sybariten lebten in einer großen Freyheit, sie waren aber auch zugleich das fäulste und furchtsamste Volk, welches jemals gelebt hat. Eben dieses wird auch von den Turentinern erzählt, bey denen die Freyheit und die Faulheit in einem gleichen Grad regierte. Man wird zur Arbeit durch Beyspiele und durch solche

Ge-

Geſetze aufgemuntert, welche einen Zwang bey ſich führen. Wollte man anfangen mit unſern Bauern zu ſcherzen und zu ſpielen, ſo würden die Bauerhöfe bald ledig ſtehen, und die Aecker bald wüſte liegen. Die Freyheit bringt die Arbeitſamkeit ſo wenig, als die Streitbarkeit zuwege. Daß die Amerikaner, welche von den Spaniern Indios Brunos genannt werden, dieſen letztern ſo lange die Stange gehalten, und nicht ſo leicht, als die Mexicaner und Peruvianer, haben bezwungen werden können, ſolches rührte nicht von einer Tapferkeit her, die von der Freyheit ihren Urſprung genommen, ſondern weil es die Spanier nicht der Mühe wehrt zu ſeyn hielten, ein armes Volk zu bezwingen, bey welchem nichts zu holen war. Man ſiehet ſolchergeſtalt, daß unter vielen vortrefflichen Sätzen, welche der Verfaſſer vorträgt, auch verſchiedene befindlich ſind, denen man annoch ſehr vieles entgegen ſetzen kann. In dem ganzen Werke hat mir nichts mehr gefallen, als die beyden Bücher von der Religion. Dieſe kann man nicht zu ofte leſen. Denn ungeachtet nicht alles und iedes bereits vollkommen ausgemacht iſt, was der Verfaſſer vorträgt, ſo giebt derſelbe doch dem Leſer allenthalben Gelegenheit zum Nachdenken, und bringt denſelben auf eine Spur, worauf man ſonſt ſo leicht nicht gekommen wäre. Zumal da einige Sätze, ungeachtet ſie nicht ganz neu ſind, doch ſo wohl eingekleidet

worden, daß man sie für neue und bisher annoch nicht vorgetragene Sätze ansiehet. Damit sie aber auch wissen mögen, mein Herr, was ich an diesen beyden sonst so wohl geschriebenen Büchern von der Religion ausetze, so ist es hauptsächlich folgende Stelle, worinn es heißt: Wie die Religion vor zwey hundert Jahren das Unglück hatte, in die Catholische und Protestantische getheilet zu werden, so nahmen die nordischen Länder die protestantische Religion an. Die gegen Mittag belegenen Länder aber behielten die catholische Religion. Die Ursache bestehet, seiner Meynung nach, darinnen, weil die nordischen Völker, wegen der ihnen angebohrnen Liebe zur Freyheit, und der ihnen natürlichen Begierde, niemanden unterworfen zu seyn, mehr Gefallen an einer Religion gefunden, worinne kein sichtbares Haupt ist, als die gegen Mittag wohnenden Nationen, bey denen sich ein solcher Geist der Freyheit nicht findet. Man siehet hieraus, daß er diese Meynung beständig vertheidiget, worauf sein ganzes Lehrgebäude gegründet ist. Es scheint aber, daß ihm die Reformationshistorie entweder unbekannt gewesen, oder daß er solche mit Fleiß nicht wissen wollen, weil selbige seiner Meynung widerstreitet. Denn die meisten Republiken, als Venedig, Genua, Polen, ein großer Theil der schweizerischen Cantons, ein großer Theil der deutschen Frey- und Reichsstädte,

städte, und andre sind bey der catholischen Religion geblieben. An einem andern Orte, wo er gleichfalls von der Religion redet, sagt er, in einer eingeschränkten Monarchie ist es nützlich, daß das geistliche Haupt von dem weltlichen unterschieden sey. Hier redet der Verfasser als ein Mitglied der römischen Kirche, und hier scheint ihn der Charakter zu verlassen, der ihn in seiner ganzen Schrift so verehrungswürdig gemacht. Er ist in diesem Stücke nicht mehr der freymüthige Untersucher der Wahrheit, der er sonst gewesen. Denn hier billigt er ein zweyköpfigtes Regiment, welches ein so großes Unglück von jeher in allen Arten der Regierungen verursachet. Eigentlich aber bedeutet dasjenige, was der Verfasser hier sagt, so viel: Es ist nützlich und vortheilhaft, ein zweyköpfigtes Haupt zu haben, wenn man sich unter eine fremde Gerichtsbarkeit verbergen, und dadurch der höchsten Gewalt Nachtheil zufügen will. Am alleranstößigsten aber ist dieser Ausdruck, daß in einer eingeschränkten Monarchie keine Tugend nöthig sey, noch statt haben könne. Das übrige alles ist mit einer ungemeinen Scharfsinnigkeit und Unpartheylichkeit geschrieben, und hat mir so wohl gefallen, daß ich mir vorgenommen, so wenig ich mich auch sonst mit Uebersetzen abgebe, dennoch die bey-

den Bücher von der Religion ins Däniſche zu überſetzen, wobey ich nur einige Perioden auslaſſen werde, die mir ganz unverſtändlich ſind. Denn man ſiehet allenthalben, daß ſich der Verfaſſer in dieſer Schrift, nach dem Exempel des Seneca, einer überaus kurzen und gedrungenen Schreibart bedienet. Die Vergleichung z. E. die er zwiſchen einem Atheiſten und einem Gläubigen anſtellet, beſtehet in anderthalb Linien und lautet folgendergeſtalt: **Ein Gläubiger und ein Atheiſt reden beyde immer von der Religion. Der erſte redet von einer Sache, die er liebt, der andere aber von einer Sache, die er fürchtet.** Dieſes hätte doch wenigſtens etwas weitläuftiger, als in anderthalb Linien, ausgeführet werden ſollen, und der Verfaſſer hätte billig zeigen müſſen, was er hier durch die Furcht verſtehe, indem Furcht und Unglaube zwey von einander unterſchiedene, und mit einander ſtreitende Dinge ſind. Niemand kann die Religion fürchten, der ſelbige nur für ein bloßes Gedicht, und für eine menſchliche Erfindung hält, und niemand kann mit Zittern von Gott reden, der keinen Gott glaubet. Der Verfaſſer hätte alſo billig ſich folgendergeſtalt ausdrücken ſollen: **Ein Gläubiger redet ſtets von demjenigen, was er liebt, ein Atheiſt aber redet ſelten von demjenigen,**

was

was er verlacht. An einem andern Orte redet der Verfasser folgendergestalt: Die Religion enthält so große Drohungen, aber auch so große Verheissungen, daß, wenn wir uns das eine so wohl als das andere vorstellen, so scheint es, was die Obrigkeit auch für Mittel anwenden mag, um uns zu zwingen, die Religion zu verlassen, daß man uns alles nimmt, wenn man uns die Religion raubet, im Gegentheil aber alles lässet, wenn wir nur die Religion behalten dürfen. Diese und dergleichen Stellen müssen mehr als einmal gelesen werden, ehe man sie verstehen kann. Die Schrift ist mit dergleichen abgezirkelten Redensarten angefüllet, und man siehet allenthalben, daß der Verfasser sich in diesem Stücke nach dem durchgehends herrschenden Geschmack gerichtet, dem keine andre Schreibart gefällt, als welche auf Schrauben gesetzt worden. Denn was man sonst an dem Seneca und andern dergleichen Skribenten getadelt, das siehet man itzt mit ganz andern Augen an, so lange diese Mode währet. Wenn der Verfasser etwas deutlicher geschrieben hätte, so würde diese herrliche Schrift zwar weit nützlicher gewesen seyn, man würde sie aber nicht so sehr bewundert haben. Ich bin ꝛc.

Der neun und siebzigste Brief.

Mein Herr,

Sie stehen in den Gedanken, wie ich aus ihrem Schreiben abnehme, daß, ich bey den Anmerkungen, die ich über das Buch, L'Esprit des Loix, gemacht, keine andre Absicht gehabt, als die asiatischen, afrikanischen und amerikanischen Völker gegen die Europäer zu vertheidigen. Ich vertheidige aber nur dasjenige, was mir wahr und gegründet zu seyn scheinet. Ich gestehe, daß die Europäer streitbarer sind, und mehrere Tugenden besitzen; ich behaupte aber auch zugleich, daß dieses nicht von der Beschaffenheit des Erdreichs, von der Luft, und Nahrung, die man genießet, sondern von vernünftigen Gesetzen, und deren beständigen Beobachtung herrühret. Ich habe zu gleicher Zeit gezeiget, daß durch die von dem Verfasser angeführten historischen Exempel nichts entschieden werden könne, indem der Verfasser gewisse Sätze als Axiomata angiebt, die dennoch nicht für Axiomata können gehalten wer-

werden, indem man eben ſo viele Beyſpiele anzuführen im Stande iſt, die das Gegentheil beweiſen. Die meiſten Geſchichtſchreiber ſind Europäer, und ein jeder ſucht ſeinem Volke, und dem Theile der Erde zu ſchmeicheln, den wir bewohnen. Wenn die perſianiſche Hiſtorie von perſianiſchen Skribenten wäre verfaſſet worden, ſo würde dieſelbe ganz anders lauten, als wir ſie gegenwärtig in griechiſchen und römiſchen Büchern leſen. Ein aſiatiſcher Skribent würde gezeigt haben, daß unſre Religion, Philoſophie und Lebensart durch die Sünde veranlaſſet worden. Ich habe nicht geläugnet, daß Erde und Luft in die Beſchaffenheit des Leibes einen Einfluß haben. Ich läugne auch nicht, daß gewiſſe Eigenſchaften des Gemüths in der Beſchaffenheit des Leibes ihren Grund haben. Ich läugne aber, daß man mit der Speiſe und mit der Luft die Tugend, oder das Laſter, die Begierde nach der Freyheit, oder die Unterwürfigkeit unter die Sklaverey, einſauge: inſonderheit, da die Hiſtorie zeiget, daß einerley Nationen bald der Tugend ergeben, bald aber wieder laſterhaft geweſen, bald ſich tapfer, bald aber auch wieder feige, erwieſen, bald die Freyheit durch Blut und Leben zu erkaufen und zu vertheidigen geſuchet, bald aber ſich der Knechtſchaft freywillig ergeben, woraus ich den Schluß gezogen, daß dieſe ſo ſehr unterſchiedene Eigenſchaften bloß in der Erziehung, in der Unterweiſung und in den verſchiedenen

denen Gesetzen ihren Grund haben. Zu geschweigen, daß es ein überaus gefährlicher Satz ist, wenn man dergleichen Eigenschaften aus der Natur herleitet, und ganzen Völkern gleichsam das Recht giebt, alle Schuld auf die Beschaffenheit des Landes zu schieben, so wie man sieht, daß gewisse Menschen dem Teufel alle Missethaten zuschreiben, die sie selbst begehen. Mein Lehrgebäude, welches ich ihrer Beurtheilung unterwerfe, siehet demnach ganz anders aus, und lautet kürzlich folgendergestalt: Die Menschen sind durch die Geburt, an welchem Orte sie auch diese Welt erblicken, alle einander gleich; die Materie, woraus sie bestehen, ist, wie der Bau ihrer Körper, einerley. Die Materie besteht bey allen Menschen aus Fleisch, Blut, Beinen u. s. w. Die Struktur bestehet aus Sehnen, Adern, Gehirne, Herze, Augen u. s. f. welches man an einem Orte, und bey allen Menschen gleich findet, so daß die Form, sowohl als die Materie, bey allen Menschen einerley ist, die äusserliche Haut oder die Farbe allein ausgenommen, indem einige Menschen schwarz andre aber weiß gebohren werden. Daß einerley Schöpfung aber nicht einerley Wirkung hat, solches rühret nicht von der Arbeit des Baumeisters, sondern von der Nachläßigkeit derjenigen her, die diesen Bau im Stande erhalten sollen. Man kann die Menschen mit guten, aber ungebauten, Aeckern vergleichen, die keine

ne Früchte und kein Korn tragen, ungeachtet sie das Vermögen dazu haben. Die Ackersleute sind die Regenten, die Gesetzgeber, die Weltweisen und Lehrer, welche den Acker umpflügen, besäen und bauen müssen. Der Saame ist von verschiedener Art, und deßfalls muß auch die Frucht nothwendig verschieden seyn. Wenn man Weitzen säet, so trägt der Acker Weitzen, und wenn man Unkraut säet, so hat man Unkraut zu erwarten, und beydes von einerley Acker. Daß die Beschaffenheit von einerley Acker aber so verschieden ist, solches muß man nicht dem Acker oder dem Boden, sondern der Unwissenheit und der Nachläßigkeit derjenigen zuschreiben, die den Acker zu bauen bestimmet sind. Es ist hier eben derselbe Unterscheid, der sich unter rohen, und geschliffenem Marmor befindet. Einige Menschen gerathen schlecht, weil es ihnen an Zucht und Erziehung fehlet, andre haben dieses den bösen Exempeln und den thörichten Gesetzen derjenigen zu danken, von denen sie regieret werden, einige aber verwildern durch die Wollust, welche eine Folge des Ueberflusses ist, und die, wenn sie nicht bey Zeiten gedämpft wird, alle gute Früchte im Anfange ersticket. Einige Menschen sind zwar eingezogener, keuscher und arbeitsamer als andre. Diese Eigenschaften aber rühren dennoch nicht von der Geburt, oder dem Orte, wo man gebohren worden, sondern von der Erziehung

und

und den Gesetzen her. Man wache nur einmal einen Versuch, und führe den Reichthum und den Ueberfluß in einem armen und fast von allen Nothwendigkeitrn entblößten Lande ein, und gebe alsdenn acht, ob ein Finnlappe nicht, ehe man es sich versiehet, in einen Sybariten wird verwandelt werden. Wenn man aber durch vernünftige Gesetze der Wollust das Thor verschließt, daß selbige sich nicht ausbreiten kann, so wird Ordnung und Ruhe erhalten. Alles rühret demnach von der Unterweisung und gesunden Gesetzen her, wodurch man einem ganzen Volke, unter was für einer Himmelsgegend dasselbe auch sonst leben mag, eine Gestalt geben kann, welche man will. Der große russische Zaar Peter hielte es fast für eine Unmöglichkeit, die Russen zu reformiren. Allein der Ausgang hat gezeiget, daß dieses leichter gewesen, als er selbst jemals gedacht hatte. Ich bin ꝛc.

Der achtzigste Brief.

Mein Herr,

Sie erinnern mich an mein Versprechen, die beyden Bücher, so von der Religion handeln, aus dem Werke des Herrn von Montesquiou zu übersetzen. Ich habe aber verschiedener anderer Verhinderungen halber hiezu den Anfang noch nicht machen können. Ich sende ihnen inzwischen für diesesmal die Uebersetzung von einem einzigen Kapitul, woraus sie sich einen Begriff von dem übirgen machen, und woraus sie zugleich abnehmen können, wie sehr der Verfasser, ob er gleich römischcatholisch ist, dennoch allen Religionszwang verabscheuet. Er theilt in diesem Kapitul eine Bittschrift an die spanischen und portugiesischen Inquisitores mit, welche, wie er sagt, von einem Juden übergeben worden, ungeachtet es das Ansehen hat, daß der Verfasser solche selbst entworfen. Die Bittschrift selbst lautet folgendergestalt:

Ihr Herren Inquisitores seyd auf den Kayser von Japan so sehr erbittert, weil derselbe alle Christen, die in seinem Rei-

che angetroffen werden, zum Scheiterhaufen verdammet, da derselbe doch zu seiner Vertheidigung sagen kann: Ich verfahre nur gegen euch eben so, wie ihr gegen andre verfahret. Aber ihr Herren müßt bekennen, daß ihr noch weit blutgieriger seyd, als der Kayser von Japan. Ihr ermordet uns Juden, ungeachtet wir im Grunde einerley Glauben mit euch haben, ob wir gleich nicht alles und jedes insbesondere glauben, was ihr glaubet. Wir pflichten einer Religion bey, die, wie ihr selbst gestehet, von Gott ehedem gestiftet worden. Wir glauben, daß Gott diese Religion annoch angenehm sey ihr aber glaubet, daß Gott diese Religion nicht mehr liebe, sondern selbige bereits verworfen habe. Und nach dieser eurer Meynung verfolgt ihr diejenigen mit Feuer und Schwerdt, die aus einem unschuldigen Irrthum glauben, daß Gott dasjenige noch liebe, was ihm vordem angenehm gewesen. So grausam ihr euch aber auch gegen uns bezeiget, seyd ihr doch noch viel grausamer gegen unsre Kinder, die ihr dem Feuer aufopfert, bloß weil sie der Lehre folgen, die das Gesetz der Natur und aller Völker

gebie-

gebietet, nämlich seine Eltern zu ehren. Ihr beraubet euch selbst des Vortheils, den eure Religionssätze euch über die Mahometaner einräumen. Wenn diese sich mit der großen Menge ihrer Gläubigen brüsten, so antwortet ihr, daß sie solches der Macht zu danken haben, indem sie ihre Religion durchs Schwerdt fortgepflanzet. Warum sucht ihr denn eure Religion durch Feuer auszubreiten? Wenn ihr uns zu euch ziehen wollet, so zeigen wir euch eine Quelle, woraus ihr selbst zu entspringen für eine Ehre achtet. Ihr saget, unsre Religion ist zwar neu, aber sie ist göttlich, und dieses beweiset ihr daher, weil sie durch die Verfolgungen der Heyden, und durch das Blut eurer Märtyrer zu ihrem Wachsthum gekommen, und endlich völlig befestiget worden. Nun aber spielet ihr die Rolle der Diocletianen, und gebt uns eure Rolle wieder. Wir beschwören euch, nicht bey dem allmächtigen Gott, den wir zugleich mit euch verehren, sondern wir beschwören euch bey Christo, von dem ihr sagt, daß er menschliche Natur angenommen, um euch ein Exempel zu geben, dem ihr folgen sollet. Wir bitten euch, also mit uns

zu handeln, wie er selbst mit uns würde gehandelt haben, wenn er annoch auf Erden lebte. Ihr wollet, daß wir Christen seyn sollen, aber ihr wollt es selbst nicht seyn. Wenn ihr aber denn ja keine Christen seyn wollet, so seyd doch wenigstens Menschen. Handelt doch wenigstens so mit uns, als wenn ihr keine andre Religion hättet, als die das Licht der Natur mittheilet. Wenn der Himmel enren Vorfahren die Gnade erwiesen, und ihnen den Weg der Wahrheit gezeiget hat, müssen denn daher die Kinder, die diese Gabe von ihren Eltern geerbet, diejenigen hassen, denen diese Gnade nicht wiederfahren ist. Wenn ihr die Wahrheit erkennet, so verberget dieselbe nicht auf die Art, wie ihr zu thun gewohnt seyd. Der Charakter der Wahrheit ist ein Triumph über das Gemüth, und über die Herzen, er besteht aber nicht in solchen Mitteln, als ihr euch bedienet, nämlich solche durch Gewalt einzuprägen. Wenn ihr eure Vernunft gebrauchen wollet, so werdet ihr finden, daß es thöricht sey, uns zu tödten, weil wir euch nicht betrügen wollen. Falls Christus, den ihr bekennet, Gottes Sohn

ist,

ist, so hoffen wir, daß er uns belohnen werde, weil wir seine Geheimnisse nicht entheiligen wollen. Wir glauben, daß der Gott, den wir mit euch anbeten, uns nicht strafen werde, weil wir unser Leben für eine Religion aufopfern, die er ehedem selbst angeordnet, und von welcher wir glauben, daß er sie noch anordne. Ihr lebet zu einer Zeit, da das Licht der Natur weit heller als jemals scheinet, da die Weltweisheit den Verstand aufgeklä-ret, da die Moral eures Evangelii am schönsten ausgeleget worden, und wor-inn man die Herrschaft, die ein Mensch sich über das Gewissen des andern anzu-maßen berechtiget ist, aufs allergenaueste untersuchet. Wenn ihr deßfalls eure alten Vorurtheile nicht fahren lasset, so müsset ihr selbst gestehen, daß ihr solche Leute seyd, bey denen keine Lehre und Vorstellung das geringste auszurichten vermögend ist. Wie unglückselig ist doch dasjenige Volk, wel-ches solchen Personen, als ihr seyd, eine Gewalt anvertrauet. Wenn ihr uns erlauben wollet, euch die reine Wahrheit zu sagen, so sehet ihr uns mehr als eure eigne Feinde, als wie Feinde eurer Reli-

gion an. Denn wenn ihr eure Religion liebtet, so würdet ihr den Lehren derselben folgen. Zum Beschluß müssen wir annoch dieses erinnern. Wenn die Nachkommen etwa glauben sollten, daß Europa zu unsern Zeiten gesittet gewesen, so wird man euch zum Beyspiel anführen, um zu zeigen, daß wir annoch zu barbarischen Zeiten gelebet, und der Begriff, den sich viele von euch machen, wird das Alter mit schwarzen Farben abmahlen, worinnen wir leben. So weit gehet dieses Memorial. Nichts kann stärker gegen diejenigen geschrieben werden, welche andre wegen des Unterschieds in der Religion verfolgen. Der Verfasser sagt zwar, daß diese Bittschrift von einem Juden entworfen worden, sie scheint aber aus keiner jüdischen Feder hergeflossen zu seyn. Allem Vermuthen noch hat der Verfasser erdichtet, daß ein Jude der Verfasser dieser Bittschrift sey, um den Verfolgungen der hitzigen Gottesgelehrten und Mönche um so viel eher zu entgehen. Ich bin ꝛc.

Der

Der

ein und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Wie ein jedes Land gewisse ihm eigenthümliche Waaren hat, die in fremde Länder verfahren werden, so ist auch ein jedes Land an gewissen Menschen fruchtbar, welche zu einigen Handwerkern und Professionen ganz besonders geschickt und aufgelegt sind, und womit nicht allein benachbarte Städte und Länder, sondern auch weitentlegne Völker zu deren nicht geringem Nutzen versehen werden. Savoyen versiehet zum Exempel einen großen Theil von Europa mit Schorsteinfegern, und solchen Leuten, die mit allerhand Spielwerk und Murmelthieren herumgehen. Deutschland versiehet andre Länder mit Wundärzten, Handwerksgesellen, und Scharfrichtern u. s. f. Frankreich liefert Sprachmeister, womit fast alle europäische Länder angefüllet sind. Eine gewisse Provinz in Frankreich hat einen sonderbaren Vorrath von solchen Personen gehabt, die sich für Geld miethen lassen, ein Zeugniß abzulegen.

Italien ist der rechte Sitz der Marktschreyer und Gauckler. Man muß sich wundern, mit welcher Zuversicht die italienischen Marktschreyer von der Kraft ihrer Tropfen und Pulver reden. Keysler bezeuget, daß er einen Marktschreyer folgendergestalt habe reden hören: Gelobet sey Gott, von dem ich nichts mehr verlange, als daß er nach seiner Gerechtigkeit an jenem Tage so mit mir handeln möge, als ich an diesem Tage mit euch zu handeln gedenke. Ich wage meine Ehre und meine Wohlfahrt für eure Gesundheit. Aber der Teufel, der nichts gutes leiden kann, verblendet eure Augen, daß ihr einige Schillinge für hundert Thaler ansehet, und dadurch eure Gesundheit versäumet, die ihr durch geringe Mittel gegenwärtig erhalten könntet. Wo ich nicht einen jeden Pfenning von euch mit gutem Gewissen annehme, so wünsche ich, daß ich in Ewigkeit euer Geld in der Hölle verschlingen möge. Kaysler sagt, daß die Zahnärzte doch noch etwas bescheidener sind, indem sie versprechen, die Zähne durch Hülfe der heiligen Apollonia auszuziehen, con adjuto di santa Apollonia, indem diese heilige Apollonia den Zähnen als eine Schutzheilige verordnet worden, so wie die heilige Aga-

tha eine Schutzheilige der Brüste, der heilige Pancratius ein Schutzheiliger des Bauchs, und der heilige Blasius ein Schutzheiliger der Gurgel und des Halses ist, worinn die Römischcatholischen den alten Römern nachahmen, die für eine jede Krankheit einen besondern Gott oder Göttinn hatten. Die Italiener nennen ihre Gaukler und Narren Maccaroni, von einer gewissen Art Speise, von welcher sie viel Wesens machen. Man bemerkt auch, daß andre Nationen solchen Personen gleichfalls Namen von solchen Speisen beylegen, die sie vor allen andern lieben. In Frankreich heißt ein solcher Mensch Jean Potage und in Holland Pekelhäring. In Englang bedient man sich des Worts Jack Puddings und in Deutschland Hannswurst. Man hat Mühe, davon den eigentlichen Grund anzugeben. Die wahrscheinlichste Meynung besteht darinn, daß man den Namen solcher Leute von den schmackhaftesten und besten Speisen deßwegen entlehnet, weil dergleichen Leute insgemein Schmarotzer abgeben. Ich bin ꝛc.

* * *
* *
*

Der
zwey und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Die Eifersucht ist eine heftige Leidenschaft, und äußert sich insonderheit in den mittägigen Ländern, auf eine erschreckliche Art. Indessen kann dieselbe doch nicht allemal als ein Beweis angeführet werden, daß die morgenländischen Völker hitziger als andre sind. Denn die Eifersucht kann aus einer gedoppelten Ursache entstehen, und entweder von einer heftigen und brennenden Liebe, oder auch von der in einem Lande eingeführten Gewohnheit herrühren. Die Gewohnheit verursachet hauptsächlich, daß die orientalischen Völker ihre Weiber einsperren, weil sie es für unanständig halten, daß ein Frauenzimmer mit Mannspersonen Umgang habe. Und daher kann man leicht begreifen, wie es möglich sey, daß auch die kaltsinnigsten Männer eifersüchtig seyn können, indem der Zunder zu dieser Leidenschaft bloß ein so genanntes Point d' honneur seyn kann. Denn dadurch kann auch bey denenjenigen, welche ihrer Weiber oder

ande-

anderer Personen, die sie sonst geliebet, überdrüssig sind, eine Eifersucht erwecket, und diese so stark werden, daß mancher kaltsinniger Mann oder Liebhaber für seine Frau oder eine andre Person so gar sein Leben waget. Ich kann bey dieser Gelegenheit nicht unterlassen, eine besonders artige Erfindung zu erzählen, deren sich der König von Sardinien bey einem solchen Vorfall bedienet. Es sind nur wenige im Stande, diesem Beyspiel zu folgen, weil nur wenige mit den Eigenschaften dieses Herrrn begabt sind. Dieser König hatte eine Maitresse, die Gräfinn von Verua. Wie er einmal unangemeldet in ihr Cabinet trat, so fand er einen englischen Lord an ihrem Nachttisch sitzen. Der König, der damals nur noch Herzog war, und den königlichen Titul noch nicht führte, öffnete hierauf die Thüre, nahm in jede Hand ein brennendes Licht, und gab dem Engländer mit einem Wink zu erkennen, daß er ihm folgen sollte. Der Lord folgte ihm augenblicklich bis an die Treppe zitternd nach, woselbst der Herzog mit großer Kaltsinnigkeit zu ihm sagte, daß ein Englischer Lord sich billig damit groß machen könnte, daß ein Herzog von Savoyen ihm bis zur Treppe das Licht vorgetragen. Er wollte ihm aber doch auch zu gleicher Zeit den Rath geben, sich niemals wieder an diesem Orte einzufinden. Der Lord folgte diesem Rathe, und verließ an dem

fol-

folgenden Tage Turin. Ein andrer Engländer hatte sich gleichfalls in diese Gräfinn verliebt. Wie der Herzog merkte, daß derselbe die Gräfinn in der Oper beständig durch ein Fernglas beschaute, so bestellte er zwo Personen, die dem Engländer allenthalben in der Stadt, wo er hingieng, auf dem Fuße folgen, und ihn durch ein Fernglas beschauen mußten. Dieses währte zwey Tage, bis endlich der Engländer die Bedeutung davon merkte, und in der größten Geschwindigkeit Turin verließ. Ich bin ꝛc.

Der
drey und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Sie tadeln unsern gemeinschaftlichen Freund wegen seines übertriebenen Geitzes. Ich bin aber in diesem Stücke mit ihnen nicht einig. Denn, wenn ich unsern Freund auf der einen Seite betrachte, so scheint er freylich wohl die Sparsamkeit ein wenig zu weit zu treiben; wenn ich ihn aber von der andern Seite ansehe, so scheint er mir gar zu freygebig zu seyn. Es ist bekannt, daß die Leidenschaften öfters einander entgegen sind, am meisten aber trifft man dieses bey dem Geitze an. Einige sind sich in diesem Stücke beständig ähnlich, so daß sie sowohl auf Thalern als Schillingen geitzen, und sich so wenig bey nöthigen als unnützen Ausgaben überwinden können, Geld auszugeben. Solche Menschen verdienen mit Recht den Charakter, den sie unserm Freunde beylegen. Andre aber sind sich selbst in diesem Stücke ganz ungleich und haben ihre guten und bösen Tage, so wie diejenigen, die am Fieber darnieder liegen. So

ist

ist ein gewisser Mann beschaffen, von dem man zu sagen pflegt: **wenn man etwas von ihm haben will, so muß man ihn am Sonnabend Abend besuchen. So kann man alles von ihm erlangen, was man will.** Einige sind genau, wenn sie die kleinen täglichen Ausgaben berichtigen sollen, große Summen aber geben sie ohne alles Bedenken aus. Bey denen, die also gesinnet sind, muß man die Vorsicht brauchen, und nicht alle Kleinigkeiten so gleich von ihnen fordern, sondern damit so lange warten, bis solche zu einer großen Summe angewachsen. Denn alsdenn erhält man sein Geld weit eher und leichter, als wenn man solches stückweise einfordert, indem es diesen Leuten nicht so schwer fällt, Geld auszugeben, als den Beutel öfters hervor zu langen. Andre krümmen sich bey allen Ausgaben, welche sie selbst bezahlen sollen, sie achten es aber nicht, wenn sie solche durch ihre Gevollmächtigten oder Cassirer bezahlen lassen. Denn ungeachtet die Ausgabe einerley ist, so scheint dieselbe dennoch diesen Leuten nicht einerley zu seyn; und es heißt hier also mit Recht: was das Auge nicht siehet, das kränkt das Herze nicht. Folgende Historie kann dieses erläutern: Ein Schatzmeister in Persien erhielte einmal von dem Könige Befehl, einem Günstling eine große Summe Geldes auszuzahlen. Er erkühnte sich zwar nicht, dagegen

Vorstellung zu thun. Weil er aber die Denkungsart des Königes kannte, so legte er die dem Günstling bestimmte Summe auf einen Tisch in der Schatzkammer, wo der König nothwendig vorbeygehen mußte. Wie der König bey seiner Ankunft das Geld sahe, und sich nach der Ursache erkundigte, weßfalls das Geld dahin gelegt worden, so erhielt er von dem Schatzmeister die Antwort, daß dieses die Summe sey, welche der König seinem Günstling zugedacht. Der Anblick des Geldes aber hatte die Wirkung, daß der König augenblicklich Befehl ertheilte, daß das Geld nicht ausgezahlet werden sollte. Ich bin ꝛc.

Der
vier und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Ich war unlängst in einer Gesellschaft, wo man von einem großen Missethäter redete, der neulich seine Strafe ausgestanden. Wie einige die Missethaten erzählten, welche dieser Mensch begangen, und worinn er beständig fortgefahren, bis er gefangen, und dem Gerichte überliefert worden, so waren andere in dieser Gesellschaft nicht damit zufrieden, sondern behaupteten, daß man nun mit dergleichen Vorwürfen innehalten müßte, weil der Missethäter für seine Sünde gelitten habe, und dadurch mit Gott versöhnet worden. Dieses ist insgemein die Sprache des Pöbels, aber es ist auch nichts ungegründeter, als dieses. Denn die Hinrichtung des Missethäters geschiehet nicht zu dem Ende, um ihn mit Gott zu versöhnen, sondern um die Sicherheit des Landes zu befördern, und andre durch eine solche Strafe von gleichen Bosheiten abzuschrecken, zu welchem Ende denn auch die Bestrafung eines solchen Missethäters an öffentlichen

lichen Orten, und in Gegenwart des Volks vollzogen wird. Wenn ein Missethäter sich selbst freywillig angäbe, und sich der Strafe unterwürfe, so könnte derselbe als ein büssender Sünder angesehen werden. Weil aber fast alle Missethäter in ihren Freveltaten so lange fortfahren, bis sie endlich ergriffen und zur Strafe gezogen werden, so kann die Strafe, die sie ausstehen, ihnen nicht als ein Verdienst, oder als eine Versöhnung, angerechnet werden. Die Strafe wird auch nicht deßwegen vollzogen, um die bereits begangenen Missethaten zu rächen, sondern den Missethäter von weiterm Frevel abzuhalten; und andern dadurch ein Beyspiel und eine Warnung zu geben. Wenn man einer Hure ihre Liederlichkeit vorhält, so weiß dieselbe sich meisterlich dieser Ausflucht zu bedienen und zu sagen: Ich habe die Kirchenzucht ausgestanden, und für meine Sünden Kirchenbusse gethan. Solches wäre annoch einigermaßen erträglich zu hören, wenn sie sich ohne Zwang aus freyem Willen selbst angegeben, und darum angehalten hätte, die Gemeine öffentlich um Verzeihung zu bitten. Alsdenn könnte man glauben, daß Angst und Reue hieran Theil hätten, und daß eine solche Hure eben dieselbe Sünde nicht ferner begehen würde. Weil aber dieses niemals eher geschiehet, als bis ihre Lebensart bekannt, und ihr von der Obrigkeit die Kir-

chenbusse auferlegt wird, so wird dadurch der Schandfleck nicht ausgelöscht, und niemand wird wohl leicht dafür Bürge seyn, daß inskünftige ihre Aufführung besser und ordentlicher beschaffen seyn werde. Ich bin ꝛc.

Der

fünf und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Sie bezeugen ihren Unwillen darüber, daß die Ehrentitul zu dem Grad gestiegen sind, den wir heutiges Tages bey denselben wahrnehmen. Ich meines Theils ärgere mich gar nicht darüber, sondern lasse dieses gehen, wie es will, und denke, daß die Tituln sich eben so verändern, wie sich der Preiß und der Wehrt des Geldes verändert. Denn wie ein Schilling gegenwärtig nicht mehr so viel gilt, als derselbe vor einigen hundert Jahren galt, so gilt auch ein Secretär und ein Assessor bey weitem nicht mehr so viel, als zu den Zeiten unsrer Voreltern. Wenn sie sich also über das eine beschweren, so müssen sie solches auch über das

an

andere thun. Der Kayser selbst hatte in alten Zeiten keinen andern Titul, als Ew. Gnaden, welcher Titul heutiges Tages Personen von mäßigem Stande gegeben wird. Ew. Excellenz war vordem ein königlicher Titul, nunmehro wird dieser Titul bereits den Schulmeistern gegeben. Die Prinzessinnen wurden Jungfrauen, die Jungfrauen Dirnen, und die Pagen königliche oder fürstliche Knaben genannt. Was ist daran gelegen, wie dieser oder jener genannt wird, wenn nur die Person eben dieselbe ist. Wir beschweren uns oft über etwas, so nicht der Mühe wehrt ist. Hitzige Moralisten, Historienschreiber, Postillanten und dergleichen Leute eifern wider die Wollust und Verschwendung, wenn sie hören, daß ein Gastmahl viermal so viel kostet, als zu den Zeiten unsrer Vorfahren. Wenn ein Historienschreiber von den Kosten redet, die auf das fürstliche Beylager zu Stendal verwandt worden, so ruft er über die Zeiten, worinn er lebet, das Weh aus, und weissaget alle nur mögliche Unglücksfälle. Die Reise Christian des Ersten nach Italien kostete nicht mehr, als ein großes Gastmahl zu den gegenwärtigen Zeiten. Ein Rentschreiber redet in einer alten Kronik von der Wollust seiner Zeiten folgendergestalt: Heute ist unser Herzog mit allen seinen Junkern in das Weinhaus gangen, ha-

ben da banquetirt, und habe ich davor acht Reichsthaler ausgezahlt. Das heißt Schlampampen. Wenn gegenwärtig nur acht Reichsthaler auf eine Mahlzeit verwandt werden, so urtheilet man, daß das Gastmahl nicht sonderlich gewesen; denn mit einer solchen Summe kann man nicht viel schlampampen. Diejenigen urtheilen am besten, welche dafür halten, daß die Welt durch dergleichen Veränderungen weder schlechter noch besser werde. Denn daß man in vorigen Zeiten mit einem Thaler so viel ausrichten können, als man gegenwärtig kaum mit zehn Reichsthaler auszurichten vermögend ist, solches rühret daher, weil das Geld damals zehnmal seltner war, nicht aber weil die Verschwendung heutiges Tages größer ist. Ich bin ꝛc.

Der

Der
sechs und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Unter die Streitigkeiten, die von keinem Gewichte gewesen, gleichwohl aber mit großer Hitze unter der herrschenden Kirche in England und den Puritanern geführet worden, gehöret auch der Streit wegen des allgemeinen Kirchengebets. (common prayers) Die Bischöfflichen behaupten, daß ein solches allgemeines Kirchengebet in den christlichen Versammlungen nöthig sey, weil die ganze Gemeine sich dadurch im Gebet vereinige, und gleichsam mit einem Munde bete. Die Puritaner aber wenden ein, weil ein jeder Mensch sein besonderes Anliegen habe, und das Gebet, welches auf den Zustand einiger Menschen eingerichtet, sich nicht auf alle und jede schicke, so sey es am besten, daß ein jeder sein Gebet auf die Art einrichte, wie es sein Anliegen und sein Zustand erforderte. Doch nehmen die letztern das Gebet des Herrn, oder das sogenannte Vater Unser, ohne alle Veränderung an,

ungeachtet der Satz, den sie vertheidigen, ihnen Gelegenheit geben könnte, auch hiebey ein Bedenken zu hegen. Wo ich nicht irre, so trifft man auch in der englischen Historie wirklich ein Beyspiel an, daß man deßwegen Bedenken getragen. Denn, da England zu den Zeiten Cromwells den Namen einer Republik führte, und das Wort Reich, oder Königreich, überaus verhaßt war, so behaupteten einige, daß man anstatt, zukomme dein Reich, beten müßte, zukomme deine Republik. Ein solcher ungereimter Scrupel könnte auch unsern Isländern Anlaß geben, eine Veränderung in diesem Gebete vorzunehmen. Denn weil der gemeine Mann in Island sich anstatt des Brodts, weil das Land kein Korn trägt, gedörrter und getrockneter Fische zu bedienen genöthiget ist, so könnten die Isländer auch sagen, daß man anstatt, unser täglich Brod gieb uns heute, bey ihnen beten müßte, unsre täglichen Fische gieb uns heute. Dergleichen Skrupel verdienen billig verlacht zu werden. Doch gestehe ich, daß in einigen von unsern Gesängen, wie auch in unsern Abend- und Morgengebetern, verschiedliche Stellen befindlich sind, die nicht von allen und jeden gesungen oder gebetet werden können. Ich könnte hievon verschiedene Beyspiele anführen. Ich will es aber bey einer einzigen Stelle bewenden lassen,

da es in einem von unſern Morgengeſängen heißt: daß ich friſch auf meinen Füſſen kann den holden Morgen grüſſen, welches ein Krüppel oder ein Podagriſt unmöglich ſingen kann. Man findet auch gewiſſe Pſalmen Davids, welche von den Begebenheiten handeln, die David allein wiederfahren ſind, und ſich alſo nur auf ihn ſchicken, welche alſo von andern nicht gebetet werden können. Dieſes ſind meine Gedanken von dieſer Sache. Ich bin ꝛc.

Der
ſieben und achtzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen den Namen des Verfaſſers zu wiſſen, der das Buch geſchrieben hat, welches den Titul, Eſprit des Loix, führet, und ſo viel Aufſehen erweckt hat. Der Verfaſſer deſſelben iſt der Herr von Montesquiou, welchem wir auch die perſianiſchen Briefe zu danken haben. Wenn man dieſe Briefe geleſen, ſo kann man mit leichter Mühe auch den Verfaſſer dieſes Buchs errathen. Denn man findet in beyden Schriften einen gleichen durchdringenden Verſtand, einerley

Freymüthigkeit, und gleiche paradoxe Sätze. Man merkt, daß der Verfasser in dem zuletzt herausgegebenen größern Werke annoch eben derselben Meynung beypflichtet, die er in den persianischen Briefen weitläuftig ausführet, nämlich daß das menschliche Geschlecht mehr und mehr abnehme, und man zu befürchten habe, daß dasselbe endlich ganz und gar ausgehen dürfte. Ich habe in einem von meinen Briefen bereits die Gründe zu beantworten gesucht, deren sich der Verfasser bedienet, und will nur noch dieses hinzufügen. Wenn er vorgiebt, daß der Erdboden gegenwärtig nicht den funfzigsten Theil von Einwohnern mehr habe, gegen diejenigen zu rechnen, die in den ältesten Zeiten auf Erden gelebet, so fragt er zugleich, ob die Erde wohl vermögend sey, noch funfzigmal mehr Einwohner zu ernähren, als gegenwärtig vorhanden sind. Dieses scheint dem Verfasser nicht möglich zu seyn. Allem Vermuthen nach aber kann die Erde gegenwärtig noch mehrere ernähren, als vormals, weil der größte Theil des Erdbodens, oder wenigstens viele große Länder, die vormals mit Holz und Waldungen bedeckt gewesen, heutiges Tages in Aecker und Wiesen verwandelt worden, zugeschweigen, daß die so weit ausgebreitete und in alten Zeiten gänzlich unbekannte Schiffahrt eine Menge Menschen ernähret. Denn man kann mit Wahrheit sagen, daß gegenwärtig fast eben so viele Menschen auf

dem

dem Wasser, als auf dem Lande, angetroffen werden, die ihre Nahrung durch die Schiffahrt suchen, und wovon China, Holland, England und andre Länder zum offenbaren Beyspiel dienen. Die andern Gründe des Verfassers habe ich bereits in dem angezogenen Briefe beantwortet, und will solche nicht wiederhohlen. Der berühmte Verfasser geht also zu weit, wenn er aus solchen Gründen den baldigen Untergang der Welt vorherverkündiget. Eben dasselbe kann man auch von verschiedenen andern Sätzen sagen, die in seinem Werke enthalten sind, und welche er mit einer gar zu großen Zuversicht vorträgt, wodurch er aber in eben diejenigen Beschwerlichkeiten geräth, denen alle systematische Skribenten unterworfen sind. Ich bin ꝛc.

Der

acht und achtzigste Brief

Mein Herr,

Sie melden mir, daß sie willens gewesen, das Glossarium des Ostersens neu auflegen zu lassen, sie fügen aber zu-

gleich hinzu, daß sie gegenwärtig ihren Entschluß verändert, und auch noch nicht gesonnen wären, dieses Vorhaben auszuführen. Ich will ihnen zwar nicht wiederrathen, diese Arbeit zu übernehmen; wenn sie aber solche annoch ins Werk zu setzen, sich einmal wieder, und zwar in der Absicht, den Nutzen des gemeinen Wesens dadurch zu befördern, entschließen sollten, so werden sie sich eine nicht geringe Last aufladen. Denn zuförderst müssen sie unzählige Druckfehler verbessern, und die Stellen genauer und richtiger bestimmen, die aus den alten Gesetzen angeführet worden. Hiernächst müssen sie auch die alten und unverständlichen Wörter erklären, womit sich Olserson keine Mühe macht, sondern es allein dabey bewenden lässet, daß er die alten Gesetze anführet, wo diese Wörter gefunden werden. Endlich müssen sie das Werk durch viele Wörter vollständiger machen, die in diesem Glossario nicht angetroffen werden, und doch täglich vorkommen, obgleich der eigentliche Ursprung solcher Wörter nur wenigen bekannt ist. Ein jeder weiß, daß das Wort Järtegn im Dänischen eben so viel als ein Wunderwerk bedeutet, wenige wissen aber, woher dieses Wort entsprungen ist. Es kommt aber solches von dem Worte Järnbyrd, oder den Wunderwerken her, die durch Tragung eines glüenden Eisens verrichtet wurden, wodurch der Angeklagte nicht nur

von

von der gegen ihn angestellten Klage befreyet ward, sondern welches man auch als ein Zeichen der Unschuld anzusehen pflegte. Man findet in eben diesem Werke das Wort Axeltorv. Aber von dem Ursprunge dieses Worts meldet der Verfasser nichts. Er sagt bloß, Axeltorv wird derjenige Markt genannt, der wöchentlich in den Kauf- und Handelsstädten gehalten wird. Er meldet aber nicht, weßfalls dieser Markt Axeltorv genannt wird. Man kann die Meynung dererjenigen nicht verwerfen, welche dafür halten, daß Axeltorv so viel im Dänischen bedeute, als Alsältorv, weil dadurch allein die großen Marktage bezeichnet werden, an welchen die vom Lande allerhand Waaren in die Stadt zum Verkauf bringen. Man muß in der nordischen Historie wohl belesen, und in der isländischen Sprache nicht unerfahren seyn, wenn man den Ursprung aller Wörter und itzt gebräuchlichen Redensarten wissen will. Man gebraucht in Dännemark im gemeinen Leben das Wort Junker Slenz, wenn man einen hochmüthigen Menschen anzeigen will, ohne jedoch die Ursache und den Ursprung dieser Redensart zu wissen. Die Historie aber zeigt, daß diese Redensart von dem bekannten Georg Slenz herrühret, der, zu den Zeiten und unter der Regierung des Königs Johannes, das Haupt der so genannten sächsischen Garde gewesen. Man sagt täglich,

wenn

wenn man jemanden ein bevorstehendes Unglück vorhersagt; **Du wirst in die Zeit des Grafen versetzt werden.** Dieses wird durch die Geschichte Christian des dritten erläutert, da der oldenburgische Graf, Christoph, hier so übel im Lande Haus hielte. Wenn einer ein verdrüßliches und langwieriges Gewäsche macht, so sagt man, er webt das Vadmel der Kirche, ohne jedoch zu wissen, woher diese Redensart ihren Ursprung hat. In der Kirchenhistorie trifft man davon den Schlüssel an. Weil man in den mittlern Zeiten nicht viel baares Geld hatte, sondern größtentheils mit Waaren bezahlte, so bekamen die Priester und andre Geistliche öfters von ihrer Gemeine Essen und Kleider anstatt des Geldes. Die Kleider bestunden aus groben Zeuge, so die Leute selbst verfertigten, welches noch Vadmel genannt, und allein von den Bauern getragen wird. Das gröbste von solchem Zeuge ward insgemein den Kirchenbedienten gegeben, und erhielt daher den Namen Vadmel der Kirche. Und weil die Prediger zur Widervergeltung schlecht und elend predigten, so sagte man: die Predigten sind wie das Vadmel der Kirche. Bey uns in Dännemark nennet man annoch schlechten Wein, Kirchenwein, und in den römischcatholischen Landen, Klosterwein. Dieser Wein kann nicht gebraucht werden, und wird von den Mönchen

an

an die Armen verkauft, wie man denn in Frankreich zu meiner Zeit dergleichen Wein Vin des Peres zu nennen pflegte. Das Wort Kierling, womit man gegenwärtig in Dännemark alte Weiber, oder zum Spott auch weibische Männer, beleget, bedeutet nichts anders, als Carolinger oder Franzosen, die zu den Zeiten Carls des Einfältigen so sehr viel von den Normännern ausstehen mußten, als welche damals so grausam in Frankreich verfuhren. Weil dieses Volk so feige, und gar nicht streitbar war, so wurden alle zaghafte und weibische Männer von den Normännern Carlinger oder Kierlinger genannt. Man muß auch in der alten norwegischen, oder isländischen, Sprache erfahren seyn, um den Ursprung verschiedener gebräuchlichen Wörter zu wissen, der den meisten unbekannt ist. Ich habe lange nicht gewust, woher das Wort Fanden, wodurch der Teufel in der dänischen Sprache angezeigt wird, seinen Ursprung genommen. In der isländischen Sprache aber wird der Satan Fianden, oder ein Feind der Menschen genannt, welches man im Dänischen zusammen gezogen Fanden ausspricht. Das Wort Stackel, oder ein Bettler, heißt auf isländisch Stavkarl, wodurch ein Mensch angezeigt wird, der mit einem Stock in der Hand herumgehet, wie die Bettler insgemein zu thun pflegen. Daher

her kommt es, daß man gemeiniglich zu sagen pflegt, wenn iemand in Armuth gerathen, daß er an den Bettelstab gebracht worden. Stackel ist also nichts anders, als was die Alten Stavkarl nannten, und welches in der isländischen Sprache noch also heisset. Ich könnte diese Materie noch viel weitläuftiger ausführen. Ich will es aber für diesesmal hiebey bewenden lassen. Ich bin ꝛc.

Der neun und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Wie ein gewisser Mann unlängst in einer Gesellschaft war, und hörte, daß man nicht nur den Namen Gottes so oft nannte, sondern auch öfters biblische Sprüche anführte, so sagte er: **Lieben Kinder, laßt doch Gott aus euren Gesellschaften heraus.** Seine Meynung war gut, ob er gleich den Ausdruck etwas anders hätte einrichten können. Denn der Name Gottes und sein Wort kann, wenn es zu einer unbe-

ques-

quemen Zeit und an einem unrechten Orte angebracht wird, sehr gemißbrauchet werden, und zu vielen Aergernissen Anlaß geben. Daher haben mir die andächtigen Grüße niemals gefallen, deren man sich zu gewissen Zeiten bedienet, wenn man einander begegnet. In der ersten christlichen Kirche grüßte man einander mit diesen Worten, **Christus ist auferstanden**, worauf der andre erwiederte: **Ja, er ist wahrhaftig auferstanden.** Dieser Gruß ist sehr gut an einem Ostertag oder in einer heiligen Versammlung. Er ist aber nicht bey allen Gelegenheiten anzuwenden. Denn so andächtig und gut dieser Gruß ist, wenn er an dem rechten Orte und zu der rechten Zeit gebraucht wird, so leicht kann derselbe doch Aergerniß verursachen, wenn man ihn bey einer Tanzversammlung oder auch in einem Weinhause gebrauchen wollte. Und allem Vermuthen nach haben sich die ersten Christen eines solchen Grußes niemals anders bedienet, als wenn Zeit und Ort damit übereingestimmet. Denn außerdem ist es besser, guten Morgen oder guten Abend, oder höchstens, nach der Gewohnheit unsrer Bauern, der Friede Gottes sey mit dir, zu sagen, welches ein guter Wunsch ist. Die itzt in Bayern gewöhnliche Art einander zu grüßen, scheint mir nicht nur ärgerlich, sondern auch lächerlich zu seyn. Der eine sagt zu dem andern, der

ihm

ihm begegnet: Gelobet sey Jesus Christus, worauf der andre antwortet: In alle Ewigkeit. Amen. Diesen Gruß braucht man bey allen Gelegenheiten, zu allen Zeiten und an allen Orten, ja bey solchen Zusammenkünften, wo die Ehrbarkeit fliehet, so daß derjenige, der, ihr Diener oder Dienerinn, sagen wollte, für einen Ketzer würde gehalten werden. Kaysler erzählt, daß ein gewisser vornehmer Herr in Bayern seine Maitresse zu sich kommen lassen, und, nachdem sie sich beyde auf die gewöhnliche und orthodoxe Art gegrüßet, gleich darauf zu ihr gesagt habe: Mache das Schnürleib auf. Man muß gestehen, daß ein solcher Gruß bey dergleichen Gelegenheit nicht ohne Aergerniß angehöret werden könne. Ich bin ꝛc.

Der neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich war unlängst in einer Gesellschaft, wo die Frage auf die Bahn gebracht ward, wie man es anzusehen habe, daß man gegenwärtig nicht mehr so viel Zinsen von den aus-

ausgeliehenen Geldern, als vordem, bekommen könne? Die Meynungen waren, wie bey allen dergleichen Fragen gewöhnlich ist, auch diesesmal getheilet, und es wurden von beyden Theilen viele in die Augen fallende Gründe beygebracht. Einige sahen den Umstand, daß man sein Geld nicht mehr so hoch wie sonst nützen könnte, als ein großes Unglück an, indem gar zu viele Leute dadurch leiden müßten und unglücklich und elend würden. Die andern, welche die Gegenparthey ausmachten, läugneten dieses zwar nicht, sie behaupteten aber auch zugleich, daß keine Reformation so gut und nützlich sey, daß nicht einige dabey leiden sollten. Die Verminderung der Zinsen sey eine natürliche Folge von dem Wohlstand des Landes, indem daraus erhelle, daß Handel und Fabriken empor gekommen und ausgebreitet worden, und dieses sey auch die Ursache, daß man in England, Holland und andern Handlung treibenden Ländern kaum drey von hundert bekommen könne. Die von der ersten Parthey waren indessen doch mit dieser Antwort nicht zufrieden. Sie gestunden zwar, daß eine Reformation niemals also eingerichtet werden könnte, daß alle und jede dabey ihre Rechnung finden sollten. Allein sie behaupteten, die Anzahl der hiedurch leidenden Personen sey gar zu groß, und das Brod würde denenjenigen, die am wenigsten einen Verlust ertragen könnten, nämlich den Armen, durch

dieſe Verminderung der Zinſen entzogen. Endlich fieng ein alter Mann, der dieſem Streite bisher zugehöret hatte, folgendergeſtalt zu reden an. Ich geſtehe, daß diejenigen, welche von mäßigen Capitalien leben müſſen, und noch dazu jährlich an Zinſen ſo viel verlieren ſollen, allerdings gar ſehr zu beklagen ſind. Aber dieſes Unglück kann doch demjenigen nicht die Wage halten, welches dadurch verurſachet wird, wenn das Geld beſtändig, ſowohl für die Waaren an und für ſich ſelbſt, als auch für deren Bearbeitung, aus dem Lande gehet, und Fremden zu theil wird. Doch muß bey der Stiftung und Einrichtung des Handels und der Manufakturen genau darauf geſehen werden, daß man, bey denen im Lande verfertigten Waaren, wo nicht vollkommen, dennoch einigermaſſen, mit fremden und benachbarten Städten Preis halte. Denn wo der Unterſcheid des Preiſes gar zu groß wird, ſo entſtehet aus der Stiftung ſolcher Fabriken eine doppelte Ungelegenheit, welche verurſachet, daß den Armen die Laſt vermehret wird, Handel und Fabriken aber keine Beſtändigkeit haben können. Die Laſt der Aemen wird vermehret, indem an der einen Seite ihnen ihr tägliches Brod, welches ihnen ohnedem ſchon ſo genau zugeſchnitten worden, durch die Verminderung der Zinſen faſt gänzlich entzogen, an der andern Seite aber der Preis nöthiger und unentbehrlicher Waaren erhöhet wird. Die andre Ungelegen-

heit

heit aber bestehet darinn, daß dergleichen Fabriken sich keine Beständigkeit oder Dauer versprechen können. Denn wenn man nicht einigermaßen mit den benachbarten Städten Preis halten kann, und die Waaren überdem nicht gut und zuverläßig verfertiget werden, so wird die Kunst, den Zoll auf eine feine Art zu betrügen, das Hauptstudium eines Landes, und die Fabriken müssen endlich fallen und zu Grunde gehen, weil sie keinen Absatz haben. Zwar kann durch große Geldstrafen und andre Anstalten einem solchen Uebel einigermaßen vorgebeugt werden, aber die Erfahrung zeigt, daß dasselbe dennoch nicht vollkommen zu heben stehe. Vielmehr werden nur allerhand Erfindungen, woran man sonst vielleicht nicht gedacht hätte, dadurch veranlasset, und dieses verderbliche Studium, fremde Waaren heimlich ins Land zu bringen, wird dadurch auf die höchste Spitze gebracht. Ein jeder Krämergesell wird sich bemühen, in dieser Kunst doctorabilis zu werden, und sich mit einem solchen verübten Betrug, als mit einer heldenmüthigen That, groß machen, welche, seiner Meynung nach, der Handlung zu einer Erleichterung gereichet. Man muß also, ehe man eine Fabrik anlegt, wohl erwegen, ob die Manufakturisten einigermaßen mit den Fremden Preis halten können, oder ob eine Fabrike ihre Sicherheit und ihre Erhaltung lediglich und

allein, auf die ſtrengen Befehle gründen müſſe, daß keine auswärts gemachten Waaren ins Land gebracht werden ſollen. Wenn man das erſte zuwege bringen kann, ſo kann man wegen des zweyten verſichert ſeyn. Denn niemand wird es wagen, dem ergangenen ſtrengen Verbot zuwider fremde Waaren ins Land zu bringen, wo nicht etwas groſſes und erkleckliches dadurch gewonnen werden kann, und niemand wird mit denjenigen Mitleiden haben, die deßwegen geſtraft werden, weil ſie den Zoll betrogen, wenn der Unterſchleif ohne Noth geſchiehet, oder welches einerley iſt, wenn man ſündiget, bloß um zu ſündigen. Endlich iſt es auch nothwendig, ehe man eine Fabrik anlegt, ſich nach einem dazu geſchickten Orte umzuſehen, der entweder von Natur dazu bequem iſt, die Arbeit zu erleichtern, oder wo auch die Arbeiter am wohlfeilſten leben können. Denn wenn gleich die rohe Materie an zween Orten gleich wohlfeil gekauft werden kann, ſo kann doch die verarbeitete Materie nicht gleich wohlfeil wieder verkauft werden. Daher ſiehet man, daß in einigen Ländern die Fabriken und Manufakturen, nach Maasgebung ihres Betriebs, an verſchiedenen Orten angelegt worden. Beyde Partheyen in der Geſellſchaft pflichteten der Meynung des alten Mannes bey, und der Streit hatte ſolchergeſtalt ein Ende. Ich bin ꝛc.

Der

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der
ein und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe bereits zu mehrernmalen in meinen Schriften zu erkennen gegeben, daß moraliſche Lehrer und Prediger mehr durch ihr Exempel, als durch ihre Schriften und Predigten, erbauen. Wenn junge rohe Leute moraliſche Bücher ſchreiben, wie man dieſes ſowohl hier als an andern Orten gegenwärtig wahrnimmt, ſo ärgert man ſich billig darüber, und wenn ſchlechte Prediger uns in demjenigen unterweiſen, was wir glauben, und wie wir leben ſollen, ſo denkt man, daß es ihr Ernſt nicht ſey, und daß ſie ſelbſt nichts von allem demjenigen glauben, was ſie ſagen. Wenn mein Arzt in gleichen Zufällen mit mir nicht eben die Arzeneyen brauchen will, die er mir vorſchreibt, ſo verwerfe ich ſie, und nehme ſie nicht ein. Die Schriften und Predigten, wie gründlich ſie auch ſonſt ſeyn mögen, können keine beſondere Wirkung haben, wenn das Leben der Perſonen nicht damit übereinſtimmet. Und daher hat man oft Urſa-

sache zu wünschen, daß das Buch von einer andern Feder geschrieben und die Rede von einem andern Munde gehalten seyn möchte Wie in alten Zeiten ein böser un lasterhafter Mann in Rom einmal einen nützlichen und guten Anschlag gab, der einen allgemeinen Beyfall fand, so befahl der Rath, daß zwar der Anschlag angenommen, der Name des Mannes aber verschwiegen werden sollte. Der Abt von Villiers erzählt in einer Schrift, die den Titul führet, L'art de precher, eine artige Historie, um zu zeigen, was für eine Wirkung eine Predigt öfters haben könne, wenn das Leben des Predigers nicht mit seiner Lehre übereinstimmet. Die Historie lautet folgendergestalt: Ein Prediger eiferte einmal heftig wider die Verschwendung, und ermahnte die Zuhörer, der in der Schrift enthaltenen Lehre nachzuleben, daß derjenigen der zwey Kleider hätte, demjenigen, der kein Kleid hätte, eines abgeben sollte. Ein Bürger ward dadurch so sehr gerühret, daß er seiner Frau befahl, wie er aus der Kirche kam, weil er zwey Kleider hätte, den Armen eines abzugeben. Die Frau ward nich wenig darüber bestürzt, sie entschloß sich aber, vorher noch mit dem Prediger selbst dieserwegen zu reden, um seine Erklärung darüber einzuholen. Wie sie sich derohalben an einem Morgen melden ließ, so erhielt sie von dem Bedienten des Predigers

die

die Antwort, daß sie sich ein wenig aufhalten möchte, weil der Herr Magister eben ein ander Kleid anzöge, indem er willens wäre, einen Besuch abzustatten. Die Frau antwortete. Weil ich höre, daß der Herr Magister noch zwey Kleider hat, so habe ich vor diesmal nichts mit ihm zu reden.

adieu, je me retire.

Puisqu' il a deux habits, je n'ai rien à lui dire.

Zum Beschluß muß annoch das Compliment anführen, welches einmal eine alte Frau nach der Predigt ihrem Prediger machte: Ich danke, sagte sie, Ewr. Wohlehrwürden, für die gründlichen Lehren, so sie heute vorgetragen. Gott gebe ihnen seinen Geist und Gnade, daß sie denselben selbst nachleben mögen. Ich bin ꝛc.

Der neun und siebzigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen zu wissen, ob der Engländer, der zu des Königs Friedrich des vierten Zeiten den seltsamen und gottlosen Anschlag hatte, annoch in dem hiesigen Kasteel gefangen sitze. So viel ich weis, wird er annoch unter einer genauen Verwahrung gehalten. Es ist dieser Mensch so beschaffen, daß fast kein ander Land, als England ihn erzeugen und hervorbringen können. Denn daselbst haben sich von jeher solche Leute gefunden, und finden sich noch daselbst, die höchst gefährliche Unternehmungen, und zwar in keiner andern Absicht wagen, als um Proben von einer seltsamen und ausserordentlichen Gemüths- und Denkungsart abzulegen, und sich durch Missethaten berühmt zu machen, so wie jener den Tempel der Diana zu Ephesus in Brand steckte, um bey den Nachkommen seinen Namen verewiget zu sehen. Die Englische Geschichte giebt hievon verschiedene Beyspiele an die Hand. Ich will aber nur des bekannten Blud erwehnen, der unter der Regierung Carls des zweyten

ten eine That unternahm, von der man hätte denken ſollen, daß ſie niemals jemanden hätte einfallen können. Dieſer Blud faßte im Jahr 1671 den Entſchluß, die königliche Krone nebſt dem Zepter und dem Reichsapfel, welches alles im Tower verwahret wird, wegzuſchnappen. Er verrichtete dieſes auch mit ſolcher Behendigkeit, daß er dieſe Regalien bereits in Händen hatte, und ſchon aus dem Tower heraus war, als er ergriffen ward. Wie einige Zeit vorher verſchiedene von ſeiner Bande auf Befehl des Herzogs von Ormond, als Statthalters in Irrland, hingerichtet worden, ſo war er darauf bedacht, ihren Tod zu rächen. Wie alſo bemeldter Herzog nicht lange nachher aus Irrland zurück berufen ward, ſo folgte ihm Blud, nebſt einigen andern, die er bey ſich hatte, auf dem Fuſſe nach, und griff den Herzog nicht nur in der Kutſche an, ſondern führte denſelben auch, nachdem er den Kutſcher und einige Lakayen ermordet, nach dem Galgen, um ihn daſelbſt aufzuhenken, wobey er ſich vorgenommen hatte, ein Stück Papier auf den Körper zu kleben, worauf die Urſach dieſer Execution geſchrieben war. Dieſer Anſchlag aber ward dennoch nicht vollführet. Dieſes bekannte Blud nicht nur alles vor dem Könige ſelbſt, wie er ergriffen ward, ſondern er trug auch keine Scheu öffentlich zu geſtehen, daß er einmal willens geweſen, den König ſelbſt zu ermörden. Er geſtand, den allerſchmälig-

ſten Tod verdient zu haben. Er ſagte aber auch zugleich: Weil über hundert in meiner Bande ſind, die ſich alle durch einen Eyd verbunden haben, meinen Tod zu rächen, ſo rathe ich dem Könige, ſeiner eignen Sicherheit halber mir das Leben zu ſchenken. Man muß, wie der Geſchichtſchreiber ſagt, über die Kühnheit und das ſeltſame Betragen dieſes Mannes erſtaunen; noch mehr aber muß man ſich über die Entſchließung des Königes wundern, der ihm nicht allein das Leben ſchenkte, ſondern ihn auch noch mit einem jährlichen Gehalt begnadigte. Ich bin ꝛc.

Der drey und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe an einem andern Orte in meinen Schriften die Frage untersucht, ob die alte oder die neue Welt schlimmer sey? Ich habe alle Gründe untersucht, die von und wider diese Meynung können angeführet werden. Ich habe mich aber nicht erkühnt, hierüber ein Urtheil zu fällen. Denn ich habe in einem jeden Alter der Welt gleiche Fehler, und gleiche Laster entdecket, und nichts als die Art, wie solche begangen und vollführt werden, verändert gefunden, so, daß es bloß von der Veränderung der Scene herrühret, daß die Welt, ungeachtet es annoch eben dieselbe Welt ist, dennoch nicht eben dieselbe zu seyn scheinet. Man erkennet, in einem jedem Alter der Welt, eben denselben Menschen wieder, man bemerkt eben dieselben Neigungen, man trifft eben dieselbe Materie wieder an, obgleich die Form verschieden ist. Dieses verursachet bey mir keine Verwunderung, weil die Unbeständigkeit die Haupteigenschaft der Menschen

schen ist, welche man sowohl bey guten als bösen Tagen, sowohl bey wichtigen als gleichgültigen Dingen, sowohl im gemeinen Leben als in der Kleidertracht, bey ihnen bemerket. Dieses Einzige aber kann ich nicht begreifen, da unsre Vorfahren eben die natürlichen Eigenschaften, wie wir gehabt, mit eben so vielem Witz, wie wir, etwas zu erfinden, begabt gewesen, eben die Hände zur Arbeit gehabt, eben so begierig nach den Wissenschaften sich bezeuget, eben ein so großes Verlangen getragen, alles bequem einzurichten, wie es doch bey diesen Umständen möglich gewesen, daß ihnen so viele tausend Dinge unbekannt geblieben, die natürlicher Weise einem jeden billig hätten einfallen müssen, und daran nicht eher, als vor ungefehr funfzig Jahren gedacht worden. Ich will nicht von den in der Mechanik und Baukunst gemachten Entdeckungen reden, die nicht anders, als von besonders dazu geschickten Köpfen, nach vieler Ueberlegung und mit einem erstaunlichen Fleisse, zu Stande gebracht, oder auch durch einen ungefehren Zufall und bey gewissen Gelegenheiten entdecket worden; ich will bloß solcher Dinge erwehnen, die gleichsam unsern Vorfahren täglich vor Augen gewesen, an deren Verbesserung und bequemere Einrichtung dennoch, in so vielen hundert Jahren, kein Mensch gedacht hat. Wenn man die Gebäude betrachtet, die in alten Zeiten aufgeführ-

geführet worden, so findet man Häuser von fünf bis sechs Stockwerken, und dieses auch an solchen Orten, wo Platz genug, um Häuser darauf zu bauen, vorhanden ist, so daß es scheint, daß diese Häuser zu keinem andern Ende so hoch gebauet worden, als um denjenigen eine Pönitenz aufzulegen, die dazu verdammt waren, des Tages öfters auf das oberste Stockwerk hinauf zu klettern. Die Treppen waren schneckenförmig angelegt und man hatte einen Strick daran gebunden, woran man sich halten mußte, um sich des Schwindels zu erwehren; und es war eben so gut, wenn man eine solche Trppe hinanstieg, als wenn man auf einen Mastbaum kletterte. Man hatte zwar in vorigen Zeiten schon Glasfenster. Aber die Scheiben waren überaus klein, und bestunden mehr aus Bley, als aus Glas, und damit man dem Lichte den Eingang in die Häuser und Zimmer noch mehr verwehren möchte, so ließ man die Scheiben bemahlen, oder, welches in der That einerley ist, selbige mit vieler Arbeit und großen Kosten vollends unbrauchbar machen. Man findet noch die Ueberbleibsel von solcher Fenstern in den alten Kirchen, die darüber so dunkel sind, daß das Licht der Sonnen durch diese Fenster wie der Mondschein aussiehet. Die Kirchen pflegte man in die Länge zu bauen, oder ihnen auch die Gestalt eines Kreutzes zu geben, wodurch die Beschwer-

schwerlichkeit veranlasset ward, daß die Hälfte der Gemeine nichts anders als den Rücken des Predigers sahe, und dieser genöthiget ward, sich während der Predigt bald auf diese bald auf jene Seite zuwenden, damit ein jeder in der Gemeine wenigstens doch etwas von seinem Vortrage hören möchte. Alle Dörfer waren solchergestalt angelegt, daß, ungeachtet kein Mangel an Raum vorhanden war, dennoch alle Bauerhäuser so nahe an einander gebauet wurden, daß, wenn ein Haus im Feuer aufgieng, das ganze Dorf nothwendig ein gleiches Schicksal erfahren mußte. Die Betten in den Schlafkammern waren insgemein so hoch, daß man sich eines Fußschemels bedienen mußte, um hinein zu steigen, und es scheint, daß sie mit Fleiß so hoch angelegt worden, damit einer, der des Nachts etwa aus dem Bette fiele, desto gewisser den Hals brechen möchte, insonderheit da der Fußboden mit Steinen belegt war. In den Häusern wußte man von keinen so genannten Kammerstühlen. Das ganze Haus bediente sich in diesem Fall eines einzigen Orts, und man mußte oft eine halbe Stunde warten, bis ein Platz ledig ward. Der Boden war in vornehmen Häusern mit Fliesen, in geringern Häusern aber mit Mauersteinen, belegt, welches sowohl ungemächlich als ungesund war. Ich könnte noch sehr viele andere Dinge namhaft machen, die in vielen Jahrhunderten über-

aus

aus viele Beschwerlichkeiten nach sich gezogen, deren Verbesserung eben so leicht hätte bewerkstelliget werden können, als die Beschwerlichkeit aller dieser Dinge einem jeden nothwendig in die Augen fallen mußte. Weil jedoch in einer so geraumen Zeit in diesem Stücke nichts vorgenommen worden, so sollte man fast denken, daß man die meisten Länder erstlich seit hundert Jahren zu bewohnen angefangen. Weil man aber durch die Geschichte der meisten Reiche und Länder hievon anders unterrichtet ist, so hat man Mühe, die Ursache einer solchen erstaunenswürdigen Unachtsamkeit ausfündig zu machen, und ich gestehe gerne, daß ich hieran niemals gedenken können, ohne mich jederzeit hierüber zu wundern. Ich bin ꝛc.

Der

Der
vier und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in der Vorrede zu meiner verglichenen Geschichte verschiedener Helden und anderer großen Männer angeführet, daß man in alten und neuen Geschichten nirgends auf einmal so viele große Regenten antrifft, als in den letztern funfzig Jahren geherrschet haben. Seit den Zeiten Carls des Großen hat kein berühmter König in Frankreich regieret, als Ludwig der Vierzehnte. Frankreich war vor seiner Zeit in einem mäßigen Ansehen, und mußte sich durch fremde Hülfe verstärken, um Oesterreich die Wage zu halten. Unter seiner Regierung aber ward Europa von Frankreich mit einer Universalmonarchie bedrohet. Denn, wenn man die letzten Jahre dieses Königes ausnimmt, so enthielten die übrigen Jahre der Regierung dieses Königes eine Kette von Siegen. Fast ganz Europa vereinigte mehr als einmal seine ganze Macht gegen Frankreich, und war doch kaum vermögend, diesem Königreich Widerstand zu thun. Denn ein Sieg bahnte immer dem andern den Weg. Die damals lebenden

Feld-

Feldherren brachten die Kriegskunſt auf die höchſte Spitze, und erwurben dem franzöſiſchen Heere ein ſolches Anſehen, daß man die franzöſiſchen Läger als die größten Kriegsſchulen anſahe, und fremde Officiers ſich eine Ehre daraus machten, einem Feldzuge unter einem Conde, Turenne, Luxemburg, Villars, Vendome ꝛc. beygewohnt zu haben. Die Befeſtigungskunſt ward zu gleicher Zeit immer vollkommener gemacht, und es war keine Stadt, wie feſt ſie ſonſt auch immer ſeyn mochte, vermögend, der franzöſiſchen Macht zu widerſtehen, ſo daß es ſchien, als wenn die Feſtungen von den Franzoſen weggeblaſen würden. Unter eben dieſem Könige erlangten die Wiſſenſchaften gleichfalls ihre Vollkommenheit. Die herrlichen Schriften, die damals in der franzöſiſchen Sprache ans Licht traten, brachten der Sprache das Anſehen zuwege, worinn ſich dieſelbe noch itzt befindet. Und dieſes war hauptſächlich dem Könige zuzuſchreiben. Denn, ungeachtet er ſelbſt nicht gelehrt war, ſo war er doch ein großer Beförderer der Gelehrſamkeit, und gab ſo gar Gelehrten in fremden Ländern ein jährliches Gehalt. Die Schriften, die damals ans Licht traten, waren nicht allein gelehrt und gründlich, ſondern auch mit einem neuen und feinen Geſchmack ausgearbeitet, ſo daß die Bücher, die unter der Regierung dieſes Königes geſchrieben worden, von den andern, die nachher herausgekommen, gar ſehr unterſchieden ſind, und die letztern ſehr weit

übertreffen. Eben so wenig fehlte es zu den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten an großen Staatsmännern und berühmten Künstlern, und Frankreich ward dadurch dasjenige Land, Paris aber diejenige Stadt, wohin Leute von allen Professionen, als in eine allgemeine Schule, eilten. Der König aber war gleichsam die Quelle, woraus alles dieses herfloß. Alles, was man damals in Frankreich sahe und hörte, war mehr als königlich. Die künstlichen und prächtigen Gebäude, die von dem König angelegt wurden, funden in andern Ländern keinen Glauben, als bis sie von den Ausländern selbst in Augenschein genommen wurden. Die Reisenden machten sich eine Ehre daraus, Versailles, Marly und anderr dergleichen Gebäude gesehen zu haben, am meisten aber machten sie sich damit groß, daß sie des Königs eigne Person gesehen, welcher auch noch in seinem hohen Alter alle und jede an schöner Leibesbildung übertraf. Auf keinen Regenten sind wohl leicht mehrere Lobgedichte und mehrere Stachelschriften verfertiget worden. In den erstern wird er als der größte König gepriesen, der jemals in Frankreich regieret, die letztern aber müssen, der nachtheiligen Abschilderung von ihn ungeachtet, dennoch gestehen, daß er der ansehnlichste und bewundernswürdigste König gewesen. Eben dasselbe kann man auch von einem andern Könige sagen, der damals in Schweden regierte. Sie werden leicht merken, daß ich von Carl dem

Zwölf-

Zwölften rede. Er kann zwar nicht unter die nützlichen Könige, die Schweden gehabt, gerechnet werden. Indessen ist doch alles, was von ihm in der Geschichte erzählt wird, so beschaffen, daß dergleichen niemals erhöret worden, und bey den Nachkommen auch kaum Glauben finden wird. Man darf nur seine Thaten ansehen, um hievon überzeugt zu werden. Ich habe daher niemanden bequemer gefunden, mit Alexander dem Großen verglichen zu werden, als diesen König, der der einzige in seiner Art gewesen, und von dem man fast glauben sollte, daß er aus einer andern Materie, wie der übrige Theil der Menschen, zusammengesetzt gewesen. Man würde ihn unter die größten Helden haben rechnen können, welche die Natur jemals hervorgebracht, wenn er sich zugleich erinnert hätte, daß er auch ein König, oder wenigstens doch ein Mensch, wäre. Rußland brachte zu eben derselben Zeit einen Regenten hervor, in dessen Person alle diejenigen Eigenschaften vereiniget waren, die von denenjenigen erfordert werden, deren sich der Himmel bedienet, die größten Dinge ins Werk zu setzen. Denn Peter der erste war ein großer König, ein grosser Gesetzgeber, und ein großer Philosoph. Rußland erhielt unter ihm eine andre Gestalt, wodurch die Staatsverfassung von Europa zugleich gänzlich verändert ward. Er ließ es nicht dabey bewenden, seine Unterthanen allein mächtig zu machen, er suchte sie auch vernünftig zu ma-

chen. Er prägte ihnen nicht allein die Tapferkeit, sondern auch die Tugend, ein. Er hat sich durch sein kluges Regiment, durch seine herrlichen Gesetze, und durch sein eigenes Exempel um sein Volk so sehr verdient gemacht, daß, wenn die Russen ihn an statt des heiligen Nicolai zum Patron und Schutzengel von Rußland machten, solches eher zu begreifen stünde, indem davon eine bessere Ursache angegeben werden könnte. Denn wenn er zu den Zeiten gelebt hätte, da man berühmte Männer, wegen einiger dem menschlichen Geschlechte erwiesenen Wohlthaten, unter die Götter zu zählen pflegte, so hätte er eine solche Vergötterung unfehlbar hoffen können. Seine Gemahlinn, die ihm in der Regierung folgte, war eine von den berühmtesten und erhabensten Fürstinnen, die in der Historie zu finden sind. Ihr durchdringender Verstand bahnte ihr den Weg zu einem der größten Thronen in der Welt, und verursachte, daß sie mit einer unumschränkten Gewalt über ein großes, unruhiges und fremdes Volk herrschte, ungeachtet die Russen sie noch in ihrem geringen und verachteten Stande gekannt hatten. Ja sie richtete die Erbfolge nach ihrem eignen Gutdünken ein, und regierte über Rußland, als wenn sie selbiges durchs Schwerdt erobert hätte. Diese wundernswürdigen Regenten waren in Europa zu einer Zeit zu sehen. Der Orient aber war damals nicht weniger an berühmten Fürsten fruchtbar, die so erhabene Eigenschaften besas-

sen

ſen, daß ganze Jahrhunderte dergleichen Regenten nicht aufweiſen können. In Indoſtan regierte Oran Zeb, welcher ſich, theils durch Liſt, theils auch durch Tapferkeit, den Weg zum Throne bahnte, zwey Königreiche, nämlich Viſapur und Golconda, unters Joch brachte, dem ganzen Lande eine andre Geſtalt gab, und ein Alter erreichte, deſſen ſich kaum ein andrer Regent jemals rühmen können, ohne dabey das geringſte von ſeiner gewöhnlichen Munterkeit zu verlieren, welches er ſeiner ſtrengen und mäßigen Lebensart zu danken hatte. Denn, ungeachtet er der reichſte König auf dem Erdboden war, ſo genoß er doch nichts als Brodt, Waſſer und Kräuter, und verzehrte für ſeine eigne Perſon nicht mehr, als was er heimlich mit ſeinen eignen Händen verdienen konnte. In Perſien ließen ſich kurz darauf drey wundernswürdige Männer nach einander ſehen. Der erſte war Myrwweis, ein kleiner ſchatzpflichtiger Fürſt, der durch Liſt den perſiſchen Thron untergrub. Der andre war Maghmud, der mit einer Handvoll Aguaner die perſianiſche Regierung über einen Haufen warf, und das mächtige Reich unter die Füſſe brachte. Der dritte war Nian, Kuli Kan, oder Schach Nadyr, der nur eine Privatperſon war, Perſien aber wieder in die Höhe brachte, und durch ſeine Tapferkeit ein ſolches Anſehen erlangte, daß er mit allgemeiner Einwilligung auf den perſianiſchen Thron geſetzt, und nachher ſowohl der Türkey, als auch dem Reiche des großen Mo-

guls, ein Schrecken ward, welches letztere er unter die Füsse brachte. Dieser vortreffliche Herr, welcher nicht nur die Schmach, worein Persien gerathen war, gerächet, sondern auch die Ehre der Nation bis auf den höchsten Gipfel erhoben hatte, kam nachher in einem Aufruhr ums Leben. Seine Mörder gaben für, daß er wegen der Grausamkeit umgebracht worden, welche er zuletzt ausgeübet, und wo dieses sich wirklich also verhält, so muß die Grausamkeit sehr groß gewesen seyn, weil selbige vermögend gewesen, das Andenken der von Schach Nadyr vordem empfangenen großen Wohlthaten aus dem Gedächtnisse der Persianer zu vertilgen. Man sollte fast denken, daß die Natur sich erschöpft haben würde, da sie zu einer Zeit so viele große und wundervolle Regenten hervorgebracht, und daß darauf in diesem Stücke eine große Dürre erfolget seyn würde. Weñ man aber den gegenwärtigen Zustand von Preussen, oder Brandenburg, erweget, so siehet man, daß die Natur noch itzo beschäfftiget ist, große Regenten zu bilden. Brandenburg war im vorigen Jahrhundert in keinem größern Ansehen, als die übrigen Churfürstenthümer in Deutschland. Zu Friedrich Wilhelm des Großen Zeiten aber fieng Brandenburg an das Haupt empor zu heben. Unter dem itzt regierenden Könige aber ist dasselbe zu einer so großen Macht gediehen, daß nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa, darüber aufmerksam geworden. Alle und jede stimmen darinn überein,

ein, daß dieſes einzig und allein den großen Eigenſchaften des itzt regierenden Königs zugeſchrieben werden müſſe. Die herrlichen Siege, die er über die ſtreitbarſten Nationen erhalten, haben ihm den Namen eines großen Feldherren erworben. Der Schatz, den er beſitzet, und wodurch er im Stande iſt, ſo zahlreiche Kriegsheere zu unterhalten, überzeuget einen jeden, daß er ein ſehr guter Haushalter ſeyn müſſe. Seine Anſtalten und Verordnungen, daran man nicht anders, als mit Bewunderung, gedenken kann, geben einen Beweis ab, daß er die Staatskunſt aus dem Grunde verſtehe. Die Veränderungen, die er in Abſicht auf die Geſetze getroffen, haben ihm den Namen eines großen Geſetzgebers zuwege gebracht, und die Gnade, die er denjenigen erzeiget, die ſich auf Künſte und Wiſſenſchaften legen, verurſachet, daß er als ein Mäcenas und als der größte Beförderer der Gelehrſamkeit angeſehen wird. Die Schriften, die er ſelbſt verfertiget, zeigen nicht nur, daß er ſelbſt gelehrt ſey, ſondern räumen ihm auch einen Platz unter den beſten und ſinnreichſten Schriftſtellern ein. Seine Gedanken, in Abſicht auf die Moral, geben zu erkennen, daß er alle Vorurtheile beyſeite geſetzet, und ſeine Toleranz, in Abſicht auf die Religion, die von einigen getadelt worden, wird von andern billig als ein Zierrath in ſeinem Leben angeſehen. Ich bin ꝛc.

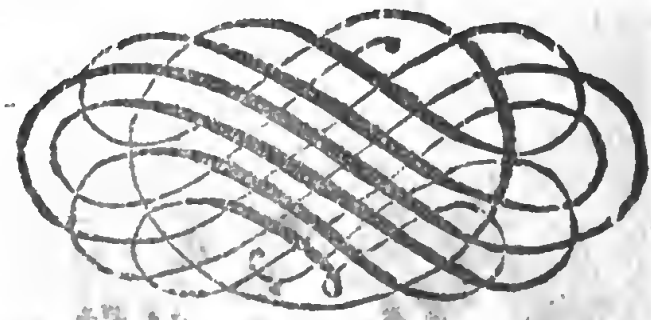
Der
fünf und neunzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich war neulich in einer Geſellſchaft, wo man von mir den Urſprung gewiſſer itzt gewöhnlichen Gebräuche zu wiſſen verlangte. Einige von dieſen Fragen wurden auch von mir beantwortet. Ich zeigte den Urſprung der Gewohnheit, daß man, nach Endigung des Geläutes, noch dreymal mit der Klocke anzuſtoſſen pflegt. Dieſer Gebrauch rührt annoch von dem allgemeinen Befehl her, der damals gegeben ward, wie die ſiegreichen Waffen des türkiſchen Kayſers, Mahometh des Zweyten, der Chriſtenheit den Untergang droheten. Denn damals ward verordnet, daß, wenn man dieſen Klang der Klocken hören würde, man Gott um Beyſtand anrufen ſollte, damit die Macht des Türken gehemmet werden möchten. Dieſen Gebrauch hat man annoch beybehalten, ungeachtet wenige Menſchen die Urſache deſſelben wiſſen, und daher auch nicht mehr beten. Wie man ferner wiſſen wollte, warum man bey Leichenbegängniſſen die Klocken läutete, ſo zeigte ich, daß die-

dieſe Gewohnheit annoch aus einem alten Aberglauben herrührte. Denn da man in vorigen Zeiten die Meynung hegte, daß der Teufel durch das Geläute der Klocken vertrieben werden könnte, ſo pflegte man die Klocken anzuziehen, wenn jemand in letzten Zügen lag. Ungeachtet man nun zwar nachher zu einer beſſern Einſicht gelangte, ſo ward dieſer Gebrauch dennoch nicht völlig aufgehoben, ſondern in die noch itzt übliche Gewohnheit verwandelt, daß man läutet, wenn eine Leiche begraben wird. Aber auch dieſe Gewohnheit wird immer mehr und mehr abgeſchafft, ſo daß man niemals ein ſolches Geläute mehr höret, wo nicht ein alter Spießbürger, oder eine alte Matrone, begraben wird. Ich verſtehe hier das Läuten mit allen Klocken in der Stadt. Denn was die Klockenſpiele betrifft, ſo dienen ſolche bloß zur Zierde, und werden nirgends, als nur in den größten Städten, angetroffen, wo ſie bey allerhand feyerlichen Begebenheiten geſpielet werden. Die Geſellſchaft verlangte auch zu wiſſen, woher der Gebrauch entſtanden, am Johannisabend Feuer anzuzünden, welches an einigen Orten annoch die ganze Nacht hindurch brennet. Ich glaubte damals, daß dieſes Feuer als ein Freudenzeichen anzuſehen, weil dieſes Feſt zu der erfreulichſten und angenehmſten Zeit des ganzen Jahres einfällt, da der Sommer am ſchönſten, und die Nacht am kürzeſten iſt. Ich habe aber nachher bey ge-

nauerer Untersuchung gefunden, daß diese Gewohnheit sich gleichfalls auf einen alten Aberglauben gründet. Bey den Römern waren, zur Erinnerung der Erbauung der Stadt, allerhand Gebräuche eingeführet. Man steckte an einem gewissen Abend Heu und Stroh an, und sprang durch dieses Feuer hindurch, wodurch man die begangenen Sünden zu versöhnen glaubte. Diese Gewohnheit ward nachher unter den Christen fortgepflanzt, und insonderheit bey dem Neumond, und am Johannisabend ausgeübt. Verschiedene Kirchenversammlungen haben sich bemühet, solche Gebräuche abzuschaffen, sie haben auch so viel ausgewirket, daß der damit verbundene Aberglaube gehoben worden. Aber dieses Johannisfeuer nimmt man noch an verschiedenen Orten wahr, und man thut dasjenige gegenwärtig zum Zeitvertreib, was vordem aus Aberglauben geschahe. Der gemeine Mann hat auch hiebey keine andere Absicht, weil derselbe den Ursprung dieses Gebrauches nicht einsiehet, noch weiß, wohin derselbe in vorigen Zeiten gezielet. Ich bin ꝛc.



Der

Der
sechs und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe sowohl in meiner Kirchenhistorie, als an andern Orten in meinen Schriften, gezeiget, daß es schwer sey, die Zeit anzugeben, wenn der Stand der Knechtschaft unter den Christen aufgehoben worden, und bey welcher Gelegenheit dieses geschehen. Man findet, daß die Knechtschaft, noch einige hundert Jahre nach der Einführung des Christenthums, allenthalben gebräuchlich gewesen, und daß die alten Kirchenväter, ja die Apostel selbst, dafür gehalten, daß die Knechtschaft nicht mit den Hauptartikuln der Religion streite, indem sie selbst die Herren ermahnen, mit ihren Knechten gelinde umzugehen. Man findet nicht weniger, daß es unter den Christen eine lange Zeit gebräuchlich gewesen, sich selbst in die Knechtschaft zu verkaufen, und daß dieses im siebenden, achten und neunten Jahrhundert in vollem Schwange gegangen, wovon Philippus Dattius, in seiner Schrift de venditione liberorum, verschiedene Beyspiele anführet. Die Handlung, wodurch dieses geschahe, ward obnoxiatio genannt,

nannt, wie man aus den Formuln des Marculphs abnehmen kann, die also lauten: Ideo ſtatum ingenuitatis meae nobis viſus ſum obnoxiaſſe, ita vt ab hoc die de veſtro ſeruitio penitus non diſcedam. Es hatten aber nicht nur Privatperſonen, ſondern die Kirchen ſelbſt, ihre Sklaven, und bemelbeter Schriftſteller zeiget, daß man ſolche Sklaven gegen Pferde vertauſchet. Die Einweihung zur Knechtſchaft geſchahe auf verſchiedene Art. Unter andern pflegte man demjenigen, der ein Sklave ward, einen Strick, womit man die Klocken läutete, um den Hals zu legen. Aimonius erzählt, daß eine adeliche Jungfrau, Namens Adelais, zu dem Grabe des heiligen Benediktus gebracht worden, um von ihrer Krankheit geheilt zu werden, iedoch mit dieſer Bedingung, wenn der Heilige ſie nicht heilen würde, ſo ſollte ſie wieder zu ihren Eltern zurück gebracht werden; Würde ſie aber die Hülfe des Heiligen erfahren, ſo ſollte ſie eine Sklavinn des Heiligen, oder welches einerley iſt, der dortigen Mönche, bleiben. Und weil das letztere geſchahe, ſo blieb ſie in der Knechtſchaft, worinn ſie, nach dem Zeugniß des Aimonius, den Mönchen alle nur mögliche Dienſte geleiſtet. Man ſiehet hieraus, daß die Mönche die alten heydniſchen Opferprieſter zum Muſter genommen, die, unter dem Namen der Götter und Göttinnen, Matronen und Jungfrauen ſchwächten, deren Kinder nachher

her als himmliſche Pfänder angeſehen wurden, und hierauf gründet ſich der Anſpruch des Hercules, des Alexanders und andrer auf den Namen und Titul der Halbgötter. Wollte Gott, daß es allein in dieſem Stücke wäre, worinn dieſe heiligen Mönche den heydniſchen Prieſtern nachgeahmet. Man findet aber, daß es noch in vielen andern Stücken und an vielen andern Orten gleichfalls geſchehen, weßfalls auch die Kloſterhiſtorien nichts anders als ärgerliche Kroniken ſind. Ich bin ꝛc.

Der

ſieben und neunzigſte Brief.

Mein Herr,

Unter den Dingen, worüber man ſich in dem unterirdiſchen Tagebuch am meiſten aufhält, iſt auch dieſes befindlich, daß die meiſten europäiſchen Völker, auch diejenigen, welche Frankreichs Feinde ſind, ſich doch nach den franzöſiſchen Moden und Gewohnheiten, inſonderheit in der Kleidertracht blindlings richten. Man kann die Urſache begreifen, weßfalls man gewiſſe zierliche und bequeme Kleider allenthalben angenommen, die von dieſer oder jener Nation erſun-

erfunden worden, aber davon ist die Ursache nicht zu ergründen, weßfalls man alle Moden und Gewohnheiten, die aus Frankreich kommen, sie mögen auch sonst so lächerlich seyn, als sie immer wollen, ohne allen Unterscheid annimmt. Man kann begreifen, warum die sogenannte Uniforme von andern Staaten angenommen worden, die zu den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten in Frankreich erfunden ward, indem eine solche Gleichheit in der Kriegstracht sowohl zur Zierde, als zur Bequemlichkeit, gereichet. Aber die große Bereitwilligkeit ist nicht zu begreifen, womit man alle französische Kleidermoden, so gar auch diejenigen, welche einen verstellen und unbequem sind, ohne alles Bedenken annimmt, ja auch diejenigen sich gefallen läßt, die man im Anfange selbst verlacht und verachtet hat, und zwar dieses alles aus keiner andern Ursache, als weil sie aus Frankreich kommen. Was dieses einigermaßen begreiflich macht, solches ist der Eigennutz der französischen Schneider und Krämer, welche ihre Rechnung bey der Veränderung der Kleidertracht finden, und es daher also einzurichten wissen, daß man die Kleider wegwerfen muß, ehe solche vertragen worden, und diese den Namen alter Kleider erhalten, wenn sie gleich noch ganz neu sind. Und weil die Schneider bey andern Nationen ihre Nahrung gleichfalls dadurch befördert sehen, so suchen sie diesen vielfältigen Veränderungen, so viel sie nur können, das Wort zu reden, und rüh-

men

men ſolche nicht allein, ſondern ſie machen ſich auch eine Ehre daraus, daß ſie dasjenige ſo vollkommen nachmachen und abcopiren können, was ſie doch oft ſelbſt in ihrem Herzen belachen. Aber dadurch wird doch die Hauptſache ſelbſt nicht gehoben. Denn es iſt annoch die Frage zu beantworten übrig, warum die Schneider in andern Ländern dieſes nicht auch zu thun vermögend ſind? warum engliſche, preuſſiſche und öſterreichiſche Kleidertrachten ſtets nur, daß ich ſo rede, national bleiben, die franzöſiſche Kleidermode aber von ganz Europa angenommen wird? Die kurzen preuſſiſchen Kleider, die von dem vorigen Könige eingeführt wurden, haben keine Liebhaber gefunden. Sie blieben ſtets preuſſiſch, ſie würden aber allgemein geworden ſeyn, wenn ſie in Frankreich wären erfunden worden. Eben dieſes kann man von den Kleidertrachten andrer Länder ſagen, welche ſich niemals weiter verbreitet haben, ſondern beſtändig in den Gränzen des Landes, wo man ſie zu tragen gewohnt geweſen, eingeſchloſſen geblieben, weil man ſie für ungeſchickt, unbequem, und von einem verdorbenen Geſchmacke herrührend, erkläret hat. Die franzöſiſchen Schneider aber bekümmern ſich gar nicht um die Zierlichkeit oder Bequemlichkeit der Kleidertracht, weil ſie aus der Erfahrung wiſſen, daß die Kleider, welche ſie verfertigen, ſie mögen übrigens zu eng oder zu weit ſeyn, die Knöpfe mögen forn oder hinten ſitzen, dennoch für ſo bequem als zierlich gehal-

ten,

ten, und von allen Nationen ohne die geringſte Einrede angenommen und nachgemacht werden. Die Moden wechſeln auch innerhalb einer kurzen Zeit beſtändig mit einander ab, die Kleider ſind bald eng, bald weit, bald lang, bald kurz, und endlich werden ſie durch die Circulation wieder eben ſo gemacht, als ſie vor zwanzig Jahren verfertiget worden. Daher verkaufte ein gewiſſer Mann ſeine Kleider niemals, ſondern er legte ſolche nur beyſeite, in der Hoffnung, daß ſelbige nach einigen Jahren wieder neu, und nach der Mode eingerichtet ſeyn würden. Und er betrog ſich auch nicht in dieſer ſeiner Meynung. Einige ſchreiben den Vorzug, den Frankreich ſich hierinn erworben, der Größe dieſes Reiches zu; und es ſcheint auch nicht ungereimt zu ſeyn, daß die kleinern Staaten die größern, ſowohl in Abſicht auf die Sitten und Sprache, als auch in Abſicht auf die Kleidertracht, zum Muſter nehmen. So gegründet aber dieſes auch vielleicht, in Abſicht auf Savoyen, Lothringen, Flandern und andre an Frankreich gränzende kleinern Staaten, ſeyn mag, ſo wenig iſt dieſes dennoch in Abſicht auf andre Reiche, inſonderheit auf Deutſchland, gegründet, als welches nicht nur an und für ſich ſelbſt größer, ſondern auch reicher an Einwohnern und Städten iſt, und ſich überdem wegen des Kayſerthums noch einen Vorzug vor Frankreich zueignet. Man findet nicht, daß die großen Univerſalmonarchien dieſes zu bewirken vermögend geweſen. Man findet nicht,

daß

daß die griechischen Städte ihre Kleider nach einem persischen Muster machen lassen. Man findet nicht, daß Athen, Theben, Corinth und andre Macedonien unterworfene Städte die macedonische Kleidertracht, Sprache und Sitten nachgeahmet. Es wird also noch etwas mehreres erfordert, diese Schwierigkeit zu heben, und ich glaube, daß die vernünftigste Ursache hierinn bestehet. Der Theil der Welt, den wir bewohnen, hat seit der Herrschaft der Römer verschiedene Veränderungen erlitten. Vor einigen Jahren herrschte allenthalben die dickste Barbarey und Unwissenheit, nachher verschwand diese grobe Barbarey, an deren statt aber stellte sich die Pedanterey wieder ein, so, daß es annoch ungewiß ist, ob man diejenige Zeit am meisten beklagen soll, da man nichts wußte, oder da man gar zu viele unnütze Dinge wußte, da man keinen, oder da man einen verdorbenen Geschmack hatte. Denn die Trägheit ward in Munterkeit verwandelt, wodurch man aber dennoch nichts ausrichtete. Man disputirte über Sachen, die man nicht wuste, mit eben so vieler Fertigkeit, und mit einem eben so großem Eifer, als über Sachen, die einem bekannt waren, und Europa war eben so fruchtbar an pedantischen und scholastischen Skribenten, als es an guten Schriftstellern unfruchtbar war. Kurz vor der Reformation Lutheri ward der Geschmack einigermaßen verbessert, und den Leuten giengen die Augen immer mehr auf, so, daß Europa in der Religion, im Staate, in der

Gelehrsamkeit, in Künsten und Sitten, eine ganz andere Gestalt erhielte. Man richtete an verschiedenen Orten hohe Schulen auf, Europa war allenthalben mit gelehrten Männern angefüllet, man war bemühet, die Künste und Handwerker zu verbessern, man war auf neue Erfindungen, und auf eine mehr gesittete Lebensart bedacht, und alles ward so hoch getrieben, daß auch viele der Meynung waren, daß nichts weiter zu verbessern übrig wäre. Es waren aber nur die Materialien gut, um mit der Zeit durch Hülfe derselben ein zierliches und prächtiges Gebäude aufzuführen, und es war ein grauer Stein zwar in Marmor verwandelt, aber noch nicht geschliffen. So war der Zustand von Europa beschaffen, als Ludwig der Vierzehnte den französischen Thron bestieg. Unter diesem grossen Könige erhielt Frankreich eine ganz neue Gestalt, so, daß man von dem Anfange seiner Regierung eine neue Zeitrechnung in der Historie festsetzen kann. Ich will der großen Macht nicht erwehnen, wozu das Reich durch seine siegreichen Waffen gelangte, ich will bloß seiner Freygebigkeit gedenken, wodurch die Gelehrsamkeit, die Künste und Wissenschaften gleichsam auf einmal auf den höchsten Gipfel erhoben wurden. Und hiedurch erlangte dieser König weit billiger, als durch alle Kriege die er so glücklich führte, das Recht, sich den Namen des großen Ludwigs zuzueignen. Damals sahe man Proben von allem, was der Witz und die Hände der Menschen

nur

nur immer hervorzubringen vermögend sind. Die französische Sprache erhielt die Vollkommenheit, wodurch dieselbe fast eine allgemeine Sprache des ganzen christlichen Europa geworden. Die prächtigen Gebäude und Kunststücke, die wir noch sehen, geben zu erkennen, wie hoch die Kunst hierinn getrieben worde. Man konnte zwar auch bereits vorher durch Lesung guter Schriften gelehrt werden. Aber die französischen Bücher, die zu diesen Zeiten geschrieben wurden, waren so gelehrt, und zugleich auch so angenehm abgefaßt, daß auch das Frauenzimmer und ungelehrte Personen, welche sich bisher nicht im geringsten um die Gelehrsamkeit bekümmert, sich nunmehro darinn vertieften. Man legte sich nicht weniger auf anständige Sitten und auf eine wohleingerichtete Lebensart, wodurch der Umgaug und die Gesellschaften höchstangenehm und reitzend wurden. Des Königs Person aber war bey diesem allen das Muster, dem man nachzuahmen suchte. Der Geschmack ward in allen Stücken so geläutert, daß alle andre Nationen auf ihren eignen Geschmack Verzicht thäten, und sich bemüheten, den französischen Geschmack im Reden und Umgang, in der Kleidertracht, im Essen und Trinken anzunehmen, weßfalls denn andre Länder mit französischen Hofmeistern, mit Französinnen, mit französi-

schen Sprachmeistern und Köchen angefüllet wurden. Man darf sich also nicht wundern, daß die meisten andern Nationen zu den damaligen Zeiten ihre eignen alten Sitten, ihre eignen Waaren und Arbeiten verachteten, und so wenig Geschmack an einem Ragout funden, wo solches nicht von einem französischen Koche zubereitet worden, als ein Kleid tragen wollten, wenn solches nicht nach einem französischen Muster zugeschnitten worden. Ja es fehlte nichts mehr, als daß unsre Matronen und Jungfern auch die jungen Männer und Freyer unter ihren Landsleuten verachteten, und sich Männer von Paris verschreiben ließen. Ich kann nicht umhin, hiebey eine artige Historie zu erzählen, die in der schönen Schrift, Memoires de Brandebourg, angetroffen wird. Nachdem, heißt es daselbst, die Mutter des berühmten Herrn von Canitz, alle französische Moden genau beobachtet, so trug sie, um sich unter dem berlinischen Frauenzimmer auch in diesem Stücke hervorzuthun, einem Kaufmann auf, ihr von Paris einen jungen schönen, wohlgewachsenen und artigen Mann zu verschreiben, weil sie glaubte, daß davon in Frankreich ein eben so großer Vorrath, als von andern schönen Kramwaaren, anzutreffen seyn würde. Der Kaufmann, der in dieser Art der Kaufmannschaft keine sonderliche Erfahrung hatte, richtete indessen doch dasjenige, was ihm war auf-

getragen worden, so gut aus, als er konnte. Sein Correspondent suchte eine Person aus, die funfzig Jahr alt und übrigens fast beständig krank war. Wie dieser Mann, der sich Marquis de Brinbok nännte, in Berlin ankam so ward die Frau von Canitz darüber zwar im Anfange nicht wenig bestürzt. Weil sie ihn aber doch indessen selbst verschreiben lassen, er auch ein gebohrner Pariser war, so nahm sie ihn doch endlich zur Ehe. Es war ein Glück für das brandenburgische Frauenzimmer, fügt der hohe Verfasser hinzu, daß diese Ehe zum Mißvergnügen der Frau von Canitz ausfiel. Denn sonst würden alle unsre schönen Weiber und Jungfrauen in französische Hände gefallen, die Bürger in Berlin aber, wie die alten Römer, gezwungen worden seyn, die Schönheiten der benachbarten Länder, so wie ehemals das sabinische Frauenzimmer, zu rauben. So weit gehet die Betrachtung des durchlauchtigsten Verfassers, welcher übrigens den herrlichen Zustand Frankreichs unter diesem Könige mit würdigen Lobsprüchen erhebt, worinn man demselben völlig Beyfall geben muß. Kein Zeitpunkt in der Geschichte ist merkwürdiger, als dieser, und Frankreich war damals der rechte Sitz der Künste und Wissenschaften, ja man muß der französischen Nation die Ehre lassen, daß sie andre europäische Nationen aufgeklaret, und mehr gesit-

tet gemacht, ja dasjenige in einem halben Jahrhundert ausgerichtet, was ein jeder für eine Arbeit von einigen Jahrhunderten würde angesehen haben. Man siehet hieraus, was ein Regent ausrichten, und was, durch Aufmunterungen und Belohnungen, insonderheit bey einem Volke zuwege gebracht werden kann, welches mit einer natürlichen Munterkeit begabt ist. Alles gieng in der größten Geschwindigkeit von statten, und es scheint noch unbegreiflich zu seyn, wie solche wichtige Dinge innerhalb einer so kurzen Zeit, insonderheit unter einem Könige ausgerichtet werden können, der eine mäßige Erziehung gehabt, und in der Jugend nichts gelernet hatte. Denn er war eben so ungelehrt, als er ein großer Beförderer der Gelehrsamkeit war. Er selbst konnte nicht unter die streitbaren Könige gerechnet werden, und dennoch erhielt das Land unter seiner Regierung das Ansehen einer Kriegsschule. Er selbst war der Wollust ergeben, und dennoch ist die Anständigkeit in Sitten und im Umgange niemals mehr, als unter seiner Regierung, beobachtet worden. Er prägte den Unterthanen die Tugenden ein, die er selbst nicht besaß, und brachte ihnen eine Neigung zu solchen Dingen bey, denen er selbst nicht ergeben war. Man kann also diejenigen entschuldigen, welche dieses alles einem unersättlichen Ehrgeitze des Königes zuschreiben, und glauben, daß

der-

derſelbe, nach dem Beyſpiel der alten Römer, ſowohl durch ſeine ſiegreichen Waffen, als durch andre glänzende Thaten, ſich den Weg zu einer allgemeinen Herrſchaft zu bahnen, und dadurch die angränzenden Länder einzunehmen, und ſich gewogen zu machen, geſuchet. Er brachte es auch wirklich dahin, daß er in andern Ländern eben ſo ſehr gefürchtet als geliebet ward, und ſeine Hiſtorie mit eben ſo vielen fremden Lobeserhebungen, als Satyren, angefüllet worden. Dem ſey übrigens wie ihm wolle, und der König mag entweder durch einen alle Schranken überſteigenden Ehrgeiz, oder durch andre Urſachen, zu dem, was er vorgenommen, veranlaſſet worden ſeyn; ſo verdient dennoch ſein Name jederzeit, mit dem vollkommenſten Rechte, das verehrungswürdigſte Andenken. Und zwar nicht allein in Frankreich, wegen des Anſehens, welches er dieſem Reiche zuwege gebracht, ſondern auch in andern Ländern, wegen des Nutzens, den dieſe ſeinen Anſtalten und Stiftungen zu danken haben, inſonderheit aber wegen der Freygebigkeit, die er auch gegen fremde Künſtler und Gelehrte blicken laſſen. Die Eitelkeit hat wichtige Dinge veranlaſſet, und der Ehrgeiz hat, wie man im Sprüchworte zu reden pflegt, die meiſten Hoſpitäler gebauet. Man rühmt ein prächtiges Gebäude, ohne nach der Urſache zu fragen, weßfalls daſſelbe aufgeführet

ret worden. Ein Geschenk ist ein Geschenk, es mag mit der rechten, oder mit der linken Hand gegeben werden, und eine Wohlthat ist eine Wohlthat, sie mag übrigens aus Eitelkeit oder aus Andacht herrühren. Da demnach Frankreich unter diesem Könige eine so glänzende Gestalt erhielte, so war es um so viel weniger zu bewundern, daß die meisten europäischen Völker dahin eilten, um dasjenige zu hören, zu sehen, und zu lernen was sie in ihrem eignen Lande nicht antrafen. Und was ist leichter zu begreifen, als daß sie bey dieser Gelegenheit die Franzosen auch in den Sitten, in der Lebensart und in der Kleidertracht zum Muster nahmen? Jedoch dieser blühende Zustand von Frankreich war von keiner langen Dauer. Das Reich schien mit seinem König alt zu werden, und, so wie die Gemüths- und Leibeskräfte bey dem Könige mit den Jahren abnahmen, so nahm auch die Hurtigkeit und Geschicklichkeit bey den Unterthanen ab; und es schien hier eben eine solche Sympathie, wie bey den Menschen zwischen Haupt und Gliedern, zu seyn, welche zugleich gebohren werden, zugleich zunehmen und blühen, auch zugleich abnehmen und verwelken. Gegen das Ende der Regierung dieses Königes sahe man keine große Feldherrn mehr. Anstatt eines Conde, eines Türenne, eines Luxemburgs, und andrer berühmten Kriegshelden, sahe man nun nur allent-

halb-

halben mittelmäßige Generals, und Villars war fast der einzige, den Frankreich annoch aufweisen, und einem Eugenius und Marlborough entgegen setzen konnte. Die Waffen, wodurch die Franzosen vordem die Festungen gleichsam wegblasen konnten, waren auch nicht mehr vorhanden. Anstatt solcher Staatsminister und Schatzmeister, dergleichen Louvois und Colbert waren, sahe man nur einen Feuquier, einen Chamillard, einen Pont Chartrain, und dergleichen Leute. Die wichtigen Reichssachen wurden vormals von den scharfsinnigsten und klügsten Köpfen besorget. Nunmehro hatte die Frau von Maintenon solche allein in Händen, und der König beschloß gegen das Ende seiner Regierung niemals etwas, bis er die Frau von Maintenon durch das bekannte qu'en dites vous Madame? um ihre Meynung befragt hatte. Die gelehrten Männer und Künstler fiengen auch nach und nach an abzunehmen. Die Fruchtbarkeit ward in einen gewissen Mißwachs verwandelt, und Frankreich schien nicht mehr Frankreich zu seyn. Im Gegentheil aber nahmen die benachbarten Länder, welche sich den blühenden Zustand von Frankreich zu Nutze gemacht hatten, in der Kriegskunst, in den Wissenschaften, und in Absicht auf ein gesittetes Leben, immer mehr und mehr zu. Frankreich konnte also den Namen einer allgemeinen Schu-

le für andre europäiſche Völker nicht mehr behaupten, und die Reiſen nach Paris waren nicht mehr ſo nothwendig, als vorher. So leicht es demnach zu begreifen iſt, daß andre Nationen bey dem blühenden Zuſtande von Frankreich ſich bemühet, die franzöſiſchen Moden anzunehmen, und in eine pariſiſche Form umgegoſſen zu werden, ſo ſchwer iſt es doch, eine Urſache ausfündig zu machen, wesfalls man annoch damit fortfähret, da ein jeder doch gegenwärtig von ſeinem eignen Lande ſagen kann: Hic Rhodus, hic ſalta. Was aber ehedem aus einer guten und nützlichen Abſicht geſchahe, das geſchiehet gegenwärtig aus Gewohnheit. Ein jeder junger Menſch, der zu dieſen Zeiten nach Paris reiſet, kann davon keine andre Urſache angeben, als eine hergebrachte Gewohnheit, und damit er dem Beyſpiel ſeines Vaters und ſeiner Voreltern folgen möge. Auf eben dieſelbe Art reiſen unſre jungen däniſchen Studenten nach Deutſchland, um die Theologie zu erlernen, da doch das theologiſche Studium in Dännemark dergeſtalt überhand genommen, daß man von hier aus andre evangeliſche Länder mit theologiſchen Profeſſoren verſehen kann. Wer nahe an einem Fluſſe wohnet, der reiſet gewiß nicht hundert Meilen, um anderwärts Waſſer zu holen. Die pariſiſchen Kreutzzüge, die annoch täglich angeſtellet werden, rühren demnach ein-

zig

zig und allein aus einer übel gegründeten Gewohnheit her, und die Grille, daß Schuhe, Kleider und Peruken den Leib nicht zieren, wo solche nicht nach einem französischen Muster eingerichtet sind, ist nicht weit von der Verrückung des Verstandes entfernet, insonderheit, wenn man siehet, daß die pariſischen Kleidermoden sich nicht auf die Bequemlichkeit oder Zierde gründen, sondern bloß aus der Ursache alle Augenblicke verändert werden, damit man sie verändere, und die alten Moden, welche man vor einigen Jahren verworfen, wieder einführe. Doch muß man einigen Völkern, insonderheit dem nordischen Volke, darinn recht wiederfahren lassen, daß sie annoch fest über einige wenige alte und national Gebräuche und Gewohnheiten halten, welche darinn bestehen, daß man sich mit Essen und Trinken überladet, und den Leib wenig oder gar nicht beweget. In diesem Stücke ist die französische Lebensart, die das Gegentheil hievon enthält, wohl gegründet. Aber eben darum scheint es, daß man sie verachtet. Möchten wir doch allein die vernünftigen Moden der Franzosen annehmen, oder ihnen wenigstens sowohl in dem einen als in dem andern folgen. Die Bewegung des Leibes, welche die Franzosen als eine Wollust ansehen, ist den nordischen Völkern eine Pönitenz. Jene brauchen ihre Füsse, um den Leib gesund

zu erhalten. Dieſe brauchen den Lehnſtuhl, und verlaſſen denſelben niemals, wodurch allerhand Krankheiten verurſachet werden. Jene laſſen ſich öfters an einer Schüſſel begnügen, bey dieſen aber muß der Tiſche ganz mit Schüſſeln bedeckt ſeyn. Den wenn man hier in Norden gute Freunde auf ein Butterbrod bittet, ſo verſtehet man dadurch eine Abendmahlzeit von ein halb Dutzend Gerichten. Was man hier in Norden eine Suppe nennet, daraus macht man in Frankreich drey Gerichte. Denn zuerſt trägt man die Suppe oder Bouillon, hiernächſt das Fleiſch, und endlich, als das dritte Gericht, die Klöße auf, welches man hier in Norden und in Deutſchland zuſammen ein Gericht nennet. Ich könnte zum Beweis noch verſchiedene andre Dinge anführen, um zu beweiſen, daß es bloß unſre eigne thörichte Moden ſind, worinn wir uns verlieben, wogegen wir fremde und gute Gewohnheiten verachten, die ſchlechten und thörichten aber annehmen. Ich bin ꝛc.

Der

Der
acht und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ein Reisender besuchte mich einmal an einem Morgen auf meinem Gute, und beschwerte sich über Durst und Hitze. Ich bot ihm hierauf Thee an, und er trank so lange Thee, biß sein Durst gestillet war. Nachher aber bat er sich ein Glas Brandwein aus, um das Wasser wieder zu versetzen, und nachdem er nach Landesgebrauch eine ziemlich starke Portion hiervon zu sich genommen hatte, so ward er eben so heiß und durstig, wie vorhin, und reisete in eben demselben Zustande wieder weg, worinnen er gekommen war. Dieses Betragen meines Freundes gab mir zu allerhand philosophischen Betrachtungen Anlaß, und ich gedachte bey mir selbst, sind nicht verschiedene Handlungen der Menschen von einer gleichen Beschaffenheit, und kann nicht ein großer Theil solcher Handlungen mit dem Kegelspiel verglichen werden,

da

da man die Kegel niederwirft, um sie wieder aufzusetzen, oder mit dem Tobacksschmauchen da man den Rauch an sich zieht um ihn wieder wegzublasen. Die vornehmste Eigenschaft der Menschen scheinet demnach darinn zu bestehen, daß sie sich bewegen, jedoch ohne merklichen Fortgang, und man könnte füglich folgende Beschreibung von dem Menschen machen: Der Mensch ist ein Wesen, welches beständig nach dem Ziele läuft, aber doch immer gleich weit davon entfernet ist. Diese Beschreibung ist nicht ganz ungegründet, sondern kann durch verschiedene Beyspiele, und durch die tägliche Erfahrung bestätiget werden Man bemerkt öfters, daß alte Leute sich Bibliotheken anschaffen, und solche mit großer Sorgfalt in eine zierliche Ordnung setzen, da sie doch beschlossen haben, oder doch wenigstens versichert seyn können, daß diese Bücher nach einer kurzen Zeit alle wieder stückweise werden verkauft, und also hin und wieder zerstreuet werden, so, daß sie dasjenige, das zerstreuet war, sammlen, damit dasjenige, was sie gesammlet, wieder zerstreuet werden möge. Was macht man nicht für Bewegungen, so oft ein Krieg soll geführet werden? Einige Jahre vorher werden dazu bereits alle Anstalten vorgekehret, man richtet Magazine auf, man wirbt Soldaten, die Schatzkammern werden ausgeleeret, und einige tausend Menschen erschlagen. Wenn

der

der Krieg einige Jahre gewähret, so wird endlich der Friede unter der Bedingung geschlossen, daß die Gefangenen, und die eroberten Festungen und Länder wieder zurück gegeben werden sollen, übrigens aber alles in dem Stande bleiben soll, worinn es vor dem Kriege gewesen. Wenn ich alle die Kriege vollendet habe, die ich zu führen gedenke, sagte ehemals der epirotische König Pyrrhus, so will ich mich zur Ruhe begeben, und der guten Tage genießen. Cyneas antwortete: wenn du durch den Krieg nichts anders zu erhalten suchest, und wir ohne Krieg diesen Endzweck erhalten können, so wollen wir uns gleich der Ruhe ergeben, und der guten Tage genießen. Man muß eben so von den gelehrten Versammlungen urtheilen, worinn man über allerhand annoch nicht ausgemachte Meynungen in geistlichen und weltlichen Sachen streitet. Denn am Ende behält ein jeder seine Meynung, die er mit in die Versammlung gebracht, und man stellt eine neue Zusammenkunft an, die auf dieselbe Art geendiget wird. Wenn man die Regierungsarten ansiehet, so findet man, daß selbige nach verschiedenen Veränderungen, endlich wieder in die alte Verfassung gesetzt, und die Monarchien in Aristokratien, die Aristokratien in Demokratien, und die Demokratien wieder in Monarchien, verwandelt worden; so, daß die Gestalt der Regierungsform durch die

Cir-

Circulation zuletzt eben dieselbe wieder wird, welche sie war, ehe man daran zu künsteln anfieng; so wie der Zeiger an einer Uhr, wenn er zwölf Stunden durch gelaufen, wieder auf eben dieselbe Zahl weiset. Wenn Cajus zwölf Stunden lang gelaufen und geschwitzet, Mevius aber inzwischen ganz ruhig auf seinem Lehnstul gesessen, so findet sich zuletzt, daß beyde gleich viel ausgerichtet. Chrysophilus ist stets darauf bedacht, seine Schätze zu vermehren, und seinen Zustand zu verbessern. Er häuft Schätze, und wird dennoch dadurch weder reicher noch ärmer, weder magerer noch fetter, sondern er bleibt immer eben derselbe, ehe er anfieng Schätze zu sammlen. Seine Geldbeutel schwellen allein auf, und nicht der Haushalter, sondern allein das Haus, wird reich. Mit einem geitzigen Verschwender, mit einem Catilina, hat es eine gleiche Bewandniß. Er sammlet zu dem Ende, um dasjenige, was er erworben, wieder zu zerstreuen, er giebt mit der einen Hand wieder weg, was er mit der andern nimmt, uud bleibt mit aller seiner Bewegung eben derselbe, der er vorher war. Er kann mit einem Kranken verglichen werden, der ein Brechmittel einnimmt, um solches wieder wegzugeben, und ist einem Menschen ähnlich der, wie die Poeten sagen, Wasser in ein Sieb sammlet, da das Wasser immer aus der Quelle genommen wird, und

wie-

wieder in die Quelle läuft. Ein guter Freund rühmte einmal seine Magentropfen, die seinen Magen wieder in Ordnung brächten, wenn er denselben überladen hätte. Ich antwortete ihm aber, wenn er seinen Magen nicht überlüde, so hätte er auch nicht nöthig, Magentropfen zu nehmen, um seinen Magen wieder in Stand zu setzen. Nichts aber ist geschickter, jemanden hievon zu überführen, als die Veränderung in der Mode und in der Kleidertracht. Wenn jemand zehn Kleider und Hüte hat, so kann er versichert seyn, daß er ein Kleid und einen Hut hat, der nach der Mode ist. Denn die Veränderung der Mode besteht darinn, daß man aus dem alten etwas neues, und aus dem neuen wieder etwas altes macht. Was den Geschmack anlanget, so hat Blackmore gezeiget, wie oft der Geschmack der Engländer in Absicht auf die Schriften in einem Jahrhundert verändert worden. Wenn man dieses alles betrachtet, so erhellet daraus, daß viele Menschen Knoten schürzen, welche sie zu dem Ende auflösen, damit sie neue Knoten schürzen mögen, so daß es scheinet, als ob sie sich bewegten, da sie doch beständig stille stehen. Der große griechische Weltweise Zeno Eleates behauptete, daß nichts in der Natur sich bewegte, sondern daß die Bewegung, die man zu bemerken glaubte, nur dem Scheine nach, nicht aber in der That, vorhanden sey. Die Grün-

Sr. Hochgräfl. Excellenz

dem

Hochgebohrnen Grafen und Herrn

HERRN

Adam Gottlob,

Grafen von Moltke,

des Elephanten-Ordens Rittern, Ihro Königl. Majestät zu Dännemark Norwegen höchstbetrauten wirklichen Geheimen Rath und Ober-Hofmarschalln, Graf zu Bregentwed, Freyherrn zu Lindenburg und Högholm, Herrn zu Tryggevelde, Alslev ꝛc.

Meinem gnädigen Grafen und Herrn.

Herr, offenbaren, daß dieser Herr derjenige sey, der im Jahr in einem hohen Alter gestorben. Man kann auf ihn anwenden, was den Menschen insgemein zum größten Ruhme ausgelegt wird, daß er vielmehr wirklich ein großer Minister seyn, als scheinen wollen. Denn, weil er verschwiegen und bedachtsam in allen Stücken war, so konnten seine großen Eigenschaften denenjenigen nicht so sehr in die Augen leuchten, die nur gewohnt sind, auf die äußere Schale, nicht aber auf den Kern zu sehen. Und weil er keine Gelegenheit hatte, sich auf dem Schauplatz sehen zu lassen, wo seine Tugenden in ihrem vollen Glanze erscheinen konnten so waren seine herrlichen Eigenschaften gleichsam immer durch einen Dampf und Nebel bedecket. Indessen zeigten doch die Strahlen, die aus dieser Wolke hervorbrachen, daß dieser Herr mit einer großen Redlichkeit, mit einer tiefen Einsicht in die Staatskunst, mit einer unüberwindlichen Beständigkeit, mit einer ungemeinen Scharfsinnigkeit und mit andern herrlichen Eigenschaften begabt war, wodurch andre einen großen Namen in der Historie erlangt haben. Wenn er sich in selbigen Umständen, wie ein Ximenes, ein Ochsenstirn, und ein Fleury befunden, so würde er einen eben so großen Ruhm erlangt haben. Die Geschicklichkeit war bey ihm eben so vollkommen, als bey den itztangeführten

Männern. Die Gelegenheit aber, diese Geschicklichkeit anzuwenden, war verschieden. Denn man kann die Fähigkeit und Erfahrung eines Steuermannes nicht anders, als bey Sturm und Ungewitter, kennen lernen. Was aber andre große Geister anbelanget, die sich durch viele glänzende Thaten hervorgethan, so würde er, wenn er auch gleich gekonnt hätte, dennoch ihre Fusstapfen niemahls betreten haben Denn seine Behutsamkeit und tiefe Einsicht ließ ihm nicht zu, an mehr als eine Sache auf einmal zu denken, um nicht, nach dem Exempel solcher großen Geister, etwas vorzunehmen, welches nicht bestehen könnte, oder etwas zu bauen, welches wieder niedergerissen werden müßte. Denn je mehr Einsicht und Scharfsinnigkeit man besitzet, desto langsamer geht man zu Werke, und je tiefer man eine Sache einsiehet, um so viel mehrere Schwierigkeiten trifft man dabey an. Ungeachtet er selbst den besten Rath zu ertheilen vermögend war, so hörte er doch stets das Bedenken von andern an, daher wurden seine Entscheidungen allemal als Orakulsprüche angenommen. Er ward eben so sehr geliebet, als gefürchtet, und er zeigte dadurch, daß diese zwo sonst nicht mit einander übereinstimmende Eigenschaften dennoch in einer Person vereiniget seyn könnten. In seinem Hause herrschete eine Zierlichkeit ohne Ueberfluß. Er war in seinen

Haus-

Hause ein mit großem Ansehen befehlender Ha-
Hausherr, aber auch dabey ein rechtschaffener-
ter. Fast niemals hat er eine Handlung, die
er gethan, bereuet, weil er sich niemals über-
eilte, oder etwas vornahm, welches ihm Ver-
druß, oder eine Reue hätte erwecken können.
Er war bey allen Umständen unveränderlich,
und sein Gemüth blieb immer in gleicher Ver-
fassung, so, daß so wenig das Glück, als das
Unglück, jemals in seinem Gemüthe eine Ebbe
und Fluth verursachet. Er ließ die Gerech-
tigkeit niemals aus den Augen, und nannte
alles, was er that, eine Pflicht und Schuldigkeit.
Wie ihm daher einmal ein gewisser Mann,
den er aus einem Labyrinthe gerettet hatte, da-
für danken wollte, so antwortete er: den
Dank sind sie nicht mir, sondern ihrer gerech-
ten Sache, schuldig. So war der Mann be-
schaffen, der ohne Geläute von halben Tagen
begraben ward, und mit Tode abgieng, ohne
unsre Dichter und Panegyristen in Arbeit zu
setzen, da doch die Lobgedichte sonst bey dem
Sarge eines gemeinen Bürgers in Menge ans
Licht treten. Wenn der Selige wieder erwachen
sollte, so würde er mit diesem allgemeinen Still-
schweigen vollkommen zufrieden seyn. Denn,
da er selbsten ein Feind der Heucheley war, so
wollte er auch nicht, daß andre ihm heuchlen
sollten. Solche Dinge, als der Selige verrich-
tet, und solche Eigenschaften, als derselbe be-

Hochgebohrner Graf

Gnädiger Graf und Herr,

Die ausnehmende Huld, welche Ewr. Hochgräfl. Excellenz allen denjenigen angedeyen zulassen geruhen, die Denenselben unterthänig aufzuwarten, die Gnade haben, läßt mich auf das Zuversichtlichste hoffen, Ewr. Excellenz werden es gnädig verzeihen, daß ich mich erkühne, Dero Namen gegenwärtigem Buche vorzusetzen. Es ist dieses die letzte Frucht der bemühten Feder des um sein Vaterland, und die Wissenschaften unsterblich verdienten Holbergs, und bedarf diese Arbeit um so viel mehr eines mächtigen Schutzes, als der Verfasser derselben unlängst zu seiner Ruhe eingegangen, und sich selbst fernerhin zu vertheidigen nicht mehr im Stande ist. Zu wem aber könnte dieselbe sicherer ihre Zuflucht nehmen, als zu Ewr. Excellenz, in Deren hohen Person Dänene:

Vorrede
des Uebersetzers.

Bey dem gegenwärtig ans Licht tretenden fünften Theile der Holbergischen vermischten Briefe finde ich wenig anzuführen. Die Einrichtung und der Innhalt derselben ist aus den vorigen Theilen bereits bekannt, davon die drey ersten und dieser fünfte Theil von einer, der vierte Theil aber von einer fremden Feder, übersetzt worden, und die muntere und freye Schreibart, welche die vorigen Theile belebet, herrscht auch in diesem letzten Theile der Holbergischen Briefe. Vielleicht scheint die Schreibart an verschiedenen Orten, ein wenig gar zu frey zu seyn, und nicht alle werden dem Urtheil des seligen Verfassers durchgehends beyflichten, wie ich denn selbst in verschiedenen Stücken von demselben abzuweichen Ursache zu haben glaube, und die hin und wieder vorkommende Ausdrücke für gar zu scharf und uneingeschränkt halte. Ich habe aber dennoch billig Bedenken getra-

gut oder schlecht ausgearbeitet worden, sondern sich bloß darnach erkundiget, ob es mit einem Tanz geschlossen werde, und daher alle Stücke gleich gut sind, so hege ich anjetzo andere Gedanken, indem man auf solche Art noch Stücke genung hat, aus denen man eines wählen kann. Denn ein jeder Skribent ist gegenwärtig ein Comödienschreiber, und niemand darf besorgen, daß seine Arbeit nicht sollte aufgeführet werden, wie mager, elend und übel zusammenhängend dieselbe auch sonst immer seyn mag, wenn er nur die Vorsicht brauchet, daß er zuletzt eine Aria singen, und die Comödianten tanzen läßt, welches auch, wie man bemerkt, von unsern Schauspieler genau beobachtet wird. Man sieht hieraus, das ein verderbter Geschmack auch seinen Nutzen in der Welt hat, und daß dasjenige nicht für ganz ungegründet zu achten, was ich in meinen moralischen Gedanken hievon geschrieben habe.

Ich bin ꝛc.

E N D E.

X X/38